

DIE WELTWOCHEN



Der Mensch ist gut

Gefährlichster Trugschluss der Weltgeschichte. *Norbert Bolz*

Martullo's Angriff

Vergibt die SVP-Politikerin mit dem Diktatur-Vorwurf ihre Bundesrats-Chancen?

Marcel Odermatt

Erling Braut Haaland: Zeitalter der Titanen

Wie ein 20-jähriger Norweger den Fussball verändert.

Matthias Matussek

**Corona: Berufsverbot
für Luzerner Hausarzt**
Alex Baur über den Fall
Andreas Heisler

406900 407761 7
60

SAGER | BRUNNEN SKULPTUREN



Diktatur der vollen Hosen

Der Bundesrat hat keinen Ausstiegsplan. Die Diktate, die Bevormundungen, die Freiheitsberaubungen werden bleiben. Es gibt keinen Rückweg in die Normalität.

Das ist keine Vermutung, das ist eine Feststellung. Der Bundesrat um Corona-Turbo Alain Berset hat die Absicht, diese Pandemie zu verlängern – auf unabsehbare Zeit.

Es ist die pure Willkür. Die Überlastung der Spitäler fand nie statt. Die Intensivstationen sind halbleer. Das Median-Alter der Covid-Toten liegt über der normalen Lebenserwartung.

Stur weigert sich der Bundesrat, die Schweiz zu öffnen. Der angedrohte Super-GAU der neuen Mutationen blieb aus. «Wir sind faktenfrei unterwegs», sagt einer, der es weiss.

Gesundheitsminister Berset hofft insgeheim auf eine dritte Welle. Er möchte beweisen, dass sein Lockdown nötig, richtig war. Widerstand leistet in der Regierung nur die SVP.

Die FDP spricht mit gespaltener Zunge. In den Medien macht man auf Widerstand. In der Regierung unterstützen Cassis und Keller-Sutter die Lockdown-Linke.

Im Bundesamt für Gesundheit regiert die Panik. Die Chefin, Anne Lévy, will von Öffnungen nichts wissen. Sie hat so viel Angst, dass sie eher an Angst als an Covid sterben wird.

Der Bundesrat hat vor der Krankheit kapituliert. Die Masken werden bleiben. Für immer? Möglich. Eine vollständige Aufhebung aller Massnahmen ist nicht vorgesehen. Es gibt keinen Plan.

Die Corona-Diktatur des Bundesrats ist eine Realität. Als legale Ermächtigung zum Durchregieren dient das vom Parlament seinerzeit fast blind genehmigte Epidemiengesetz.

Alle Kurven fallen. Die Spitäler fahren die Zahl der Intensivbetten herunter. Für 94 Prozent der Bevölkerung ist Covid nicht gefährlicher als eine Grippe.

Mit seiner Corona-Diktatur fährt der Bundesrat die Schweiz an die Wand. Die Medien werden mit Subventionen und Vertraulichkeiten gefüttert. Darum ist es ihnen egal.

Laut Finanzminister Maurer kostet die Restaurantschliessung 50 Millionen Franken pro Tag. Die Gastrobetriebe sollen erst

im Mai wieder öffnen dürfen. Nennen wir es Mord in Raten.

Die Trostlosigkeit dieser Regierung ist erschütternd. Die Bundesräte sind Gefangene ihrer Macht. Sie erfinden laufend neue Gründe, um den Ausnahmezustand zu verewigen.

Das Land geht zugrunde, aber die Regierungen kassieren eine halbe Million Franken pro

Die Freiheit war das Herz der Schweiz. Wir haben einen Bundesrat der kleinen Herzen.

Jahr plus Pension. Kein Wunder, hat dieser Bundesrat den Draht zur Wirklichkeit verloren.

Wie stoppt man eine machtbenebelte, machtverdorbene Regierung? Im Parlament sind die Freiheitskämpfer, die Bürgerlichen, die Eidgenossen deutlich in der Minderheit.

Seit der letzten Klimawahl haben die Staatsgläubigen und die Umweltsozialisten Oberwasser. Die Politik des Bundesrats ist auch

eine Quittung für die gewollte Drehung nach links-grün.

Wir erleben den in der Geschichte bisher grössten Angriff auf die schweizerische Freiheit. Es ist kein Angriff von aussen. Die Zerstörung kommt von innen.

Nichts mehr rechtfertigt die Diktatur des Bundesrats. Die nationalrätlichen Vorstösse, ab 22. März zu lockern, gehen in die richtige Richtung, aber sie gehen zu wenig weit.

Die Bundesverfassung garantiert das Recht auf ein richtiges Leben, auf Freiheit und das Streben nach Wohlstand in der Marktwirtschaft.

Alle diese Grundrechte sind seit Monaten ausser Kraft gesetzt. Die Rechte des Volkes sind zu Vollmachten der Regierung geworden.

Wo das Volk nichts mehr und die Regierung alles zu sagen hat, reden wir von einer Diktatur. Tyrannen brauchen keine Panzer. Gute Absichten können zur Machtergreifung genügen.

Oder ein unsichtbarer Feind. Der Krieg gegen das Virus ist das grosse Alibi für diesen Staatsstreich im Namen der Gesundheit durch einen Bundesrat der Angst.

Aber wir sind doch in der Schweiz! Täuschen wir uns nicht: Direkte Demokratie, Volksrechte sind anstrengend für die Politiker. Gerade darum setzen sie sich so gerne darüber hinweg.

Israel ist das moderne Beispiel eines Landes, das die Freiheit noch gross schreibt. Auch dort gab es Lockdowns, die Taktik der vollen Hosen, aber auch viel Dynamik beim Impfen.

Und die Schweiz? Trotz Weltklasse-Pharma, trotz Weltklasse-Forschung, trotz Unis auf den grössten Geldbergen der Welt sterben hier immer noch Menschen, weil es an Serum fehlt.

Offenbar ahnte oder wollte in diesem Bundesrat der Angsthasen niemand, dass die schnelle Impfung der Risikogruppen dem Land die volle Freiheit zurückbringt.

Die Freiheit war das Herz der Schweiz. Wir haben einen Bundesrat der kleinen Herzen. Sie sitzen dort, weil die Privatwirtschaft kleinerherzige Chefs nicht brauchen kann.

Die Schweiz aber braucht Bundesräte mit einem grossen Herzen für die Freiheit und für die Demokratie. Wo zum Teufel sind sie? R. K.

Eines unserer Ziele: Dass Patienten schnell wieder gehen.

Fusschirurgie. Eines der Fachgebiete in Ihrer Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. pyramide.ch

Spitze für Sie.



Kasachstans Geheimnis, Berufsverbot für Luzerner Arzt, Fussballwunder Erling Braut Haaland, Flemming Roses Mohammed-Karikaturen, Valentino

Kasachstan ist möglicherweise das grösste kleine Land der Welt und das am wenigsten verstandene. Fünfmal so gross wie Frankreich, liegt es zwischen China und Russland und ist den meisten bestenfalls als Heimat von «Borat» bekannt. Schillernd ist denn auch seine jüngste Vergangenheit. Inzest und finanzielle Skandale der führenden Familie Nasarbajew erschütterten das Reich. Dessen ungeachtet ist Kasachstan der mit Abstand erfolgreichste Satellit der ehemaligen Sowjetunion. In den letzten dreissig Jahren legte es ein rapides Wirtschaftswachstum hin und erreichte europäischen Lebensstandard. Der britische Asien-Kenner Francis Pike enthüllt das Geheimnis der atemberaubenden Geschichte zwischen Inzest und Wirtschaftsboom. **Seite 34**

Im Kanton Luzern belegte der Kantonsarzt den Corona-Massnahmen-kritischen Allgemeinpraktiker Andreas Heisler mit einem Berufsverbot. Das Exempel, das an ihm statuiert wurde, ist eine scharfe Warnung an die Öffentlichkeit: Wer nicht spurt, muss mit dem Verlust seiner Existenzgrundlage rechnen. Redaktor Alex Baur hat die Hintergründe von Dr. med. Heislars Berufsverbot recherchiert. Es entsteht dabei der Eindruck, dass die Luzerner Gesundheitsdirektion mit einem fadenscheinigen Konstrukt einen Zeugen aus dem Weg räumte, der Ungereimtheiten bei einem Impf-Todesfall aufgedeckt hatte. **Seite 24**

Unser Autor Matthias Matussek ist Fan von Borussia Dortmund (Motto: «Echte Liebe»), seit

der Revierverein 1965 mit Siggie Held Europacup-Sieger wurde. Daneben liebt er Norwegen, wo er zum Angeln hinfährt. Seit einem Jahr ist seine Liebe perfekt: Mit dem norwegischen Teenager Erling Braut Haaland, einem Riesen, der dribbeln kann sowie sprinten wie Usain Bolt, haben die Schwarz-Gelben die heissumworbene Zukunft des Weltfussballs ins Team geholt. Die Titanen kommen! Ein zwispältiges Gefühl für Matussek, denn Haaland,

die nordische Tormaschine, ist das Gegenstück zu seinem heissgeliebten Jugendidol Pelé, dem Sambatänzer auf dem Platz, dem er als Rio-Korrespondent einst auf der Copacabana begegnete. **Seite 28**

Mit der Publikation von Mohammed-Karikaturen hat Flemming Rose 2005 einen globalen Proteststurm ausgelöst. Seither lebt der dänische Journalist unter Polizeischutz. In einem Essay für die *Weltwoche* zieht er Bilanz und spricht von einem Paradox. «Die Menschen können sich in nie dagewesener Weise frei äussern, und gleichzeitig wird die Meinungsfreiheit immer weiter eingeschränkt.» Heute stehe es um das freie Wort in traditionell liberalen Demokratien schlechter als je zuvor. **Seite 52**

Das neue Coiffeurgeschäft von Valentino liegt neben dem Büro von Mark van Huisseling. Weshalb der Autor dem Unternehmer kürzlich begegnete, als der seinen Wagen vor dem Laden im Zürcher Seefeld parkte. Irgendwie verspürte Valentino Erklärungsbedarf: Es handle sich um sein Geschäftsauto, ein altes Modell und Arbeitsinstrument zudem, sagte er. Und er habe das Werkzeug seines verstorbenen Papas im Stauraum des schwarzen Range Rovers. Van Huisseling findet das gut, ausserdem ist er frei von Statusneid, was Seefeld-taugliche schwarze Range Rovers angeht (er fährt selbst einen). Mehr über den vielleicht erfolgreichsten Coiffeur der Schweiz und wozu der so viel Werkzeug braucht: **Seite 80**

Ihre Weltwoche

DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR IT-SPEZIALISTEN

Mit www.itjobs.ch die besten
IT-Spezialisten finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80
www.itjobs.ch



IMPRESSUM

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

Redaktion und Verlag: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch.

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Chefredaktor: Roger Köppel. **Verlagsleitung:** Sandro Gianini. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann. **Corporate Publishing:** Florian Schwab.

Anzeigenverkauf: Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch. **Online-Vermarktung:** GLA United. E-Mail: weltwoche@gla-united.com

Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See. Die Weltwoche wird gedruckt in der Schweiz auf schweizerischem Papier, das auf der Basis von hochwertigem Durchforstungsholz, Altpapier und Zellulose hergestellt wurde. Es schon Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.



VIP-Leserangebot: Boutique-Hotel «Villa Orselina» La vita è bella!

See, Berge, Palmen und südländische Lebenslust – wann haben Sie sich zum letzten Mal von der Italianità der Schweiz verführen lassen? Mit diesem exklusiven Angebot erleben Sie das Tessin von seiner schönsten Seite.

Jenseits der Alpen zeigt sich die Schweiz von ihrer entspannten Seite. An privilegierter Lage, hoch über dem Lago Maggiore, erleben Sie im 5-Sterne-Hotel «Villa Orselina» ein Paradies der Erholung. Sie logieren in stilvollem Ambiente in einer grosszügigen, individuell gestalteten Suite mit Panoramablick.

Die hauseigene Wellnessoase «La Spa» bietet Ihnen ein umfassendes Verwöhnprogramm. Für das kulinarische Wohl sorgt das «Ristorante di Villa Orselina» mit seiner Kombination aus mediterranen und lokalen Spezialitäten. Bei einer privaten Weinprobe im historischen Weinkeller entdecken Sie die herausragenden Weine der Region.

Tagsüber haben Sie die Wahl zwischen vielen Aktivitäten. In unmittelbarer Nähe befindet sich die bedeutende Wallfahrtskirche Madonna del Sasso. Ebenfalls in wenigen Schritten

erreichen Sie die Standseilbahn nach Locarno sowie die spektakuläre Luftseilbahn des Tessiner Stararchitekten Mario Botta für einen unvergesslichen Ausflug auf den Hausberg von Locarno, die Cardada (1340 m ü. M.).



Platin-Club-Spezialangebot

VIP-Angebot Boutique-Hotel «Villa Orselina»

Leistungen:

- 2 Übernachtungen inkl. Frühstücksbuffet
- Upgrade in Lifestyle-Suite mit Seeblick (90 m²)
- Begrüssungs-Cocktail in der Loggia-Bar
- Ein 4-Gang-Diner à la carte im «Il Ristorante»
- Degustation im historischen Weinkeller (dienstags und donnerstags, 18 Uhr)
- Freie Nutzung «La Spa» und Tennisplatz
- 20 % Rabatt auf Massageanwendungen
- Transfers vom/zum Bahnhof bei An- und Abreise
- Parkplatz in der Tiefgarage
- Gratis-ÖV im Tessin; 30 % Reduktion auf Bergbahn-Tickets

Spezialpreise pro Person für zwei Nächte:

Mit Weltwoche-Abo: Fr. 610.– (statt Fr. 870.–)
Ohne Abo: Fr. 660.– (statt Fr. 870.–)
(p. P. im DZ; exkl. Kurtaxe: Fr. 6.10 p. P. / Nacht; EZ auf Anfrage)

Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement unter Tel. 091 735 73 73. Bitte Kennwort «Weltwoche» und Abo-Nummer (falls vorhanden) angeben. Buchbar von So bis Fr: 19.–31. März / 11. April – 25. Juni / 11. Sept.–31. Okt. 2021 (ausgenommen Feiertage). Das Zimmerkontingent ist limitiert. Verlängerungsnächte auf Anfrage.

Veranstalter:

Villa Orselina, www.villaorselina.ch



Ewiger Irrweg der Linken: Seite 14



Stimmung: SVP-Frau Martullo. Seite 12



Mythen: Erling Braut Haaland. Seite 28

DIESE WOCHE

- 3 Editorial
- 4 Intern
- 8 Eilmeldung
Seldwyla im Sägemehl
- 9 Peter Rothenbühler
Lieber Pierre Maudet
- 10 Tagebuch Patrik Müller
- 12 Bern Bundeshaus Magdalena Martullo:
Hat sie die Bundesrats-Chancen verspielt?
- 13 Blick in die Zeit
- 14 Das falsche Menschenbild der Linken
Essay von Norbert Bolz
- 17 Personenkontrolle
- 17 Gesundheit Bersets
Spitzenbeamtin im Urlaub
- 18 Mörgeli
Wie sieht ein Diktator aus?
- 18 Lohngleichheit
Von wegen diskriminiert
- 19 Peter Bodenmann
Impf-Spass mit Parmelin?
- 20 Karin Keller-Sutter
Ausfallschritte nach links
- 22 Königsmord vor Gericht
Sarkozys Comeback?
- 23 Katharina Fontana
Der unsichere Hafen der Ehe
- 24 Andreas Heisler Berufsverbot
für einen kritischen Arzt
- 26 Inside Washington
- 26 Antidemokratische Aktion
Gegner der Verhüllungsinitiative
- 27 Kurt W. Zimmermann
Der Unsinn mit der Gesinnung
- 28 Erling Braut Haaland
Neue Dimension im Fussball
- 32 Schweizer Fernsehen nimmt Partei
Film über Pierre Krähenbühl

- 33 Brief aus Schweden Urs Bernhard
- 34 Inzest und Fortschritt
Francis Pike über Kasachstan
- 36 Grüne Träume von Beton und Eisen
Gigantische Abstellanlagen der SBB
- 37 Obamas Wiedergänger US-Präsident
Biden und der Kashoggi-Mord
- 38 Aufruhr im Rechtsstaat
Müssen Bürger alles befolgen?
- 39 Millionengrab Swissinfo
Biedere Texte in zehn Sprachen
- 40 Geschäftsmodell Heidi Klum
Die Moderatorin als globale Marke
- 42 Botin der Urschweiz Flurina Valsecchi
- 43 Brief aus Berlin
Das Virus ist gekommen, um zu bleiben
- 44 Ivan Glasenberg
Abgang eines Menschenfreunds
- 46 Kosovo soll werden wie die Schweiz
Andrija Stojkovic
- 47 Loco Escrito
Er wünscht sich grössere Träume
- 48 Schuldenbremser darf nicht mehr
Ökonom Lars Feld
- 50 Fairness für Einsiedeln
Fasnacht im Klosterdorf
- 51 Herodot
- 52 Ohne Mut keine Freiheit Flemming
Rose und die Mohammed-Karikaturen
- 54 Spitäler Taschenspielertrick
- 54 Für Seele und Leib
Trost von Kurt Marti
- 55 Henryk M. Broder
Doppelspitze oder: Es geht ums Ganze
- 56 Leserbriefe
- 57 Nachrufe
Peter Gotti, Philippe Jaccottet
- 58 Beat Gygi
Überflüssige Spitäler

LITERATUR UND KUNST

- 59 Ikone der Woche
- 60 Tiger-Schrei
Honoré de Balzac
- 62 Bücher der Woche
- 65 Die Sprache
- 66 Aufstieg einer Nation
Game-Wunder Polen
- 68 Rock Krokus
- 69 Klassik Sonya Yoncheva
- 70 Serie «Your Honor»
- 71 Pop Daft Punk
- 71 Jazz Thomy Jordi

LEBEN HEUTE

- 72 Wunderbare Welt
- 72 Unten durch
- 73 Fast verliebt
- 74 Sehnsuchtsorte
- 75 Lebensläufe
- 75 Thiel
- 76 Essen
- 76 Wein
- 77 Auto
- 77 Objekt der Woche
- 78 Zeitzeichen
- 78 Dr. M.
- 79 Mittagessen mit ... Babette Keller Liechti,
Textilunternehmerin
- 80 Vom Unterhalter zum Unternehmer
Valentinos Lifestyle-Reich
- 82 Tamara Wernli

Ihr Immobilienraum?



3 ½ - 4 ½ Zi. Terrassenwohnungen
8955 **Oetwil a.d.L.**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis ab CHF 1'351'000.-, Bezug ab Herbst 2022
www.erlenkönig.ch



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8309 **Birchwil**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.soley-birchwil.ch



1 ½ Zimmer Mietwohnung
8708 **Männedorf**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Miete 1'400.- p/Mt., NK 140.-, Bezug nach Vereinb.
www.loft-neugut.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8152 **Glattbrugg**, Aline Zorrilla Tel. 044 316 13 21
Preis ab CHF 1'341'000.-, Bezug ab Herbst 2022
www.glattwies.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8457 **Humlikon**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



5 ½ Zi. Eigentumswohnung
8172 **Brathnaeh**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis 1'933'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.luckenholz.ch

Sorry, es sind leider alle Wohnungen reserviert!



5 ½ Zi. Eigentumswohnung
8332 **Rumlikon**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis CHF 996'000.-, Bezug ab Winter 2021/22
www.grueens-doerfli.ch



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8308 **Illnau**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



5 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhaus
8332 **Rumlikon**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis CHF 1'291'000.-, Bezug ab Winter 2021/22
www.grueens-doerfli.ch



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8172 **Seuzach**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis ab CHF 881'000.-, Bezug auf Anfrage
www.birch-seuzach.ch

Sorry, es sind leider alle Wohnungen reserviert!



7 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhäuser
8913 **Ottenbach**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis ab CHF 1'521'000.-, Bezug ab Winter 2021/22
www.nidolino-ottenbach.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8545 **Rickenbach/ZH**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8136 **Thalwil-Gattikon**, Aline Zorrilla Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8404 **Stadel/Winterthur**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



5 ½ Zi. Eigentumswohnung
8484 **Weisslingen**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis ab CHF 1'377'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.paradislig.ch



4 ½ Zi. Terrassenwohnung
8103 **Unterengstringen**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis CHF 1'859'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.sparrenberg.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Wohnungen, 4 ½ - 6 ½ Zi. DEFH
8127 **Aesch-Maur**, Aline Zorrilla Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.chridlerpark.ch



4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8493 **Saland**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis ab CHF 673'400.-, Bezug nach Vereinbarung
www.ammuelibach.ch



7 ½ Zi. Einfamilienhäuser inkl. Parkierung
8460 **Marthalen**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis ab CHF 1'090'000.- zzgl. Parkierung, Bezug auf Anfrage
www.calmacasa.ch

Sorry, es sind leider alle Einheiten reserviert!



2 ½ - 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8615 **Wermatswil**, Aline Zorrilla Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.solevista.ch



3 ½ Zi. Terrassenwohnung
8615 **Wermatswil**, Aline Zorrilla Tel. 044 316 13 21
Preis CHF 1'101'000.-, Bezug Frühling 2022
www.leuberg.ch



**Haben Sie ein Grundstück auf dem Immobilienräume
verwirklicht werden können?
Melden Sie sich bei unserem Chef
ulrich.koller@lerchpartner.ch oder per Telefon 052 235 80 00.**



2 ½ - 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8610 **Uster**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/

Alle Objekte im Überblick:
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



Zürcherstrasse 124 Postfach 322
8406 Winterthur
Telefon 052 / 235 80 00

Wir nehmen an den folgenden Immobilienmessen teil:

EIGENHEIM MESSE SCHWEIZ
Eigenheimmesse Schweiz in Zürich
9. - 12. Sept. 2021, Messe Zürich, Halle 5

SVIT Immobilien-Messe in Zürich
1. - 3. Oktober 2021, Lake Side Zürich

Seldwyla im Sägemehl

Weil Schweizer Top-Schwinger nicht als Profisportler gelten, ist ihnen Indoor-Training mit Fitness-Coachs verboten. Im staatlichen Leistungszentrum Magglingen dürfen sie ran.

Thomas Renggli

Tommy Herzog ist quasi der royale Fitness-coach der Schweiz: Er trainiert Schwingerkönig Christian Stucki. Mit Pirmin Reichmuth, Marcel Bieri, Andreas Döbeli und Joel Strebel zählen vier weitere Eidgenossen zur Kundschaft des 43-jährigen Innerschweizers, dazu Einzel- und Mannschaftssportler und -sportlerinnen aus allen möglichen Disziplinen. Herzogs 600 Quadratmeter grosse Trainingshalle in Beromünster geniesst einen hervorragenden Ruf. In den Medien wurde sie schon als «Folterkeller» beschrieben, was in der Szene ein unbedenkliches Gütesiegel ist.

Momentan steht der Betrieb still. Herzog spricht von einem «staatlich diktierten Berufsverbot», einem Verbot, das mit gesundem Menschenverstand nicht zu akzeptieren sei. «Ich kann die Abstandsregeln und Hygienemassnahmen in diesem grosszügigen Umfeld problemlos einhalten, aber der Bund verbietet mir, auch nur mit einer Person zu trainieren.»

Bundesräte persönlich angeschrieben

Ähnlich ergeht es Andreas Lanz. Der Betreiber des Trainingsanbieters Tatkraft-Werk GmbH spricht von einem «Informationsdefizit» bei den Behörden: «Sie werfen uns in denselben Topf wie die Fitnessstudios und scheinen nicht zu wissen, wie ein Personal Trainer arbeitet.» Deshalb stellte er mit dem Schweizer Personal-Trainer-Verband (SPTV) ein Informationsvideo zusammen, um die Politiker über Personal Training aufzuklären: «Wir sind personenbezogene Dienstleister – ähnlich wie Coiffeure oder Physiotherapeuten. Aber im Gegensatz zu diesen Berufsgruppen berühren wir unsere Kunden nicht und können einen Sicherheitsabstand von zwei Metern garantieren.»

Ins selbe Horn stösst SPTV-Präsidentin Anke Kopfmüller: «Man kennt unseren Beruf gar nicht – und kaum jemand nimmt sich die Mühe, dies zu ändern.» Deshalb habe sie alle sieben Bundesräte persönlich angeschrieben und ein Faktenblatt beigelegt. Eine Antwort (bzw. eine Eingangsbestätigung) habe sie nur vom Sekretariat von Viola Amherd erhalten.

Im Dickicht der Covid-19-Verordnungen ist es im Bereich Personal Training besonders schwierig, die Übersicht zu wahren. Zwar sind Spitzensportler vom Indoor-Trainingsverbot ausgenommen. Weil aber Top-Schwinger nicht als Profisportler gelten, obwohl sie einen professionellen Trainingsaufwand lei-

«Die Schwinger würden mir sofort Geld leihen. Aber das widerstrebt meinem Geschäftsethos.»

ten und Beträge im sechsstelligen Bereich verdienen, herrscht ein freundeidgenössisches Trainingsverbot. Zweikämpfe sind aufgrund der Abstandsregeln ohnehin untersagt. Damit könnte Tommy Herzog noch halbwegs leben: «Nur gemeinsam finden wir einen Weg aus der Krise.» Was er hingegen nicht versteht: Dieselben Sportler, die bei ihm nicht trainieren dürfen, spulen im Fitnessraum des Nationalen Leistungszentrums Magglingen Schulter an Schulter ihr schweisstreibendes Programm ab. «Der Bund lässt trainieren, aber ich bin seit drei Monaten ohne einen Franken Einkommen.»

Herzog rechnet vor, dass ihm pro Monat rund 15 000 Franken entgehen. Zwar zeige sich sein

Vermieter kulant und gewähre ihm Aufschub bei den Zinszahlungen (monatlich 4300 Franken), gleichzeitig sagt er: «Ich will niemandem etwas schulden. Und irgendwann muss ich bezahlen.» Deshalb wies er auch die Solidaritätsgesten seiner Kunden zurück: «Die Schwinger würden mir sofort Geld leihen. Auch andere Kunden haben mir ihre Unterstützung angeboten. Aber das widerstrebt meinem Geschäftsethos. Ich weiss nicht, ob und wann ich die Schulden zurückbezahlen kann.»

Der Innerschweizer ist der Meinung, dass der Bund für den Schaden aufkommen müsste: «Wir wollen arbeiten und haben unsere Hausaufgaben gemacht. Unser Sicherheitskonzept hat sich tadellos bewährt. Trotzdem unterstehen wir dem generellen Verbot für Fitnesszentren.» Vor diesem Hintergrund ist es für ihn unverständlich, dass er trotz allen Versprechungen in diesem Jahr noch «keinen Stutz» an Unterstützungsgeldern erhalten hat.

«Behördliche Willkür»

Herzog wird zum Verhängnis, dass er im vergangenen Jahr ein Alternativangebot in Form eines Online-Workouts angeboten hat – bei grossem finanziellem Mehraufwand allerdings. So habe er zwar die Kunden bei Laune halten können, doch verdient habe er nichts. Herzog spricht von «behördlicher Willkür» und von Entscheidungsträgern, die viel zu weit von der Realität entfernt seien. Es komme ihm vor, als würde in einer schlechtgelüfteten Amtsstube über das Schicksal von Unternehmern entschieden: «Dabei wird immer wieder behauptet, dass den KMU geholfen wird.»

Anke Kopfmüller ist enttäuscht, dass ihre Branche nicht als Teil der Lösung wahrgenommen wird: «Wer Sport treibt, stärkt sein Immunsystem und lebt gesünder. Auch deshalb ist die Nachfrage nach unseren Diensten besonders gross.» Es ist eine Nachfrage, die momentan nicht befriedigt werden kann. Trost finden Kopfmüller und Kollegen in der vielleicht wichtigsten Erkenntnis des letzten Jahres: Was gestern galt, ist morgen vielleicht schon wieder ganz anders.



«Bevor Sie anfangen: Füllen Sie erst mal die Formulare aus...!»

Lieber Pierre Maudet

Es könnte sein, dass Sie am Wochenende Ihren Gnadenstoss erhalten. So wie es alle Medien voraussagen. Von der Partei verstossen, von den Regierungskollegen der wichtigsten Dossiers enthoben, haben Sie demissioniert und sich als Parteiloser zur Wiederwahl gestellt. Eine aussichtslose Zwängerei, sagen die Auguren.

Nach der Verurteilung zu einer Busse (bedingt) und einer Zahlung von 50 000 Franken an den Staat Genf wegen Vorteilsnahme im Amt verwettet das offizielle Genf keinen Pfennig mehr auf Ihre weitere politische Karriere. Die Einladung zu einem Formel-1-Rennen in Abu Dhabi, mitsamt Familie, Business-Flug und Fünfsternehotel, diese «noces barbares», wie der Staatsanwalt sagte, sind Ihnen zum Verhängnis geworden.

Und wenn es ganz anders herauskäme? Wenn Sie, der 2018 als Einziger schon im ersten Wahlgang mit 50 180 Stimmen in die Regierung gewählt wurde, noch einmal triumphierten?



Doppelbödigkeit der Genfer Gesellschaft: Politiker Maudet.

Ich habe mich umgehört und festgestellt, dass in Genf viele nichts mehr von Ihnen hören wollen, aber viele andere sagen: Er wird wiedergewählt. Schliesslich war er der intelligenteste Regierungsrat und effizient.

Sie haben die Dealer aus den Vorgärten verbannt und die Dauerintrigen im Polizei-

korps gestoppt und sich für die KMU, die Arbeitslosen, die Papierlosen eingesetzt und, und, und.

Wer die Doppelbödigkeit der Genfer Gesellschaft kennt, hier das calvinistisch erzogene Volk, dort die schamlose internationale Oberschicht, sagt: Wer sich noch nie von einem Scheich verwöhnen liess, werfe den ersten Stein.

Sie haben nur einen grossen Fehler gemacht, einen für Politiker unverzeihlichen: Sie haben die Kollegen, den Staatsanwalt, das Parlament brandschwarz angelogen. Nur um Ihr narzisstisches Ego eines *Mister Perfect* zu schützen. Vielleicht sind Sie jetzt etwas geläutert. Und vielleicht wollen die Wähler Ihnen verzeihen.

Es wäre eine politische Sensation. Aber gut möglich.

Mit freundlichen Grüssen
Peter Rothenbühler

BARTAK



TAGEBUCH

Patrik Müller



Ich war noch nie gut darin, Berufs- und Privatleben auseinanderzuhalten. Erst recht nicht, seit ich Kinder habe. Das fing an, als sie Babys waren und ich Dinge tat, die in Ratgebern als schweres Versagen taxiert werden: wickeln und zugleich Telefonkonferenzen am Handy führen, beispielsweise. So ähnlich ist es noch heute. Da ich unsere Skiferien bis zuletzt geniessen wollte, blieb ich bis Sonntag in Arosa, obwohl ich abends eine «Sonntalk»-Moderation hatte. Während die Kinder (7, 9 und 11) auf dem Eisfeld herumkurvten, las ich am Rand die Sonntagspresse und notierte mir Fragen. Die Sonne schien mir ins Gesicht. Ferientag, Arbeitstag? Einerlei. Das Leben ist schön.

Jeder Morgen beginnt mit Zeitungen und Social Media. Von Montag bis Freitag hauptsächlich digital – nur das *Badener Tagblatt* und die *NZZ* auf Papier –, am Wochenende lese ich seit einiger Zeit aber wieder alle Zeitungen im Print. Sonst sähen mich meine Kinder dauernd am Tablet; ich wäre ein schlechtes Vorbild. Den Nachwuchs von den Geräten wegzubringen, ist auch in unserer Familie die grösste Herausforderung. Mein übermässiger Medienkonsum ist Teil meines Jobs, doch ich bin sicher, er wäre nicht kleiner, wenn es mich in den Lehrerberuf verschlagen hätte (ein paar Jahre lang arbeitete ich fifty-fifty als Gymi-Lehrer und als Journalist). Zur morgendlichen Lektüre trinke ich neuerdings Kaffee, nachdem ich ihn bisher gemieden habe. Das kam so: Im Home-Office kreise ich beim Telefonieren regelmässig um die Kaffeemaschine, die sonst nur meine Frau benutzt, und irgendwann drückte ich aus einem Impuls heraus

den Knopf. Seither tue ich das täglich. Weder weiss ich, warum ich den Geschmack auf einmal mag, noch, warum ich ihn jahrzehntlang nicht mochte.

Nach dem News-Konsum befülle ich die Znüniboxen für die Kinder (in einem von drei Fächli ist immer etwas Gesundes), und wenn sie unterwegs zur Schule sind, beginnen die ersten Videokonferenzen mit der Redaktion. Nicht zu lang, möglichst straff. Ein-, zweimal in der Woche aber lasse ich die Diskussionen ausgiebig laufen, oder ich provoziere sie; das braucht es zum Brechen der Routine und für kreative Ideen. Zufrieden bin ich dann, wenn die Meinungen auseinandergehen. Die CH-Media-Redaktion ist divers, zum Glück. Bezüglich Alter, Herkunft, Interessen und Geschlecht. Der Frauenanteil steigt, wenn auch langsam. Nur für den Ja-Kommentar zur «Burka-Initiative» liess sich niemand finden. Also griff ich selber in die Tasten.

Seit Corona und Home-Office fahre ich meistens erst nach den Konferenzen nach Aarau in den Newsroom oder spaziere die fünf Minuten bis zum Redaktionsbüro in Baden, bin aber zum Nachtessen wieder bei der Familie. Treffe ich im ziemlich verlassenen Newsroom Kolleginnen und Kollegen an, freut mich das mehr denn je. Auf einmal erkennt man, wie viel ein kurzer Schwatz wert ist.

Ein-, zweimal in der Woche formiert sich eine kleine redaktionelle Jogging-Gruppe. Wie oft haben Branchenkollegen über den Standort unserer Zentralredaktion in der Aarauer Telli gelästert! Pneu Egger, Shell und eine Gärtnerei zieren dieses Quartier. Doch erstens sticht dieser Ausblick in die Filterblase, in der sich viele Journalisten sonst bewegen. Zweitens müsste

jeder Spötter mal auf eine Jogging-Runde mitkommen. Fünf Minuten, und wir sind an der Aare, laufen durchs Naturschutzgebiet. Mit dem Joggen ist es übrigens wie mit dem Kaffeetrinken: Ich hatte es ein Leben lang vermieden, und auf einmal fing ich damit an, aus einem Impuls heraus und zugegebenermassen auch wegen Sprüchen, die joggende Kollegen fallenliessen, wenn sie an meinem Büro vorbei in Richtung Garderobe marschierten. Kaffee, Joggen und dann in den Ferien noch Snowboard statt Ski – die Diagnose meiner Frau: erste Anzeichen einer Midlife-Crisis.

Berufs- und Privatleben flossen auch am vergangenen Samstag ineinander. Ich schraubte mit einem Akkubohrer gerade ein Gehege für unsere Hasen zusammen, als das Handy klingelte. Ein Informant teilte mir mit, am Sonntag werde eine proeuropäische Lobby namens Progresuisse an die Öffentlichkeit treten, mit Doris Leuthard als Aushängeschild. Die Geschichte sei von einer PR-Agentur exklusiv dem *Sonntagsblick* gesteckt worden, aber wenn sie unsere News-Portale schon am Samstag bringen wollten ... Klar doch! Unsere drei Hasen konnten warten. Kaum war der Artikel raus, sperrte ich irrtümlich durch Falscheingabe des PIN meine SIM-Karte. Die Swisscom-Hotline konnte nichts ausrichten. Das Handy blieb ruhig. Und Oskar, Max und Gürkli konnten bald in ihr neues Gehege einziehen.

Patrik Müller ist Chefredaktor der Zentralredaktion von CH Media (u. a. *Aargauer Zeitung*, *Luzerner Zeitung*, *St. Galler Tagblatt* und *Schweiz am Wochenende*).

WELTWOCHEN

daily



Das Wichtigste für den Tag

Unabhängig, kritisch, gut gelaunt

Jetzt kostenlos testen auf
www.weltwoche-daily.ch.



Apple logo* und Apple* sind Marken von Apple Inc.



Google Play ist eine Marke von Google LLC.

DIE  WELTWOCHEN

Hat sie ihre Bundesrats-Chancen verspielt?

Magdalena Martullo wirft der Landesregierung vor, eine Diktatur installiert zu haben.

In Bern heisst es, die SVP-Nationalrätin mit Ambitionen auf mehr habe sich unwählbar gemacht.

Für Politikbeobachter ist es ein Déjà-vu. 2003 erfand die SVP den Begriff «Schein-invalide». Acht Jahre später heizte sie die Stimmung an mit dem Inserat «Kosovaren schlitzten Schweizer auf». Derzeit röhr die Rechtspartei – angeführt von Nationalrätin Magdalena Martullo – «Diktatur!» in die Polit-Arena.

Die Strategie bleibt dieselbe. Es wird Empörung geschürt, damit man anschliessend über die Sache debattiert. Einmal sollen die steigenden Sozialkosten, ein andermal die Ausländerkriminalität aufs Tapet kommen. Diesmal geht es um die Verhältnismässigkeit der Pandemiemassnahmen. Die Gegner in Politik und Medien lassen sich auch dieses Mal auf die Provokationen ein und gehen auf die SVP los.

Beste Voraussetzungen

So weit wie gehabt. Trotzdem gibt es einen entscheidenden Unterschied zu früher. Die SVP macht seit der Wahlschlappe 2019 in Bundesbern niemandem mehr Angst. Früher zuckten die Gegner zusammen, wenn Christoph Blocher und seine Leute lospolterten, um die politische Agenda zu bestimmen.

Ohne *fear factor* im Rücken kann heute jeder Angriff zum Bumerang und abgestraft werden. Deshalb stellen sich auch in der SVP einige die Frage, was es für Magdalena Martullo Karriere in Bern bedeutet, wenn sie erklärt, der Bund habe «eine Diktatur eingeführt» und «die Demokratie ausgeschaltet».

Das war früher noch anders: Ueli Maurer schaffte es 2008 noch in die Landesregierung, obwohl von ihm als Parteipräsidenten beispielsweise der grenzwertige Ausspruch «Solange ich <Neger> sage, bleibt die Kamera bei mir» überliefert ist. Martullo Vater Christoph Blocher wurde gar aus Furcht vor der Partei in die Landesregierung gehievt.

Auch der Bündner Unternehmerin werden seit längerem Ambitionen für einen Sitz in der Exekutive nachgesagt. Dass sie beste Voraussetzungen mitbringt, ist in ihrer Partei unbestritten. Zudem wird ihre joviale Art in der Fraktion geschätzt. Sie selber hat ihr Interesse am politischen Führungsjob wenigstens ver-



In der Fraktion geschätzt: Martullo.

klausuliert bestätigt. Aber wählt die Bundesversammlung noch Exponenten der SVP ins höchste Amt, die das Regierungssystem frontal attackieren und sich unversöhnlich geben?

Wird Magdalena Martullo von ihrer Partei nominiert, müsste sie auf jeden Fall mit riesigem Widerstand in der Vereinigten Bundes-

Ohne fear factor im Rücken kann heute jeder Angriff der SVP zum Bumerang werden.

versammlung rechnen. Eine Bundesrätin Martullo sei nach ihren Angriffen aus heutiger Sicht undenkbar, heisst es bei Mitte-links unisono im Bundeshaus. Das Thema habe sich wohl erledigt, sagt eine gewichtige Stimme im Parlament. Dass dabei auch einige Erleichterung zu verspüren ist, zeigen Einzelne ganz offen.

Eine Schlüsselrolle für die künftige Bundesratsbeteiligung der SVP kommt Ueli Maurer zu. Tritt der Finanzminister vor den Wahlen – beispielsweise im kommenden Jahr – zurück, wird es für die anderen Parteien keine leichte Aufgabe, ihn nicht durch einen Exponenten

seiner Partei zu ersetzen. Die Wahl eines Kandidaten einer anderen Partei würde der These Vorschub leisten, dass im Bundeshaus die Machtpolitik überhandgenommen habe und unliebsame Stimmen ausgeschaltet werden sollen. Die Konkurrenz stünde als Konkordanzbrecherin da. Die Opferrolle wäre die beste Wahlhilfe für die SVP beim nationalen Urnengang 2023. Unwahrscheinlich, dass die Anti-SVP-Koalition dieses Risiko eingehen würde.

Doppelvakanz ist möglich

Sehr wahrscheinlich aber ist, dass in diesem Fall Exponenten in die Kränze kommen respektive der Druck auf die Partei gross sein wird, konziliante Persönlichkeiten aufzustellen, die sich in der aktuellen Covid-19-Debatte einigermaßen zurückhalten. In der Wandelhalle fällt auffällig häufig der Name des Berner Ex-SVP-Präsidenten Albert Rösti, wenn von einem möglichen Maurer-Nachfolger die Rede ist. Er gehört zu den moderaten Vertretern, die, anders als Magdalena Martullo, im Augenblick bewusst oder unbewusst nicht auf die Pauke hauen.

Komplizierter wird die Ausgangslage, wenn Ueli Maurer die Legislatur wie angekündigt beendet. Dann würden die Karten erst in zwei Jahren, nach den eidgenössischen Wahlen, neu gemischt. Aus heutiger Sicht erscheint es realistisch, dass SVP und FDP ihre Mehrheit mit vier Sitzen verlieren könnten. Neben Maurer, dessen Abgang als sicher taxiert werden kann, könnte sich auch Wirtschaftsminister Guy Parmelin zurückziehen. Der amtierende Bundespräsident wäre dann 64 Jahre alt. Stimmen aus seinem Umfeld sagen, der Waadtländer überlege es sich ernsthaft, ob er 2023 abtreten solle.

Eine Doppelvakanz ist deshalb möglich, wenn sich Ueli Maurer nicht vor Ablauf der Amtsperiode zurückzieht. Für die SVP ist das eine schwierige Ausgangslage, weil beide FDP-Vertreter – Karin Keller-Sutter und Ignazio Cassis – weitermachen wollen.

Der Druck auf die SVP, mit moderaten Kräften ihre Bundesratssitze zu verteidigen, wurde in den letzten Tagen deshalb nicht kleiner, Martullo Chancen wurden nicht besser.

BLICK IN DIE ZEIT

Erik Ebnetter



Die NZZ geht mit der Zeit. Oder wie es in der Zeitung früher geheissen hätte: *Tempora mutantur.*

Der Dünkel der «Züri-Ziitig» zählt zum nationalen Kulturerbe. Einst gehörte das lässig eingestreute Klassikerzitat zum Markenzeichen der Staatsphilosophen auf der Redaktion. Mit dem ruhigen Bewusstsein müheloser Überlegenheit begleitete man die «Zeitläufte». Als SVP-Nationalrat Adolf Ogi auf dem Sprung in den Bundesrat war, schrieb die NZZ, es gebe «verbreitete Bedenken», ob dieser Mann «auch über das nötige geistige Format für das höchst anspruchsvolle Amt verfügt».

Heute zeigt sich solcher Hochmut eher in Fragen des guten Geschmacks. Die NZZ-Journalistin Angelika Hardegger war auf Hausbesuch bei SVP-Nationalrat Walter Wobmann. Dabei entdeckte sie allerhand verdächtige Gegenstände: Rattanmöbel, Schuhlöffel, Töff-Fotos – «und wahrscheinlich irgendwo Schnaps». Ihr Urteil war dementsprechend kompromisslos: «Bünzli». Das Wort taucht im Artikel viermal auf.

Staatspolitische Fragen scheinen bei der NZZ inzwischen weniger wichtig zu sein. Wobmann bekämpfte einst erfolgreich die Preiserhöhung der Autobahnvignette von vierzig auf hundert Franken. Hardegger spricht von «läppischen 60 Franken». Man könnte auch von 150 Prozent reden. Solch massive Gebührenerhöhungen waren bei der liberalen NZZ lange verpönt. Tatsächlich lehnte die Redaktion die Vorlage ab, sieben Jahre ist's erst her. *O tempora!*

Cédric Wermuth ist ein begnadeter Dialektiker: These, Antithese, Synthese –

der Mann beherrscht den gedanklichen Dreisprung, der im Marxismus so wichtig ist.

Formvollendet zeigte er das 2019. Man war sich in der SP Aargau einig, es brauche eine Feministin als Nachfolgerin von Ständerätin Pascale Bruderer (These). Trotzdem bewarb sich auch Wermuth um die Nomination. Er fand, ein Mann könne ebenso feministische Politik machen wie eine Frau (Antithese). Am Ende zog die Partei im Frauenstreikjahr mit Feminist Wermuth in den Wahlkampf (Synthese).

Wahrscheinlich ist diese Einordnung bestenfalls vulgärmarxistisch. Aber sie zeigt doch, wie geschmeidig Wermuths Weg von ganz links

«Stalin war kein Linker», sagt Cédric Wermuth. Was für eine Antithese!

nach ganz oben verlief. Inzwischen ist er Co-Präsident einer Bundesratspartei, mit erst 35.

Vor zwei Wochen feierte Wermuth diesen halbrunden Geburtstag. Damit endete seine Juso-Mitgliedschaft: Er hat das Höchstalter überschritten. Ob Wehmut aufkam? Auf Instagram sprach Wermuth zuletzt wie in besten Juso-Tagen über den Sozialismus: «Stalin war kein Linker, das ist relativ klar.» Was für eine Antithese!

Relativ klar ist allerdings auch: SP-Co-Präsidentin Mattea Meyer, erst 33 und immer noch Juso-Mitglied, stiehlt ihrem erfolgsverwöhnten Kollegen zurzeit die Show. Sie hat die grossen Auftritte, zuletzt im *Tages-Anzeiger* mit einem ganzseitigen Interview.

Das bedeutet: Feministin schlägt Feminist. Oder wie es ein Dialektiker formulieren würde: Die Revolution frisst ihre Kinder.

Gegner der Verhüllungsinitiative argumentieren, eine Kleidervorschrift habe in der Verfassung nichts verloren. Das ist unehrlich. Oder glaubt jemand ernsthaft, dieselben Leute würden ein Verbot auf Gesetzesstufe gutheissen?

Mehr noch: Das Argument ist gefährlich.

Warum gibt es keine Gesetzesinitiativen? Jedes Gesetz muss in der föderalistischen Schweiz zwei Hürden passieren: Es braucht eine Mehrheit in der Volksvertretung (Nationalrat) und eine Mehrheit in der Kantonsvertretung (Ständerat).

Um dieses Prinzip zu wahren, gilt das Initiativrecht nur für Verfassungsänderungen, bei denen das doppelte Mehr obligatorisch ist. Eine Gesetzesinitiative mit einfachem Mehr würde die Rechte der Kantone aushebeln.

So kommt es, dass die Schweizer Verfassung ein Unikum ist. Sie enthält auch Bauvorschriften (Minarett-, Zweitwohnungsinitiative) und Vergütungsbestimmungen (Abzockerinitiative). Andere Länder regeln das auf Gesetzes- oder Verordnungsstufe. Aber stört sich im Alltag wirklich jemand an solchen Eigenwilligkeiten, ausser vielleicht ein paar Verfassungsästheten an juristischen Fakultäten?

Das Wichtigste ist: Die Schweiz funktioniert. Wer die Verhüllungsinitiative nur ablehnt, weil die Verfassung der falsche Ort sei für Kleidervorschriften, unterstützt letztlich jene Kräfte, die von Gesetzesinitiativen mit einfachem Mehr träumen. Ein solches Recht würde das Land stärker verändern, als es ein Burkaverbot je könnte. Der Föderalismus wäre am Ende – und mit ihm die Schweiz, wie wir sie kennen.

Das falsche Menschenbild der Linken

Der gefährlichste Irrtum überhaupt ist der Glaube an den guten Menschen. Er führt geradewegs in die Diktatur.

Norbert Bolz

Rechte Politik wird für böse Menschen gemacht; sie löst einige Probleme und lässt uns im Übrigen leben, wie wir es für richtig halten. Linke Politik wird von guten Menschen gemacht; sie verspricht uns, alle Probleme zu lösen, wenn wir nur leben, wie Letztere es für richtig halten. Diese These mag zunächst verblüffen, aber sie ist gut zu begründen.

Jeder Politik liegt eine anthropologische Überzeugung zugrunde. Die Linken gehen davon aus, dass der Mensch gut ist; deshalb muss die Gesellschaftsstruktur an den Übeln der Welt schuld sein. Die Rechten gehen davon aus, dass der Mensch «böse» ist, und arbeiten die gesellschaftlichen Mechanismen heraus, die dafür sorgen, dass wir dennoch in einer guten Gesellschaft leben. Fast alle grossen Denker waren in diesem Sinne rechts.

Aus krummem Holz

Immanuel Kant verdanken wir ein eingängiges Bild und einen prägnanten Begriff, die uns ins Zentrum des Problems führen. So heisst es in seiner «Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht»: «Aus so krummem Holze, als woraus der Mensch gemacht ist, kann nichts ganz Gerades gezimmert werden.» Und in derselben Schrift fällt auch das Wort von der «ungeselligen Geselligkeit» der Menschen. Sie können einander nicht leiden, aber sie brauchen einander. Sie sind ehr-, hab- und herrschsüchtig, aber gerade die dadurch geschürte Zwietracht stachelt die Menschen dazu an, ihre Naturanlagen zu entfalten. Kurzum, Kultur ist ein Produkt ihrer Bosheit.

Wenn aber der Mensch aus krummem Holz gemacht ist, führt die Suche nach Perfektion geradewegs in den Totalitarismus. Das Bild vom guten Menschen produziert eine totalitäre Gesellschaft, weil alle Abweichenden und Andersdenkenden umerzogen werden müssen. Linke Politik geht immer davon aus, dass die Leute nicht wissen, was gut für sie ist, und deshalb erzogen werden müssen. Ins linke Paradies kommt man also nur durch das Paradox, das Jean-Jacques Rousseau so schön formuliert hat: Man zwingt die Menschen, frei zu sein.



Kultur ist ein Produkt der Bosheit.

Die meisten Aufklärer haben die Erbsünde geleugnet. Für sie war der Mensch gut oder doch zumindest perfektibel durch Erziehung und die revolutionäre Umgestaltung der Gesellschaft. Auch hier hat Rousseau wieder das entscheidende Stichwort gegeben. In seinem berühmten «contrat social» entwickelt er ein Programm, um «die menschliche Natur zu

Der freie Markt macht aus privaten Lastern öffentliche Tugenden.

verändern»; das heisst, er geht von der vollständigen Formbarkeit des Menschen aus. Maximilien de Robespierre war der ergebene Schüler Rousseaus, der diese Theorie dann in die Praxis umgesetzt hat, nämlich in den Terror des Jakobinismus. Trotzdem ist es der Linken bis zum heutigen Tag gelungen, das Monopol auf Menschlichkeit für sich zu reklamieren. Sie massiert sich an, für die Menschheit zu sprechen – früher im Namen der Bürger, dann im Namen

des Proletariats und heute im Namen der ehemals kolonialisierten Dritten Welt.

Für den Gutmenschen ist der Mensch von Natur aus gut und wird nur von der Lehre, der Mensch sei böse, verdorben. Mit anderen Worten: Für die Guten ist das einzig Böse die Lehre von der Erbsünde. Aber gerade dieses Dogma hat den politischen Moralismus in Schach gehalten, denn jeder war ein Sünder. Das bedeutet aber, dass nicht das Bild vom guten, sondern jenes vom bösen Menschen eine gute, freiheitliche Gesellschaft ermöglicht. Dass wir uns noch auf Distanz, Höflichkeit, Takt und Diplomatie verlassen können, verdanken wir nicht dem guten Menschen, sondern dem guten Bürger. Er ist das Produkt des freien Marktes, der aus privaten Lastern öffentliche Tugenden macht.

Rechtsstaat auf dem Rückzug

Hier wird deutlich, was mit «böse» im anthropologischen Sinne gemeint ist. Der Mensch ist gefährlich, weil gefährdet. Aber im erzwungenen Zusammenleben mit seinesgleichen, im Prozess der Zivilisation lernt er, seine ursprünglich aus

Notwehr geborene Aggressivität, seine Leidenschaften wie Eitelkeit, Ruhmsucht und Misstrauen in produktive Energien zu verwandeln. Das zeigt sich in Konkurrenz und Wettbewerb genauso wie in den Akten der Kreativität, die Joseph Schumpeter einmal als schöpferische Zerstörung definiert hat.

So wie der «böse» Mensch eine gute Gesellschaft ermöglicht, so führt uns heute wieder der gute Mensch auf den Weg zur Knechtschaft. Statt unser soziales Leben durch Wettbewerb zu organisieren, beglückt man uns mit dem Sozialismus eines paternalistischen Wohlfahrtsstaats. Entsprechend befindet sich der Rechtsstaat auf dem Rückzug. Denn der gerechte Staat der Linken diskriminiert. Die Quoten, die er überall einführt, sind nichts anderes als Privilegien, also illiberal und undemokratisch – Gruppenrechte, die uns zurück in die Vormoderne des Status führen. Das ist für viele deshalb attraktiv, weil man jetzt den Mangel an Begabung sehr leicht durch die richtige Gesinnung kompensieren kann.

Genf, das neue Sparta

Der geistige Vater der heutigen Linken ist nicht Karl Marx, sondern Rousseau. Während Thomas Hobbes auf der Basis einer pessimistischen Anthropologie den vernünftigen modernen Staat konstruierte, wollte Rousseau nicht nur zurück zur Natur, sondern auch zurück zur antiken Polis. Genf war für ihn, verglichen mit Paris, das neue Sparta. Sein Begriff des Politischen orientiert sich also an zwei Massstäben: an der Polis und an der Natur. Für Hobbes war der Naturzustand ja ein negativer Massstab: instabil und geprägt von einem Selbstwiderspruch, der die Menschen geradezu zum Staat zwingt. Für Rousseau dagegen ist der Naturzustand ein positiver Massstab, eine regulative Idee: stabil und charakterisiert durch Unbedürftigkeit.

Dabei wird von den grünen Rousseauisten heute allerdings meist übersehen, was Kant sehr gut erkannt hatte: dass Rousseau nämlich nicht zur Natur zurückgehen, sondern nur zurücksehen wollte, um den Naturzustand als Massstab zu gewinnen. Wo Hobbes nur Selbstbehauptung und Eitelkeit sehen konnte, findet Rousseau Selbstliebe und Mitleid. Der edle Wilde lebt in sich selbst, also innengeleitet, und erscheint so als Prototyp des autonomen Menschen. Der moderne Mensch dagegen lebt in der Meinung der anderen, also aussengeleitet.

Intellektuell anspruchsvoll wird Rousseaus politische Theorie aber erst durch die Dialektik des Gesellschaftsvertrags. Sie ist eine Dialektik der totalen Entfremdung. Die Orientierung am Massstab der Natur besteht nämlich nicht in einem einfachen «zurück», sondern erfordert zunächst eine absolute Entfremdung und Entnaturalisierung des Individuums. Die Gesellschaft korrumpiert den Menschen; aber er erlangt seine wahre Freiheit durch die

Unterwerfung unter den Gemeinwillen, die «volonté générale». Es ist der souveräne Wille ohne Herrscher. Dieser Gemeinwille ist wohl gemerkt nicht der Wille aller – und kann deshalb immer wieder zur Bezugsgrösse von Erziehungsdiktaturen werden.

Revolutionäre Träume

Die Unterwerfung unter den Gemeinwillen verwandelt den Menschen in einen Bürger. So heisst es im «contrat social»: «Der Staatsbürger stimmt allen Gesetzen zu, selbst jenen, die man gegen seinen Willen verabschiedet, und sogar denen, die ihn bestrafen, wenn er eines davon zu übertreten wagt. Der unveränderliche Wille

Wer die Schirmherrschaft über die Natur übernommen hat, braucht keine Demokratie mehr.

aller Glieder des Staates ist der Gemeinwille; durch ihn sind sie Staatsbürger und frei.» Rousseau fordert also die totale Einheit von Moral und Politik, Staat und Gesellschaft, dem privaten Innen und dem öffentlichen Aussen. So heisst es in dem Artikel «Politische Ökonomie», den er für Denis Diderots grosse Enzyklopädie geschrieben hat: «Die umfassendste Autorität ist diejenige, welche bis ins Innerste des Menschen dringt und nicht weniger auf seinen Willen als auf seine Handlungen einwirkt.» Die Diktatur des Gemeinwillens akzeptiert keine Privatsphäre mehr; die Gesinnungen der Bürger werden gleichgeschaltet.

Der Gemeinwille ersetzt aber nicht nur den Willen des Souveräns, sondern auch das transzendente Naturrecht. Heute, im Zeitalter des grünen Rousseauismus, wird das Naturrecht durch das Recht der Natur ersetzt. Die Umweltbewegung belässt es nicht bei einem Zurücksehen auf die Natur als Massstab. Mit dem Thema Klimawandel – jetzt aber auch Corona – kultiviert sie eine negative Romantik: als ob sich die geschändete Natur am Homo Faber und am Homo oeconomicus, also am Techniker und am Kapitalisten, rächen würde.

Wir haben es hier mit einer doppelten Flucht in die Natur zu tun – zurück zum guten Men-

schen des Naturzustandes und zurück zur heilenden Natur. Diese Natur-Idolatrie hat eine eminent politische Dimension, denn Ökodiktatur und Sozialismus ergänzen sich bestens. Gemeinsam stehen sie im puritanischen Kampf gegen alles, was das Leben genussvoll macht. In den revolutionären Träumen der Linken hat die Ökodiktatur die Diktatur des Proletariats ersetzt. Und wer die Schirmherrschaft über die Natur übernommen hat, braucht keine demokratische Legitimation mehr. Corona und Klima, aber auch Europa und Massmigration werden von der Linken als Probleme definiert, die man nur lösen kann, wenn man es mit Rechtsstaat und Demokratie nicht so genau nimmt.

An die Stelle der demokratischen Legitimation tritt die existenzielle. Betroffenheit und Angst ersetzen das Argument und den Konsens. Und auch hier ist Rousseau das grosse Vorbild. Seine «Bekenntnisse» sind ein einziger Exzess der Entlarvung und Selbstentblössung, um zum wahren, nackten Menschen durchzustossen. Damit ist Rousseau eine völlig neue Form der Legitimation gelungen: die Selbstrechtfertigung durch Selbstbeichtigung. Und heute hat diese Form des politischen Moralismus einen Extremwert erreicht: die Selbstgeißelung. Der einzige Stolz, den wir noch zulassen, ist der Sündenstolz.

Lärmen und protestieren

Wenn der Mensch von Natur aus gut ist, muss irgendjemand daran schuld sein, dass die Welt schlecht ist. Und so fragt sich der gute Mensch: Was ist der störende Faktor? Friedrich Schillers berühmter Vers «Die Weltgeschichte ist das Weltgericht» wird hier so verstanden, dass sich die aufgeklärte Elite zum Richter über die Gesellschaft ermächtigen darf. Diese Tribunalisierung, diesen geistigen Bürgerkrieg hat schon die Aufklärung vorbereitet, sofern sie Vernunft als kritischen Prozess verstand. Die Intellektuellen machen dem Staat den moralischen Prozess und nennen ihn Kritik.

Vor diesem Hintergrund versteht man, wie Zensur, Inquisition und Pranger, die wir eigentlich nur aus dem Mittelalter kannten, zu Praktiken der heutigen Linken werden konnten. Die rot-grünen Gutmenschen beschwichtigen ihr schlechtes Gewissen, indem sie sich als das Gewissen der Gesellschaft aufspielen – als Mahner vor dem ökologischen Weltuntergang und als unerschrockene, nachträgliche Antifaschisten im «Kampf gegen rechts». Was ihre Träume stört, sind aber nicht der Kapitalismus oder der Faschismus, sondern die Natur des Menschen. Sie ist der eigentliche Feind der Linken. Und während sie lärmern und protestieren, hält die Achse des Bösen die Welt am Laufen.



Norbert Bolz ist emeritierter Professor für Medienwissenschaften der Technischen Universität Berlin.

Die andere Sicht

Die Weltwoche bereichert seit über 80 Jahren den Wettbewerb der Argumente durch die grösste Vielfalt an fundierten Meinungen. Sie schreibt und spricht aus, was andere nicht zu sagen wagen.

Überzeugen Sie sich selbst!



Probeabo:

8 Ausgaben nur Fr. 38.–

Telefon 043 444 57 01

kundenservice@weltwoche.ch



PERSONENKONTROLLE

Leuthard, Maurer, Cassis, Düggele, Hueber, Mirabaud, Godat



Kehrtwende: alt Bundesrätin Leuthard.

Doris Leuthard, Einmischerin, engagiert sich neuerdings für Progresuisse. Die Organisation will den Rahmenvertrag mit der EU, so wie er heute vorliegt. Während die inhaltliche Position der früheren CVP-Bundesrätin wenig überrascht, ist es ihr Engagement an sich, das erstaunt. Eine *Weltwoche*-Anfrage für einen Gastartikel war ihr vor einem halben Jahr noch zu politisch. Leuthard antwortete: «Ich will mich bestmöglich an die bewährte Regel für Alt-Bundesräte halten und mich nicht gross einmischen in die heutige Politik.» (zr)

Ueli Maurer, Vater, verblüfft wieder einmal alle. Der Finanzminister und oberste Personalchef des Bundes beantragt gemäss *Tages-Anzeiger* vier Wochen Vaterschaftsurlaub für seine Angestellten. Bisher hatten Männer, die beim Bund arbeiten, bei der Geburt eines Kindes Anrecht auf vierzehn Tage. Dass ausgerechnet SVP-Mann Maurer diesen Antrag stellt, lässt aufhorchen – in der Vergangenheit hatte er eine vierwöchige Papizeit mit Blick auf die Finanzen stets bekämpft. Glücklicherweise sind Maurers eigene sechs Kinder, mit einer Ausnahme, im Erwachsenenalter – der Finanzminister hätte sonst ein halbes Jahr gefehlt. (hmo)

Ignazio Cassis, Fernseh-Headhunter, hat einen neuen Informationschef. Der frühere Amerika-Korrespondent von SRF, **Peter Düggele**, wird ab 1. April die Kommunikation des Departements für auswärtige Angelegenheiten (EDA) leiten. Er tritt die Nachfolge von **Sebastian Hueber** an, der das EDA verlässt. Die Bundesverwaltung erweist sich abermals als Ableger amtsmüder SRF-Journalisten. (hmo)

Pierre Mirabaud, Banken-Doyen, versteht die Welt nicht mehr. Verantwortlich dafür



Extra-Tour: Gastronom Godat.

ist die Vereinigung Schweizerischer Privatbanken. Diese weibelt nämlich in einem Mail an alle Parlamentarier für ein EU-Rahmenabkommen. Unkritisch werden die angeblichen Vorteile aufgezählt, Nachteile werden übergangen. «Muss es zuerst zu einer Krise in einem Wirtschaftsbereich kommen?», fragt die Organisation zum Schluss rhetorisch. Bei Mirabaud löst das Kopfschütteln aus. «Ich sehe etwa bei der Rechtsübernahme, der Superguillotine, aber auch bei der Aufweichung des Lohnschutzes fundamentale Schwachstellen», sagt der ehemalige Präsident der Schweizerischen Bankiervereinigung. Der Vertrag bringe keine Vorteile für die Arbeitnehmenden und die Wirtschaft, setze aber die direkte Demokratie aufs Spiel. «Das ist gefährlich», so der Banken-Doyen. (odm)

Dominique Nicolas Godat, Pedaleur, geht aus epidemiologischen Gründen neue Wege als «Kronenhallen»-Direktor. Erstmals in der 97-jährigen Geschichte des Zürcher Renommierlokals liefert er seine Spezialitäten per Velokurier aus. Dabei tritt das Servicepersonal selber beherzt in die Pedale – und bietet dem Kunden einen All-inclusive-Service im Sinn der Top-Gastronomie: Neben der Lieferung gehören die Aufbereitung der Speisen, der Service sowie das Aufräumen der Küche dazu. Godat freilich wünscht sich, dass die Kellner ihr Tagwerk schon bald wieder zu Fuss verrichten können. 5,8 Millionen Franken Umsatzeinbusse verursachte die Pandemie in der «Kronenhalle» bis heute. Deshalb ist Godats Forderung deutlich: «Unser Sicherheitskonzept funktioniert. Lasst uns so schnell wie möglich wieder arbeiten.» Damit meint er den kultivierten Service am Gast – und nicht etwa die Teilnahme an der Tour de France. (tre)

Bersets wichtigste Beamtin im Urlaub

Grossbritannien und Israel drücken beim Impfen aufs Gas. In der Schweiz ist man dagegen immer noch mit angezogener Handbremse unterwegs, weil es zu wenig Impfstoff gibt.

Es wäre also höchste Zeit, dass das Bundesamt für Gesundheit (BAG) bei den Pharmaunternehmen Druck aufsetzt. Dafür zuständig ist Nora Kronig, Diplomatin und Chefin der Abteilung Internationales beim BAG.

Sie führte die Verhandlungen mit den Impfstoffherstellern. Zwar ist sie die jüngste Vizedirektorin in der BAG-Geschäftsleitung, aber auch diejenige mit der momentan wohl grössten Verantwortung. Man kann sie als Gesundheitsminister Ber-

sets wichtigste Beamtin bezeichnen.



Mutterrolle: Nora Kronig.

Vom Tempo beim Durchimpfen der Bevölkerung hängt es ab, wie schnell wir wieder in den normalen Modus ohne einschneidende Corona-Massnahmen wechseln können. Bis jetzt ist es Kronig und dem

BAG aber nicht gelungen, den Kantonen genügend Impfdosen bereitzustellen.

Nun drohen weitere Verzögerungen. Ausgerechnet die oberste Impfstoffbeschafferin des BAG fällt wegen eines Mutterschaftsurlaus aus. Dass Kronig Mutter wird, ist für sie zwar hocheifrig. Aber dass mit ihr eine Schlüsselfigur bei der Bewältigung der Pandemie ausfällt, ist doch problematisch.

Muss man nicht von einem Planungsdebakel in Bersets Departement sprechen, wenn in einer Krisensituation die Spielmacherin vom Spielfeld muss?

Mit einer schwammigen Erklärung versucht das BAG die Situation schönzureden. Die Gesamtprojektleitung bleibe auch im Mutterschaftsurlaub von Frau Kronig sichergestellt. Man gehe davon aus, dass bis im Sommer alle eine Impfung erhalten haben, die eine wollten.

Das heisst im Klartext: Die Kampagne gelingt, wenn sich die neue Verantwortliche für Impfstoffe bis dahin eingearbeitet hat und die versprochenen Lieferungen der Hersteller eintreffen. Ob das auch passiert, ist offen. *Hubert Mooser*

MÖRGELI

Wie sieht ein Diktator aus?

Es braucht zuweilen drastische Begriffe, um Missstände zu benennen. Der Hinweis, dass uns ein Virus in eine Diktatur geführt hat, rüttelt auf. Und sorgt für Lärm. Wie immer, wenn etwas den Kern trifft. Eine Diktatur kann sich durchaus auf gesetzliche Grundlagen stützen. Das deutsche Parlament hat 1933 ein «Ermächtigungsgesetz» verabschiedet. Und damit die Diktatur ganz demokratisch eingeführt.

Diktaturen bestehen nicht zwingend aus Einzelpersonen. Es kann sich definitionsgemäss auch um eine «Gruppe von Personen mit weitreichender bis unbeschränkter Macht» handeln. Diktatoren finden sich selber legitim, um die öffentliche Ordnung zu schützen. Sie sind überzeugt, dem Gemeinwohl zu dienen. Gegensätzliche Auffassungen sind nicht genehm. Die Medien sollen einheitlich berichten. Wer sich wehrt, bekommt es mit der Polizei zu tun. Der Staatsrechtler Andreas Kley warnte in der *NZZ* vor den Vollmachten, die dem Bundesrat übertragen sind: «Sie verwandeln die Demokratie für die Dauer des Notstands in eine Diktatur.»

Unsere Diktatoren gehen nicht über Leichen. Aber über die Lebenden. Sie setzen grundlegende Menschenrechte ausser Kraft. Wo bleibt unsere freie Lebensgestaltung («Recht auf Freiheit der Person»), wo das Recht, unser «Land jederzeit verlassen» zu dürfen? Und was wurde aus den Uno-Rechten auf Eigentum und Schutz vor willkürlicher Enteignung? Wohin sind Versammlungsfreiheit, Recht auf Arbeit und Recht auf Bildung entschwunden?

«Sieht so ein Diktator aus?», witzelte mit Blick auf Gesundheitsminister Alain Berset unser Bundespräsident. Dabei ist er im Siebnergremium durchaus mit gemeint. Wie aber sieht ein Diktator aus? Charlie Chaplin trug denselben Schnauz wie Adolf Hitler, war aber nur im Film ein Diktator. Walter Ulbricht sah aus wie ein netter, bünzlicher Opa, war aber der brutale Diktator der angeblich «demokratischen» DDR. Auch Erich Honecker hat seine Fehlerurteile ganz alleine gefällt. Er erklärte: «Den Sozialismus in seinem Lauf halten weder Ochs noch Esel auf.» Diesem Diktator hat die Rolle des Ochsens nicht genügt. Er wollte auch noch der Esel sein.

Christoph Mörgeli

Von wegen diskriminiert

Wer behauptet, dass Frauen systematisch unterbezahlt würden, versteht nichts von Marktwirtschaft.

Florian Schwab

Die Mühlen der Bundesbürokratie mahlen langsam, aber stetig. Die «Analyse der Lohnunterschiede zwischen Frau und Mann» wird normalerweise alle zwei Jahre im Frühsommer publiziert. Dieser Takt wurde irgendwann einmal festgelegt. Ohne Not rüttelt das Bundesamt für Statistik (BfS) nicht daran.

Nun hat das BfS Ende Februar bereits eine handgestrickte Vorschau auf die Ergebnisse veröffentlicht: Die Erhebung besagt, dass Frauen im Jahr 2018 19 Prozent weniger verdienen als Männer. Dieser Wert sei von 18,3 Prozent zwei Jahre zuvor also gestiegen. Vom Lohnunterschied zwischen Mann und Frau sind laut Bundesstatistikern 45,4 Prozent durch objektive Faktoren wie Branche, Alter oder berufliche Stellung erklärbar (2016: 44,1 Prozent), der Rest sei «potenziell diskriminierend».

Viel mehr geht aus der dürren Medienmitteilung nicht hervor. Für genauere statistische Analysen und Angaben zur Methode muss man bis zum Sommer warten. Diese wären aber unbedingt notwendig, um zum Beispiel einschätzen zu können, ob die kleinen Verschiebungen zwischen 2016 und 2018 statistisch überhaupt ins Gewicht fallen oder ob sie sich innerhalb des Fehlerbereichs bewegen.

Mängel in der Analyse

Solche Feinheiten kümmern die meisten Medien wenig. Eifrig vermelden *Tages-Anzeiger* und *NZZ* den Befund, dass die Lohndiskriminierung immer schlimmer werde. Die Bundesmeldung ist so terminiert, dass sie sich zur politischen Steilvorlage eignet: Genau bis zum Publikationsdatum hätten Frauen, so heisst es, von Jahresbeginn an «gratis» gearbeitet, wenn man dies mit dem seit 1. Januar laufenden Männerlohn vergleiche. Aus dem Englischen hat man für diesen Stichtag die Bezeichnung «Equal Pay Day» importiert. Spindoktoren und PR-Berater verblassen vor Neid angesichts der behördlich getroffenen Gleichschaltung des Bundesamts für Statistik mit feministisch bewegten Redaktionen und Aktivistinnen.

Keinen Hinweis liefert die neue Veröffentlichung darauf, ob die altbekannten Mängel in der Analyse mittlerweile behoben wurden. Die Unterscheidung zwischen gerechtfertigtem und ungerechtfertigtem Lohnunterschied nimmt der Bund anhand sehr weniger erklärender Faktoren vor. Darin nicht ent-

Die Realität ist so komplex, dass ein statistisches Modell sie niemals passgenau beschreiben kann.

halten sind wichtige Lohndeterminanten wie beispielsweise die Berufserfahrung, die bei Frauen aufgrund von Familien- oder Babypausen im Mittel geringer ausfällt als bei Männern. Ebenfalls nicht erfasst ist der bei Männern im Allgemeinen etwas forscherere Verhandlungsstil. Es ist unklar, wie viel von der «unerklärten Lohndifferenz» übrigbliebe, wenn man diese beiden Faktoren erfasste. Allgemein gilt: Die Realität ist so komplex, dass ein statistisches Modell sie niemals passgenau beschreiben kann. Entsprechend schlecht eignet es sich als Grundlage für politische Forderungen.

Wäre es tatsächlich so, dass Frauen systematisch unterbezahlt würden, dann könnte jede Firma einen Vorteil im Wettbewerb erlangen, indem sie nur Frauen anstellte. Sie hätte dadurch tiefere Kosten als ihre Konkurrenten und könnte ihre Produkte oder Dienstleistungen günstiger anbieten, also die männliche Konkurrenz vom Markt verdrängen. Oder anders gesagt: Wenn eine Frau weniger verdient als sie an Wert schafft, dann wird früher oder später ein Konkurrent auf diese Diskrepanz aufmerksam und bietet ihr einen höheren Lohn an.

Wie man es also dreht und wendet: Die Idee, dass Frauen beim Lohn diskriminiert werden, widerspricht den einfachsten Prinzipien der Marktwirtschaft. Daran vermag nicht einmal das Bundesamt für Statistik mit seiner alle zwei Jahre gleich schlecht gemachten Analyse etwas zu ändern. Egal, ob es den «Equal Pay Day» feiert.

Impfpass mit Parmelin?

Die Schweiz ist ein Tollhaus. Vermutlich weil wir noch drei Monate Vorsprung auf die EU haben.



Guy Parmelin drohte den Kantonen der Ur- und Mittelschweiz mit dem Entzug der Härtefallgelder, falls sie nicht spuren würden. Rechtswidrig. Die *Höselers* gaben trotzdem nach. Ueli Maurer lässt sich nach der Logik der sozialdemokratischen deutschen Nervensäge Karl Lauterbach nur einmal impfen. Neu wollen die Rechten im Parlament der gratis arbeitenden Task-Force einen Maulkorb verpassen.

Für die Junge SVP ist Parmelin ein halber SVP-Bundesrat. Hatten wir schon mal. Für Roger Köppel müssen die beiden Versager Maurer und Parmelin zusammen mit allen anderen Bundesräten zurücktreten. Die Folgen: Die Sesselkleber bleiben erst recht kleben. Und halten wie Kletten zusammen. In den beiden grössten Kantonen kommen weder das Impfen noch das Testen voran. Für die Versäumnisse von Pierre-Alain Schnegg (SVP) und Natalie Rickli (SVP) kann Alain Berset gar nichts.

Die besseren Rechner unter den Zürcher Gastronomen wollen ihre Gartenbeizen und Klubs noch nicht öffnen. Weil 300 000 Menschen wegen Kurzarbeit zu Hause Däumchen drehen. Und eine weitere Million Lohnabhängiger im Home-Office vor sich hin schmort. Sie alle bringen über Mittag keinen Umsatz und schnappen keine Feierabendbierchen.

Bei vielen kocht die Wut hoch, weil keine Härtefallgelder fließen. Andere möchten und werden einfach den Frühling geniessen.

In meiner Heimat gilt: Walliser Rat kommt nach der Tat. Auch die Schweiz kann als System nicht antizipieren. Dies im Gegensatz zu Israel, das uns nicht nur bei der Impfstoffbeschaffung immer zwei Schritte voraus ist.

Netanjahu I — Israel hat bereits einen digitalen Impfpass eingeführt. Wer über einen solchen Pass verfügt, kann das Leben wieder etwas freier geniessen. Alle ändern halt weniger.

Netanjahu II — Eine Art israelischen Impfpass bekommen ebenfalls alle, die aufgrund der Daten der digitalisierten Krankenkassen eine Covid-Infektion hinter sich haben.

Unsere Krankenkassen waren in der Corona-Krise so beweglich wie tote Forellen im Blausee bei Mitholz. Auf ihre Daten kann – im Gegensatz zu denen in Israel – niemand zugreifen.

Die Sesselkleber bleiben erst recht kleben. Und halten wie Kletten zusammen.

Weil sie keine nutzbaren Daten haben. Ihr Versagen ist, nach vorne gedacht, das beste Argument für eine digitale Einheitskasse.

Anstatt israelische Drohnen von der Stange zu kaufen, verlangte das VBS bei deren Bestellung jede Menge Extrawürste. Die Folge: Die so modifizierte Swiss-Finish-Drohne stürzte in der Wüste ab. Israel kann nicht liefern. Das darf sich beim Impfpass nicht wiederholen. Deshalb müsste diesmal gelten: «Strg+Umschalttaste+C/V zum Kopieren/Einfügen».

Die EU will auch einen Impfpass einführen. In drei Monaten soll das Projekt stehen. Da wir in Sachen Impfen drei Monate Vorsprung haben, müssten wir schon heute so weit sein.

Sind Parmelin und die Seinen – da sie etwas unter Druck geraten – wenigstens jetzt bereit,

einen schnellen und überraschenden Steilpass in Sachen Impfpass zu schlagen?

Die gute Schweizer Ausgangslage dank den zu vielen Toten: Heute dürften in der Schweiz gut 20 Prozent der Bevölkerung eine Covid-Infektion hinter sich haben. In der Corona-Hölle Wallis sogar 35 Prozent. Wir müssten möglichst viele von ihnen ausfindig machen. Das geht so:

Drohne 1 — Wer sich in einer Apotheke gratis testen lässt – und genügend Antikörper hat –, bekommt einen auf fünf Monate befristeten Impfpass. Und kommt so subito in jede Beiz, in jedes Kino und in jedes Konzert. Unabhängig davon, ob es sich um eine Impfbefürworterin oder einen Impfgegner handelt.

Drohne 2 — Für Vorsichtigeren und Ängstlichen, die einen Bogen um Apotheken machen, müsste gelten: Bei jeder ersten Impfung wird eine Blutprobe entnommen. Wenn der oder die Geimpfte bereits Antikörper aufweist, erhalten die Glücklichen umgehend einen Impfpass, und die zweite Impfung wird in den Sommer 2021 verschoben. Dann schwimmen wir in Impfstoffen.

Das Corona-Problem wäre so bereits Mitte Juni 2021 vom Tisch. Weil wir, um ein vergleichbares Resultat zu erreichen, vorerst etwa zwei Millionen weniger Impfdosen brauchen. Gelöst, erlöst und vergessen. Und das neu sogar vier Monate vor der EU. Werden wir auch diese Chance vergeigen, weil wir etwas gegen Netanjahu haben? Es ist zu befürchten.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Ausfallschritte nach links

FDP-Bundesrätin Karin Keller-Sutter begibt sich auf rutschiges Terrain. Sie verbündet sich mit SP-Kollege Alain Berset und distanziert sich von der eigenen Partei.

Hubert Mooser

Karin Keller-Sutter steht vor einem schwierigen Wochenende: Bei zwei Abstimmungen ist die FDP-Justizministerin engagiert. Sie kämpft für das E-ID-Gesetz, also für eine elektronische Identität, und gleichzeitig gegen die Initiative für ein Verhüllungsverbot aus den Reihen der SVP. Die letzten Umfragen sind für sie nicht vielversprechend. Es ist nicht ausgeschlossen, dass sie am kommenden Abstimmungssonntag zwei Niederlagen kassieren wird.

Dass Bundesrätinnen und Bundesräte Abstimmungen verlieren, kommt selten vor. Zwei Pleiten an einem Tag, das wäre fast ein historisches Ereignis und würde für die ehrgeizige St. Gallerin einen erheblichen Prestigeverlust bedeuten. Deshalb legte sich Keller-Sutter in den letzten Tagen noch einmal richtig ins Zeug: am Freitag in der SRF-«Arena» gegen das Verhüllungsverbot, am Samstag in einem Doppelinterview mit Bundespräsident Guy Parmelin (SVP) für eine elektronische Identität.

Schwierige Geschichte

Ausgerechnet mit einem SVP-Kollegen trommelt sie für ihre Vorlagen. Wenn es um Corona-Massnahmen geht, lässt Keller-Sutter die SVP-Bundesräte nämlich im Regen stehen und macht fast konsequent einen Ausfallschritt nach links. Die Wirtstochter aus Wil SG ist gegen eine rasche Öffnung der Restaurants und Gartenbeizen, sie ist gegen eine Aufhebung der Home-Office-Pflicht.

Mit dieser Position hat sie viele im bürgerlichen Lager gegen sich aufgebracht, auch FDP-Chefin Petra Güssi. Diese, sonnengebräunt aus den Sportferien zurück, sagte in einem Interview auf Telezüri: «Dass man die Restaurant-Terrassen in Skigebieten schliessen muss, versteht die Bevölkerung nicht mehr. Der Bundesrat führt Anhörungen bei den Kantonen durch, berücksichtigt diese dann aber nicht.»

Güssi unterstützte auch Anträge aus dem bürgerlichen Lager, dem Bundesrat in der Co-



Als Brückenbauerin hoch gelobt: Justizministerin Keller-Sutter.

rona-Krise das Heft aus der Hand zu nehmen. Damit gab sie ihren Bundesräten auch insgeheim zu verstehen, dass die FDP mit dem Corona-Kurs des Bundesrates nicht mehr einverstanden ist.

Karin Keller-Sutter und die eigene Partei – das ist eine schwierige Geschichte. Gleich zwei Mal erteilte sie ihren Freisinnigen vergangene Woche eine Absage. Am Freitagabend in der SRF-«Arena» zum Verhüllungsverbot hielt ihr Moderator Sandro Brotz vor, die FDP-Frauen würden die Initiative unterstützen. Sie vertrete hier Parlament und Bundesrat und nicht die Partei, gab sie darauf zu verstehen. Am Samstag im Interview mit der *Schweiz am Wochenende* markierte Keller-Sutter erneut Distanz zur FDP, als sie damit konfrontiert wurde, dass ihre Partei raschere Öffnungsschritte befürworte: «Der Bundesrat muss die grösste Krise seit dem Zweiten Weltkrieg bewältigen. Da wäre Parteipolitik fehl am Platze.»

Wie Hund und Katze

Auch mit ihrem FDP-Kollegen in der Landesregierung, Ignazio Cassis, kann sie es überhaupt nicht. Die beiden seien wie Hund und Katze, sagen Freisinnige, welche die Rivalität der eigenen Bundesräte längst nervt. Dass einer der beiden freisinnigen Bundesratssitze bedroht ist, sollte das grüne Lager bei den Wahlen 2023 zulegen, macht es auch nicht besser. Dient Keller-Sutter sich deshalb den Linken an?

Der Vorwurf steht gerade jetzt wieder im Raum, nachdem sie für den auf Ende Jahr in Pension gehenden Staatssekretär für Migration, Mario Gattiker, die Diplomatin Christine Schraner Burgener holte, die als Uno-Sonderbotschafterin bei ihrer Friedensmission in Myanmar mehr oder weniger gescheitert ist. Die frühere Schweizer Botschafterin in Berlin ist erklärte Sozialdemokratin. SVP-Vertreter fragen deshalb rhetorisch: Ist es gescheit, eine SP-Frau an die Spitze des Migrationsamtes zu setzen, wo man doch erwarten muss, dass am Ende der Corona-Krise eine Flüchtlingswelle aus Afrika auf Europa überschwappen könnte?

Es gibt aber auch eine erkennbare Nähe von Keller-Sutter zu SP-Bundesrat Berset. In Bern heisst es, man sehe das Duo häufig die Köpfe zusammenstecken. Bei der Corona-Krise marschieren sie fast im Gleichschritt.

Keller-Sutter hätte im Bundesrat auch kämpfen können für eine schnellere Öffnung von Gasthäusern und Fitnesscentern und anderen öffentlichen Einrichtungen – oder ihrem Parteikollegen Cassis klarmachen können, was bei der Bewältigung der Pandemie politisch richtig und falsch ist. Sie hätte mit den beiden SVP-Bundesräten starke Verbündete gehabt. Fehlt ihr der Mut zu einer eigenen Linie?

Wird sie darauf angesprochen, zündet die Bundesrätin sofort Nebelpetarden. Jeder Bundesrat komme mit einer Position in die Regierung und kämpfe in der Diskussion dafür. Durch dieses Ringen entstünden Lösungen, so Keller-Sutter.

Im Windschatten der SVP

Wieso setzt sich dann meistens SP-Bundesrat Berset durch? Das weiss man darum so genau, weil seine wirtschaftsfeindlichen Corona-Massnahmen mit rekordverdächtiger Regelmässigkeit vor den Bundesratssitzungen in den Medien verbreitet werden.

Man fragt sich, wie es sein kann, dass die Wirtstochter aus Wil kein Gehör hat für die Nöte der Corona-geschädigten Beizer und Kleinunternehmer. Liegt es an ihrem Ehe-

Später als Ständerätin betonte sie fast trotzig, sie trete kein zweites Mal mehr an, drängte sich aber sofort in die Pole-Position, als sich beim Rücktritt von Bundesrat Johann Schneider-Ammann eine weitere Chance bot. Und diesmal hatte sie nicht mehr die Linken gegen sich. Dafür hatte sie als Ständerätin gesorgt. Sie war eine Treiberin des AHV-Steuer-Deals. Das gefiel

Heute hat Berset einen besseren Draht zur FDP-Bundesrätin als zu Parteikollegin Sommaruga.

der SP und der Ratsmitte, die Ostschweizerin wurde als Brückenbauerin hoch gelobt. Mit dem Support des St. Galler SP-Ständerats Paul Rechsteiner stieg sie dann auch zur Wunschkandidatin der Linken auf.

Zünglein an der Waage

Nach ihrer Wahl zur Bundesrätin 2018 liess sie keine Zweifel aufkommen, dass sie in diesem Gremium eine tragende Rolle zu spielen gedenkt. Viele dachten, sie werde sich mit ihren Ambitionen an Alphonse Berset reiben. Aber im Gegenteil: Sie merkte schnell, dass sie im politisch weniger interessanten Polizei- und Justizdepartement Macht und Einfluss gewinnen kann, wenn sie bei einzelnen Geschäften das Zünglein an der Waage spielt. Sie selber nannte dieses Taktieren zwischen dem linken und dem rechten Lager einmal «Brücken-Bauen».

Unter diesem Titel kann sie sich denn auch Positionen erlauben, die jeden anderen FDP-Politiker in Erklärungsnotstand brächten – zum Beispiel ihre Zustimmung zu einer Überbrückungsrente für ausgesteuerte Arbeitslose über sechzig Jahre. Bei dieser spielte sie mit Berset eine aktive Rolle, sie vermittelte erfolgreich zwischen Arbeitgeberverbänden und den Gewerkschaften.

Ging es bei diesem Manöver nur darum, eine Mehrheit gegen die SVP-Initiative für eine massvolle Zuwanderung zusammenzubekommen? Oder war es das Trainingsspiel für das sozialistisch-liberale Teamwork in der Landesregierung? Das Berset-Lager schwärmte jedenfalls nach dieser Übung, wie gut man mit der Ostschweizerin habe zusammenarbeiten können.

Heute hat Berset einen besseren Draht zur FDP-Bundesrätin als zu Parteikollegin Simonetta Sommaruga. Das zeigte sich auch jetzt wieder bei der Bewältigung der Corona-Krise, wo Keller-Sutter immer schön den Pas de deux mit dem SP-Bundesrat vollzieht. Ihr selber bekommt das gut, sie hat sich damit ihre Wiederwahl inzwischen wohl abgesichert.

Einige Freisinnige dürften sich dagegen fragen, was ihnen die Frau, die sie in den Bundesrat geschickt haben, politisch eigentlich bringt.



mann, Morten Keller, der in dem seit Jahrzehnten von Linken und Grünen geleiteten Stadtzürcher Gesundheitsdepartement den Gesundheitsdienst leitet? Beeinflusst er ihre Position bei der Corona-Pandemie?

Oder hat sie den Kopf bereits bei den Bundesratswahlen von 2023, wie rechtsbürgerliche Politiker vermuten? Hat sie Angst, mit einer konsequenten bürgerlichen Linie SP und Grüne zu vergrämen? Ihr erster Anlauf für den Bundesrat scheiterte 2010 auch an den fehlenden Stimmen aus dem linken Lager. Damals galt sie als Asyl-Hardlinerin und segelte bei der Durchsetzung von Recht und Ordnung im Windschatten der SVP. Die Nichtwahl war für die damalige Regierungsrätin eine grosse Enttäuschung, die sie auch nach Jahren nicht richtig verdaut hatte.

Königsmord vor Gericht

Sarkozy im Knast? Darauf haben viele gewartet. So paradox es scheint: Das politische Todesurteil könnte sein Comeback beflügeln. Für viele ist Sarko der «natürliche» Chef der Republikaner.

Jürg Altwegg

Es weht ein Hauch von Revolution durch Frankreich. Die Gelbwesten hatten versucht, das Elysée zu stürmen. Die Terroristen enthaupten ihre Opfer. Strassen und Plätze werden umbenannt. Eine neue Orthografie – die «inklusive Schreibweise» – ist auf dem Vormarsch. Es hagelt Klagen gegen die prominentesten Repräsentanten der französischen Elite wegen Pädophilie, Inzest, Vergewaltigung. Die sozialen Netzwerke seien zum Volkstribunal geworden, sagt der Philosoph Alain Finkielkraut. Jetzt hat ein Gericht Nicolas Sarkozy als ersten ehemaligen Staatspräsidenten zu einer Gefängnisstrafe verurteilt: drei Jahre – eines davon ohne Bewährung. Wegen Korruption und Bestechung eines Richters.

Sarkozy im Knast? Darauf haben viele gewartet. Die Vorstellung elektrisiert Frankreich so sehr wie das Bild von Dominique Strauss-Kahn in Handschellen in New York. An seiner Stelle wurde François Hollande 2012 Präsident.

Das politische Todesurteil gegen Nicolas Sarkozy stützt sich auf abgehörte Telefongespräche zwischen Sarkozy und seinem Anwalt. Ihre Verteidigung war auf die Illegalität des Lauschangriffs ausgerichtet. Das Gericht rechtfertigte ihn mit der Schwere des Vergehens: Wegen «bandenmässig betriebener Korruption» wurde Sarkozy verurteilt.

Tabubrecher

Ein Exempel will das Gericht mit dem Urteil statuieren. Als «historisch» lobt es die mächtige Vereinigung Anticor, die Vereinigung von gewählten Vertretern und Bürgern gegen Korruption: «Es zeigt, dass vor dem Gericht alle Bürger gleich sind. Dieses Prinzip wurde in den vergangenen Jahrzehnten der Straflosigkeit mit Füßen getreten. Heute kann ein ehemaliger Präsident zu einer Gefängnisstrafe verurteilt werden.»

Als ob sich die französische Justiz von der politischen Bevormundung emanzipiert hätte. Die Verurteilung ist eine Konzession an den revolutionären Zeitgeist und weist Züge einer Rache der französischen Justiz auf. Nicht nur an Sar-

kozy, sondern auch an Emmanuel Macron. Er hatte im Sommer den Staranwalt Eric Dupond-Moretti zum Justizminister berufen. Dieser hat Mafiabosse, schillernde Politiker und Terroristen verteidigt, er gilt als Tabubrecher. Für die Richtervereinigungen ist Dupond-Moretti ein Feindbild, seine Ernennung empfanden sie nicht ganz zu Unrecht als Kriegserklärung. So hatte Dupond-Moretti die Bildung des neuen



«Historisch»: Ex-Präsident Sarkozy, Gattin Bruni.

Parquet national financier (PNF) – ein Sondergericht für die Superreichen und Politiker – heftig kritisiert. Und später reichte er zusammen mit dreizehn Kollegen Klage ein: Im Laufe der Ermittlungen gegen Sarkozy waren die auf ihren Telefonrechnungen verzeichneten Verbindungen ausgewertet worden.

Seit diese «Machenschaften einer politischen Justiz» – so das Magazin *Le Point* vergangene Woche in einer Titelgeschichte – in die Öffentlichkeit durchgesickert sind, fahndet die Justiz nach dem Leck. Laut *Le Point* geht die Verletzung des Amtsgeheimnisses auf die

PNF-Präsidentin Eliane Houlette zurück. Vor kurzem sagte Houlette bei einer Befragung vor dem Parlament, sie sei in der Causa Sarkozy massiv unter Druck gesetzt worden. Auf diese Fakten kann sich Sarkozy im Berufungsverfahren stützen. Es wird Anfang 2022 stattfinden – kurz vor den Präsidentschaftswahlen.

Cui bono? Die Linke ist nicht in der Lage, aus Sarkozys Niederlage Profit zu schlagen. Der Rechten geht es nicht viel besser. Sarkozy ist der «natürliche» Chef der Republikaner. Jüngst zeichnete sich ein mögliches Comeback des 66-Jährigen ab. So könnte die Haftstrafe für Sarkozy primär Macron nützen. Sarkozy pflegte ein gutes Verhältnis zu Macron, der auf ihn hörte. Doch die Beziehung hat sich in eine neue Rivalität verwandelt. Stiege Sarkozy ins Rennen um die Präsidentschaft, würde er Macron viele Stimmen kosten.

Sie lieben ihn

Auch für die Wähler von Marine Le Pen stellt Sarkozy eine Alternative dar. Frankreich sehnt sich nach einer Rückkehr der Opposition von links und rechts. Und vor allem: Die Franzosen lieben Sarkozy – wie jeden noch so verhassten Präsidenten nach der Abwahl. Seine Bücher sind Bestseller, seine Auftritte Triumphe. Diese Nostalgie und Popularität ist die Kehrseite der revolutionären Leidenschaften und der französischen Lust am Königsmord.

Vorerst geht Sarkozys Marathon vor Gericht weiter. Ausserdem ermittelt die Justiz wegen angeblicher Finanzierung seines erfolgreichen Präsidentschaftskampfs 2007 durch Libyen. Nach den jüngsten Enthüllungen droht das Verfahren allerdings für die Anklage zum Fiasko zu werden. Damit wäre auch der Vorwurf vom Tisch, der Krieg gegen Gaddafi sei nur geführt worden, um Beweise für eine mutmassliche Unterstützung zu zerstören.

In Frankreich herrschen chaotische Verhältnisse wie vor einer Revolution. Wird Sarkozy tatsächlich im Knast enden? Genauso wahrscheinlich ist eine andere historische Premiere: dass er als erster abgewählter Präsident die Rückkehr an die Macht schafft.

Die Ehe, ein unsicherer Hafen

Lange schützte das Bundesgericht die Hausfrauen – nun kippt es ins Gegenteil.



Es ist noch nicht lange her, da hatte eine Frau mit der Heirat ausgesorgt. Ein Ehemann ermöglichte ihr nicht bloss ein Leben als Mutter und Hausfrau, sondern galt auch als Lebensversicherung, als Garant für Unterhaltsrenten, sollte es mit dem Eheglück doch nicht klappen – was bekanntlich bei einem Gutteil der Paare der Fall ist. Doch das sind Tempi passati. Denn für Hausfrauen, deren Ehe scheitert, sieht es inzwischen gar nicht mehr rosig aus. Verantwortlich dafür ist das Bundesgericht.

Lange Zeit gab man sich in Lausanne durch und durch konservativ, wenn es um Scheidungen ging. Man schützte die Hausfrau und Mutter und bewahrte sie wenn immer möglich davor, nach der Trennung ihr Leben umstellen zu müssen. Heute ist von dieser Haltung nichts mehr zu spüren, im Gegenteil. Das einst so paternalistische Bundesgericht springt mit den Frauen zunehmend grob um und streicht ihnen die Unterhaltszahlungen des Ex-Mannes auch in Fällen, wo diese bis anhin feste Praxis waren. So kippten die Bundesrichter vor ein paar Tagen die jahrzehntealte «45er-Regel»: Diese schützte Frauen über 45 Jahre davor, sich nach der Scheidung eine Arbeit suchen und ihren Unterhalt selber verdienen zu müssen.

Schon letzten Herbst hatten die Richter in einem weiteren Leiturtel die Schrauben bei der «lebensprägenden Ehe» angezogen und die Praxis stark relativiert, gemäss der eine Vollzeithausfrau, die nach zehn Jahren Ehe oder mehr geschieden wird, mit Unterhaltszahlungen rechnen kann. Und vor drei Jahren erhöhte das Bundesgericht den Druck auf die

Mütter von kleinen Kindern und hielt fest, dass sie spätestens mit der Einschulung des Jüngsten wieder eine halbe Arbeitsstelle annehmen müssten und nicht mehr allein auf Kosten des Ex-Mannes leben könnten; vorher hatte man den Frauen Zeit gelassen, bis das jüngste Kind zehn Jahre alt war.

Zusammengefasst kann man sagen: All die klassischen Ehefrauen, die ihrem Mann während Jahren den Rücken freihalten und die Kin-

Sollen Hausfrauen einfach Pech haben, wenn sie nach vielen Ehejahren abserviert werden?

der betreuen, die sich in der Schule oder in der Nachbarschaft engagieren, die sich in ihrem Dasein als Hausfrau und Mutter eingerichtet haben, leben letztlich auf unsicherem Grund. Sie können sich nicht mehr darauf verlassen, dass das traditionelle Familienmodell, auf das sie sich mit dem Mann in guten Zeiten geeinigt haben, sie nach der Trennung absichert, egal, ob es sich um eine langjährige Ehe handelt, ob die Frau kleine Kinder hat oder bereits älter ist.

Das Bundesgericht ist auch gar nicht zimperlich, wenn es um die Arbeiten geht, die Hausfrauen ohne Berufserfahrung übernehmen sollen: Es empfiehlt ihnen, sich beispielsweise um eine Tätigkeit als Pflegerin zu bemühen. Auch ein Job als Putzfrau oder als Zeitungsverträgerin dürfte zu finden sein – sehr vieles, was möglich ist, hält man in Lausanne für zumutbar.

Es ist eine mittlere gesellschaftspolitische Revolution, die sich hier abspielt und die man

gut oder schlecht finden kann. Im Prinzip ist es richtig, dass jeder Mensch, ob Frau oder Mann, für sich selber verantwortlich ist und sich finanziell nicht von anderen abhängig macht. Auch Kinder zwingen eine Frau nicht, den Job aufzugeben und sich vollständig auf die Mutterrolle zu konzentrieren.

Gleichzeitig gibt es aber auch heute noch zahlreiche Paare, die für das traditionelle Rollenmodell schwärmen, und Frauen, deren Lebenstraum es ist, den Göttergatten zu umsorgen und sich um den gemeinsamen Nachwuchs zu kümmern. Sollen sie einfach Pech haben, wenn sie nach vielen Ehejahren abserviert werden? Oder anders formuliert: Ist es richtig, dass die Ehe als beliebiger Vertrag angesehen wird, den man einseitig kündigen kann, wenn einem das Gegenüber nicht mehr passt? Ohne Vertrauensschutz zugunsten der Gattin, die an das Ja-Wort geglaubt und ihr Leben danach ausgerichtet hat? Diese Fragen würden eine breite Debatte verdienen.

Klar ist: Das Bundesgericht sendet ein überdeutliches Signal an die Frauen, dass sie sich nicht auf ihren Ehemann verlassen sollen; dies zu tun, wäre riskant, eine Dummheit gar. Die neue Scheidungspraxis zeigt zudem einmal mehr, wie mächtig die Lausanner Richter sind. Während in Politik und Wirtschaft seit Jahren Konzepte gewälzt werden, wie man verheiratete Frauen und Mütter vermehrt ins Arbeitsleben locken könnte, kickt das Bundesgericht die Ehefrauen aus ihrer Sicherheitszone und schafft damit harte Fakten – Gleichstellung mit der Brechstange, sozusagen.

Hart, aber unfair

Gestützt auf Zeitungsartikel, haben die Luzerner Behörden den Arzt und Massnahmenkritiker Andreas Heisler mit einem Berufsverbot belegt – und so einen gefährlichen Zeugen eliminiert.

Alex Baur

Rundschau»-Reporter Thomas Vogel liess es sich nicht nehmen, seinen Abschied via SRF-Online-Portal persönlich zu verkünden: «Corona-Skeptiker: Umstrittener Arzt darf nicht mehr arbeiten.» Am 10. Februar, am selben Tag, an dem er über den Fall berichtet hatte, so triumphierte Vogel, habe der Luzerner Kantonsarzt Roger Harstall das Berufsverbot gegen den Allgemeinpraktiker aufgesetzt. Harstall handelte wie von der «Rundschau» gefordert: schnell und gnadenlos.

In Wahrheit war es nichts Neues, was die «Rundschau» im gewohnt aggressiv-anklagenden Tonfall aufgeköchelt hatte. Das mediale Halali gegen den Ebikonener Hausarzt Andreas Heisler wurde im September vom *Blick* eingeläutet. Angeblich sollte Heisler Fernatteste für Maskenmuffel ausstellen. Den Reportern war es zwar nicht gelungen, Heisler unter falscher Identität ein Attest abzuluxsen (was sie in ihrem Bericht verschwiegen). Aber gemäss *Blick* soll der als Kritiker des Corona-Regimes bekannte Arzt solche Zeugnisse ausstellen, und das gratis und franko.

Meldung ging um die Welt

Den zweiten Wirbel machte die *Luzerner Zeitung* Anfang Jahr publik: Sie outete Heisler als den Arzt, der durchsickern liess, dass ein 91-jähriger dementer Patient in einem Altersheim fünf Tage nach der Verabreichung einer Corona-Impfung verstorben war. Die Meldung ging um die Welt, Swissmedic liess allerdings aufgrund einer Blitz-Ferndiagnose (auf eine Obduktion wurde verzichtet) umgehend Entwarnung verbreiten: Der Tod habe nichts mit der Impfung zu tun. Doch das hatte Heisler, entgegen der Darstellung der *Luzerner Zeitung*, in dieser absoluten Form gar nie behauptet.

In Wahrheit – was leider nirgends zu lesen war – hatte Heisler vor allem bemängelt, dass sein ehemaliger Patient trotz einer bekannten Unverträglichkeit gegenüber Grippe-Impfungen überhaupt geimpft wurde. Dass dem hochbetagten Dementen eine Unterschrift abgenommen wurde, mit der er seine angebliche Einwilligung erteilte, machte die Sache nicht



Unter Dauerobservation: Mediziner Heisler.

besser. Doch statt diese Alarmzeichen zu untersuchen, nahm die Gesundheitsdirektion den Überbringer der schlechten Botschaft ins Visier.

Richtig ist, dass Andreas Heisler als bekannte Grösse in der Szene der Corona-Skeptiker schon an einigen Kundgebungen als Redner aufgetreten ist. Die von ihm gegründete Vereinigung Aletheia zählt mittlerweile gegen 1800 Anhänger, rund die Hälfte davon ist im Gesundheitswesen tätig, unter ihnen 180 Ärzte und Wissenschaftler. Glaubt man der *Sonntagszeitung*, handelt es sich dabei um eine obskure Ansammlung von Verschwörungstheoretikern und Impfskeptikern. Gemäss Heisler sind die meisten seiner Mitstreiter, wie er selber, ganz normale Schulmediziner.

Orientiert man sich am Grundsatzpapier, das Aletheia am 10. Februar veröffentlicht hat, kann von Verschwörungstheorien keine Rede sein. Ein zentrales Anliegen von Aletheia – die Kritik am PCR-Test, der gemäss WHO bloss Hinweise auf eine mögliche Infektion liefert und für eine Diagnose nicht taugt, wie man in jeder Packungsbeilage nachlesen kann – ist

wissenschaftlich fundiert. Gemäss Aletheia werden die Gefahren des Coronavirus masslos aufgebauscht; die positive Wirkung der Shutdown-Politik wird im selben Mass überschätzt, wie die schädlichen Nebenwirkungen ignoriert werden; dies gilt insbesondere auch für den generellen Maskenzwang im nicht-medizinischen Bereich. Impfungen werden nicht grundsätzlich abgelehnt, man verweist allerdings auf die mangelnde Erfahrung mit einer völlig neuen Technologie und wehrt sich gegen jeden Zwang.

Fulminanter Neuanfang

Das alles sind Positionen, die man teilen kann oder auch nicht. Doch sie sind überprüfbar und vor allem unter Allgemeinmediziner und beim Gesundheitspersonal verbreitet. Das einzige Aussergewöhnliche an Andreas Heisler ist, dass er laut sagt, was viele seiner Kollegen nur denken – und dass er auch danach handelt. Richtig problematisch wurde dies erst im letzten Sommer, als die erste Corona-Welle vorbei war, als peu à peu und unter Androhung dra-

konischer Bussen der Maskenzwang eingeführt wurde. Heisler weigerte sich stur, dem seiner Ansicht nach schädlichen Befehl Folge zu leisten, was zu einem Zerwürfnis mit seinen langjährigen Angestellten führte.

Zwei Ärztinnen und drei Praxisassistentinnen kündigten Ende Juni 2020, einige liessen sich per Arzttzeugnis (das in diesem Fall niemand anzweifelte) freistellen. Im gleichen Zeitraum kündigte Heisler auch seine langjährige Zusammenarbeit mit einem Altersheim auf Ende Jahr. Ab dem 10. August blieb die Praxis in Ebikon sieben Wochen lang geschlossen.

Am 30. September wurde der Betrieb mit neuem Personal, das die Linie des Chefs teilte, wieder aufgenommen. Es war ein fulminanter und hoffnungsvoller Neuanfang. Die Praxis wurde regelrecht gestürmt von Patienten, die dem Maskenmuffel Heisler mehr trauten als der offiziellen Task-Force – allerdings auch von Spitzeln und Denunzianten, welche das Corona-Regime in Fülle hervorgebracht hat und die Heisler das Leben zur Hölle machen sollten.

Gläubige und Ungläubige

Montag, 1. März 2021, wir sitzen im Behandlungszimmer von Dr. med. Andreas Heisler, 52. Seit dem 26. Februar darf der Arzt keine Patienten mehr behandeln, auf amtlichen Befehl. Heisler blickt auf eine unauffällige Karriere eines Hausarztes zurück, die im süddeutschen Raum bei Basel begonnen hatte. 2009 zog er in die Luzerner Vorortgemeinde Ebikon, weil ihm das deutsche System zu bürokratisch geworden war. Er wurde schnell heimisch in der Innerschweiz, engagierte sich insbesondere in der Pflege von Menschen mit Altersdemenz. 2013 übernahm er die Rontalpraxis beim Bahnhof Ebikon. Nebenbei leistete er regelmässig Pikettendienst im Kantonsspital Luzern.

Dass er sich je politisch engagieren, ja sogar an Demonstrationen teilnehmen würde, lag bis Ende März 2019 ausserhalb seiner Vorstellungskraft. Der Bruch ergab sich aus der praktischen Erfahrung. Während sich die Horrormeldungen über die Corona-Pandemie in den Medien überschlugen, stellte Heisler fest, dass nicht nur in seiner Praxis, sondern auch im Spital eine zusehends gespenstische Leere herrschte. Corona-Fälle gab es praktisch keine, sehr wohl aber Angst-Patienten.

Die Isolation, das Eingesperrtsein und nicht zuletzt auch die allgegenwärtigen Masken zeitigten eine verheerende Wirkung, insbesondere auf seine dementen Patienten. Doch als mit dem Frühling die Corona-Welle abflaute, ging die Panik erst richtig los – mit Maskenzwang im öffentlichen Verkehr und Gratistests, welche die Fallzahlen hochtrieben und die Bevölkerung in Gläubige und Ungläubige auseinanderdividierten. Spätestens jetzt hatte Heisler keine Zweifel mehr, dass es nicht mehr

um die Gesundheit ging – sondern um die Bewirtschaftung von Angst, um Macht

Es klopft an der Tür. Herr Schumacher und Frau Heer von der Kantonspolizei Luzern sind unangemeldet in der Praxis aufgetaucht, maskiert. Alte Bekannte. Die Polizei und das Arbeitsamt sind seit Neujahr ein halbes Dutzend Mal aufgekreuzt. Um zu kontrollieren, ob alle brav ihre Masken tragen. Zwar sind alle in der Praxis positiv auf Antikörper getestet. Das heisst: Sie sind immun. Doch es geht ums Prinzip, Maske muss sein. Und jetzt muss sichergestellt werden, dass Andreas Heisler nicht heimlich einen Patienten betreut.

Elf Jahre lang hatte Andreas Heisler kaum je etwas mit dem Kantonsarzt zu tun gehabt. Das änderte sich am 17. November, nachdem

Die Praxis wurde gestürmt von Patienten, die dem Maskenmuffel mehr trauten als der Task-Force.

Denunzianten bei der kantonalen Aufsichtsbehörde für Wirtschaft, Arbeit, Soziales (WAS) notorische Verstösse gegen den Maskenzwang in der Praxis gemeldet hatten. Seither steht der aufmüpfige Arzt, der es schlicht nicht über sich bringt, sein Gewissen den Reglementen zu unterwerfen, unter Dauerobservation. Eigentlich dreht sich alles nur um das eine: die vermaledeite Zwangsmaske, die Heisler, allen Ermahnungen, Beschwörungen und Drohungen zum Trotz, verweigert wie der Tell den Gruss zum Gesslerhut. Eine Zwängerei? Gewiss. Für jeden gemäss seiner Perspektive.

Mit Erlass vom 20. Januar 2021 verfügt die Aufsichtsbehörde WAS erstmals eine Schliessung der Praxis für eine Woche. Heute wirft man Heisler vor, dass er den Betrieb nicht sofort am selben Tag einstellte. Es ist einer von drei Vorwürfen, die das Berufsverbot begründen sollten. Heisler bestreitet den Vorwurf. Gemäss



«Wie hast du nur diesen genial verurteilten Pünselfrich hinkommen, Vincent?»

Protokoll hatte ihm Polizist Schumacher den schriftlichen Schliessungsbefehl erst um 17.08 Uhr ausgehändigt. Danach habe er die Praxis sofort geschlossen.

Die anderen Punkte, mit denen Kantonsarzt Roger Harstall das am 10. Februar simultan zur «Rundschau»-Sendung erlassene Berufsverbot begründet, betreffen die Geschichte um den Todesfall im Zusammenhang mit der Corona-Impfung sowie die *Blick*-Story um die angeblich per Ferndiagnose ausgestellten Masken-Atteste. In beiden Fällen sind als einzige Beweismittel die Artikel von *Blick* und *Luzerner Zeitung* der Verfügung beigeheftet. Als Mitunterzeichner fungiert David Dürr, Dienststellenleiter der Luzerner Gesundheitsdirektion.

Bezüglich der Impfgeschichte stellt die Gesundheitsdirektion den Verdacht von «Schreckung der Bevölkerung» (Art. 258 StGB) und Verletzung des Berufsgeheimnisses in den Raum, bezüglich der Atteste «falsches Zeugnis» (Art. 318 StGB). Dabei handelt es sich allerdings um Straftatbestände, die nicht von Beamten, sondern höchstens von Staatsanwälten oder Richtern beurteilt werden können. Und solange keine rechtskräftige Verurteilung vorliegt, gilt die Unschuldsvermutung.

Warnung ist lanciert

Eine besondere Perfidie des Berufsverbotes besteht allerdings darin, dass es zu einem Zeitpunkt erlassen wurde, als sich Andreas Heisler während knapp vier Wochen in der Bretagne in den Ferien aufhielt. Weil die Verfügung in dieser Zeit postalisch nicht zugestellt werden konnte, verstrichen nach Meinung des Kantonsarztes und der Luzerner Gesundheitsdirektion sowohl das Recht auf Anhörung wie auch die Einsprachefrist von zwanzig Tagen ungenutzt.

Zumindest Kantonspolizist Schumacher war nachweislich über den Auslandsaufenthalt informiert. Er überbrachte Heisler die Hiobsbotschaft denn auch exakt am Tag nach dessen Heimkehr. Es drängt sich der Verdacht auf, dass die Luzerner Gesundheitsdirektion mit einem Zustellungstrick den Anspruch auf rechtliches Gehör und das Einspracherecht aushebeln wollte. Ob sie damit vor Gericht durchkommt, wird sich zeigen. Doch die Warnung ist lanciert: Wer sich dem Corona-Regime widersetzt, muss nicht nur mit einer Busse, sondern mit der Vernichtung seiner Existenz rechnen. Und ein gefährlicher Zeuge in der Affäre um die Impfung eines Dementen ist vorerst ausgeschaltet.

Kantonsarzt Roger Harstall mochte mit Verweis auf das Amtsgeheimnis zum laufenden Verfahren inhaltlich gegenüber der *Weltwoche* keine Stellung nehmen. Via Pressestelle der Luzerner Gesundheitsdirektion liess er jedoch ausrichten, dass die Andreas Heisler gesetzten Fristen «auf begründetes Verlangen» verlängert werden könnten.



INSIDE WASHINGTON

Desaster ante portas

Der demokratische Kongressabgeordnete Henry Cuellar aus Texas richtet dringliche Worte an seinen Präsidenten Joe Biden: «Sie können nicht einfach sagen: «Ja, ja, lasst alle rein», denn dann sind wir alle hier unten an der Grenze betroffen.» Wie die *New «Woke» Times* bereits vor vier Wochen berichtete, «hat Bidens erste Einwanderungskrise längst begonnen». Biden war kaum im Amt, da strömten Tausende von Familien zur südwestlichen Grenze. Die *Times* macht für den Ansturm die «Erwartung eines freundlicheren Empfangs» verantwortlich.

Bidens Parteikollege Cuellar aus der Grenzstadt Laredo will, dass die Grenz-sicherheit auf Trumps Niveau bleibt. Er verweist auf die Ungerechtigkeit, illegalen Einwanderern zu erlauben, in den Vereinigten Staaten zu bleiben, während legale Besucher draussen gehalten werden. Der Kongressabgeordnete, der seit acht Jahren im Amt ist, fürchtet auch um seine Wiederwahl im Jahr 2022, sollte die Flutwelle der illegalen Einwanderung aus dem benachbarten Mexiko weiterhin seinen Bezirk überschwemmen.

Trump hatte das Washingtoner Establishment im November 2020 mit Siegen im Südwesten von Texas geschockt. Der Migrationsfalke gewann bei den Präsidentschaftswahlen 14 der 28 Grenzbezirke, welche 2016 für Hillary Clinton gestimmt hatten. Zapata County, wo Latinos über 94 Prozent der Bevölkerung ausmachen, kippte um 38 Prozentpunkte zu Trump. In vielen Fällen haben die Wähler ihre Stimme für Trump abgegeben und den Rest des Stimmzettels leer gelassen.

Bislang scheint das Weisse Haus ratlos, wenn es um die von ihm selbst verursachte Grenzkrise geht. «In Texas türmen sich die Probleme an der Grenze», titelte die *Times*. Datum: 7. November 2020 – vier Tage nach der Wahl. Biden und seine Demokraten-Kollegen können nicht behaupten, sie seien nicht gewarnt worden.

Amy Holmes

Antidemokratische Aktion

Gegner der Verhüllungsinitiative zerstören ungewöhnlich viele Plakate. Die Befürworter haben erste Hinweise auf Täter.

Marcel Odermatt

Die Stimmen werden zwar erst am Sonntag ausgezählt. Trotzdem zieht Anian Liebrand bereits ein erstes Fazit des Urnengangs für das Verhüllungsverbot am 7. März. Dabei geht es nicht um den Inhalt des Anliegens, sondern um Vandalismus. «Das extreme Ausmass zerstörter Abstimmungsplakate unserer Kampagne sprengt alles bisher Erfahrene», sagt der Geschäftsführer des Egerkinger Komitees, das die Initiative lancierte.

Diese Einschätzung überrascht. Schliesslich war ein Hauptargument, das die Gegner der Burka-Initiative immer wieder vortrugen, die gefährdete Offenheit der Schweiz. Eine freiheitliche Gesellschaft sei bei einem Ja bedroht, die Bürger müssten das Anliegen ablehnen.

Die Aufhebung von Kleidervorschriften und die Einführung der religiösen Toleranz seien zwei der ersten Forderungen der Aufklärung gewesen, warnte Grünen-Präsident Balthasar Glättli. Die *Wochenzeitung* verstieg sich zur Behauptung, das Anliegen verstosse «gegen die Freiheitsrechte eines demokratischen Staates». In der *Aargauer Zeitung* war von einem «Rückfall des Rechtsverständnisses ins Mittelalter» zu lesen.

Reihenweise Strafanzeigen

Wie verrückt diese Argumente auch immer klingen mögen: Sie gehören zum demokratischen Meinungsbildungsprozess. Die Bürger müssen sich zum Vorschlag ihre Auffassung bilden können. Mit diesem Ablauf haben die

Plakatschänder offensichtlich ein Problem. Auf seiner Homepage publiziert das Egerkinger Komitee eine Reihe von beschädigten Kampagnenpostern. Auf ein Plakat ist «Nazi» geschmiert, andere wurden umgeworfen oder ganz entfernt.

«Politischen Komitees, egal welcher Couleur, darf nicht zugemutet werden, dass ihr zu grössten Teilen ehrenamtliches Engagement von feigen Antidemokraten straffrei zunichtegemacht werden darf», erklärt Liebrand. Das müsse im Interesse aller demokratischen Kräfte sein.

Die Gruppe will jetzt reagieren. «Das Egerkinger Komitee und betroffene Ortsparteien haben und werden reihenweise Strafanzeigen einreichen, um die Vandalen ihrer gerechten Strafe zuzuführen», sagt der ehemalige Präsident der Jungen SVP. Laut einer ersten Analyse machten sich viele Jugendliche einen Sport daraus, die Burka-Plakate zu verunstalten. Sie filmten sich bei ihrer Tat und stellten das Ergebnis auf das Videoportal Tiktok.

In aller Öffentlichkeit

Spezialisten und Juristen versuchen nun, die Täter auffindig zu machen, die teilweise stolz in ihren Beiträgen posieren. Erste Personen konnten bereits identifiziert werden. «Interessant ist, dass sich insbesondere junge Migranten neuerdings selbstbewusst in aller Öffentlichkeit mit ihren Taten brüsten und die auf Video professionell orchestrierten Zerstörungsakte in den sozialen Medien verbreiten», sagt Liebrand.

Bestätigten sich diese Befunde, wäre der emotional geführte Abstimmungskampf um eine weitere Pointe reicher. Junge Menschen, deren Eltern hier einwanderten, zeigen offenbar wenig oder überhaupt keinen Respekt für die direkte Demokratie.

Für den zentralen Meinungsbildungsprozess, den Schweizerinnen und Schweizer seit Generationen üben und eingepflegt bekommen, zeigen solche Täter nur Verachtung und Spott. Eine Tendenz, die alle alarmieren müsste, die an einer lebendigen Demokratie interessiert sind.



Positives Denken

Der Unsinn mit der Gesinnung

Der Mob, die Gesinnungspolizei in den Medien, erreicht die Schweiz – Beispiel *Tages-Anzeiger*.



Beim *Tages-Anzeiger* in Zürich haben sie bis heute ein Ritual der Achtundsechziger bewahrt. Es ist die Inlandkonferenz.

An der Inlandkonferenz entscheidet die Redaktion, welche Position sie bei Volksabstimmungen bezieht. In der Regel gewinnt das dominierende links-grüne Lager des Titels.

Ein typisches Beispiel war soeben die Konferenz zur Burkaverbots-Initiative. Zuerst plädierte Redaktorin Claudia Blumer für ein Ja. Sie argumentierte aus feministischer Sicht gegen die Verhüllung der Frau. Als Gegenredner trat dann Kollege Philipp Loser auf. Loser verzichtete auf Sachargumente und beschwor stattdessen die ideologisch korrekte Linie. «Wenn wir hier ja sagen», schärfte er ein, «dann geht alles kaputt, was den *Tages-Anzeiger* ausmacht.»

Kurz danach setzte Loser einen Artikel ins Blatt, in dem er das Thema Verhüllungsverbot als «Witz» abtat.

Loser gehört zum Inland-Ressort. Hier sitzt die linke Kampftruppe des Blatts.

Wenn man mit *Tages-Anzeiger*-Journalisten über Loser und seine gleichgesinnten Kumpels spricht, dann fällt oft das Wort «Mob». Mob nennt man den agitatorischen Flügel einer Redaktion, der andere Meinungen als die eigene Ideologie zu unterdrücken versucht.

In den Medien entstand der Mob bei der *New York Times*. Wer sich nicht zu Diversity, Klimabewegung, Multikulti, Gender-Mainstreaming und Kapitalismuskritik bekennt, soll nicht mehr schreiben dürfen.

Der *Tages-Anzeiger* ist auf bestem Weg in diese Richtung. Ein gutes Beispiel ist wieder

die Burka-Initiative. Wenn es in der Schweiz einen Journalisten gibt, der sich in Islamfragen auskennt, dann ist das Kurt Pelda vom *Tages-Anzeiger*. Für seine Reportagen aus Nahost wurde er zum «Journalisten des Jahres» gewählt.

Pelda wäre also die ideale Besetzung für einen Burka-Kommentar. Doch von ihm gibt es nichts zu lesen. Die Verhinderungstruppe der Redaktion weiss, dass er für die Volksinitiative ist. Also wird er als Journalist kaltgestellt.

Es war nicht das erste Mal, dass Pelda solche Form von Zensur erlebte, wie mir Journalisten des Blatts erzählten. Als er etwa zu Corona

«Wenn wir hier ja sagen, dann geht alles kaputt, was den Tages-Anzeiger ausmacht.»

einen Artikel schrieb, der die linke Linie eines möglichst harten Lockdowns in Frage stellte, wurden ganze Passagen aus seinem Text entfernt und Pelda künftig vom Lockdown-Thema ferngehalten.

Neben Redaktor Philipp Loser, so sagt man mir, gehören die Inland-Journalisten Fabian Fellmann, Fabian Renz, Gregor Poletti, Christoph Lenz und die Nachrichtenchefs Patrick Kühnis und Angela Barandun zum harten Kern des sogenannten Mobs. Sie sprechen sich jeweils ab, wie politisch unliebsame Artikel von bürgerlich denkenden Redaktionsmitgliedern verhindert werden können. Rückhalt bekommen sie aus dem linksgerichteten Zürich-Ressort, wo ebenfalls etliche Scharfmacher sitzen.

Besonders intensiv erlebte das der Politikjournalist Dominik Feusi, der von der *Basler Zeitung* kam und darum für die rötlichen Säuberer im Inland von Anbeginn ein rotes Tuch war. Wann immer Feusi versuchte, das Rahmenabkommen zu hinterfragen oder vor den wirtschaftlichen Folgen unbedachter Corona-Entscheide zu warnen, begann der Abnützungskampf mit der Mob-Fraktion, die seine Texte abzuschliessen oder abzufeilen versuchte. Feusi hat gekündigt und wechselt zum *Nebelspalter*.

Mobil gemacht wurde auch gegen die Reporterin Michèle Binswanger, auch sie «Journalistin des Jahres», die bei Gesellschaftsthemen immer mal gegen das Gebot der politischen Korrektheit versties und sich mit der Frauenals-Opfer-Aktivistin Jolanda Spiess-Hegglin anlegte. Ebenso erging es Schweiz-Redaktor Stefan Häne, der etwa den Chemiekonzern Syngenta gegen den Bundesrat verteidigte und am Segen der Windkraft zweifelte. Beides trieb den Mob zur Weissglut.

Ich will mich nicht als Moralist aufspielen, aber ich halte die Entwicklung bei der grössten Abo-Zeitung des Landes für keine gute Sache. Der Journalismus geht vor die Hunde, wenn nicht mehr breite Aufklärung, sondern enge Gesinnung seine Leitlinie ist. Wie soll man einer Zeitung vertrauen, deren Redaktoren abweichende Meinungen verbissen unterdrücken, statt sie lustvoll auf die öffentliche Bühne zu stellen?

Ich kenne Pietro Supino und Arthur Rutishauer recht gut, den Verleger und den Chefredaktor des *Tages-Anzeigers*. Beide sind liberale Köpfe. Ich glaube, sie sollten diesen Gesinnungsunsinn auf ihrem Blatt zügig beenden.

Zeitalter der Titanen

Erling Braut Haaland führt den Fussball mit seinen beutesatten Pantherjagden über das Spielfeld in eine neue Dimension.

Matthias Matussek

Ein blonder nordischer Riese hat die Bühne des Weltfussballs betreten, um den Sport auf immer zu verändern.

Er hat die Ära der Titanen eröffnet. Er hat das Interesse an den alternden Milliarden-Idolen, dem Zauberzweig Messi oder dem Schönheitsgott Ronaldo, über Nacht weggewischt und eine ganz neue Ansage gemacht: Willkommen in der Welt der Action-Figuren.

Auftritt Erling Braut Haaland. Der heisst tatsächlich so und kommt aus einem Nest in Norwegen.

Wann das alles passiert ist, wann er die Managerträume der Weltvereine feucht werden liess, lässt sich nicht genau datieren. War es bereits in seinen Einsätzen für Red Bull Salzburg, wo er achtzehn Tore in siebzehn Spielen lieferte? Zumindest dort war bereits ein Rumoren spürbar, ein leichtes Zittern im Boden.

War es bei seiner deutschen Offenbarung, seiner ersten Einwechslung in der Bundesliga, als er seinem neuen Team Borussia Dortmund, das gegen Augsburg zurücklag, mit drei Toren, einem klassischen Hatrick, die Blamage einer Niederlage ersparte? Oder waren es die torhungrigen und beutesatten Pantherjagden übers Feld in den nächsten Spielen und all die weiteren Hatricks?

War es sein Granateneinschlag in der Champions League zum 2:1 gegen Paris St-Germain, als er die Superstars Neymar und Mbappé wie Kabinenpersonal aussehen liess? Oder war es das für einen Zwei-Meter-Mann ungewöhnliche (und erfolgreiche) Dribbling in der Champions League gegen Sevilla?

Angeregt durch eine Hölderlin-Zeile

Vielleicht war es aber doch jetzt jüngst der Seitfallzieher im Derby gegen Schalke, eine Akrobatennummer, die sich normalerweise sehr viel kleinere und leichtere Spassfussballer leisten – aber diesen Riesen in Flughöhe zu sehen, und wir sprechen hier nicht von einer Cessna, sondern einem Jumbo, war einzigartig.

Die Morphologie ist wichtig. Er lag dort in der Luft wie zwei Meter Stahl, wie «Ironman» oder eines der Mischwesen aus den «Trans-

former»-Filmen. Und er schloss so wuchtig ab, als hätte der Gott Thor mit dem Hammer zugeschlagen.

In seinem grossen, lesenswerten letzten Interview vor seinem Tod, dem Gesprächsband «Die kommenden Titanen», spricht Ernst Jünger, angeregt durch eine Hölderlin-Zeile, vom heraufdämmernden Zeitalter der Titanen.

Hier war es für einen Moment sichtbar.

Haalands Berater Mino Raiola, der, wie alle schurkischen Spielervermittler in diesen Auführungen, rollengerecht eine dunkle Sonnenbrille in einem erwartbar feisten Gesicht trägt, trat kurz darauf vor die Presse und verkündete, dass sich nur wenige Vereine dieses Tor-Monster Erling Haaland würden leisten können.

So rein finanziell jetzt.

Der Bieterwettbewerb hat schon jetzt einen Anfangspreis von hundert Millionen Euro, so will es seine Ausstiegsklausel, und der Junge ist gerade zwanzig geworden. Im Dezember

Er liest das Spiel wie kein Zweiter, läuft zuverlässig dort in den Strafraum, wo es um Tore geht.

wurde er auf 176,2 Millionen Euro geschätzt, dabei ist er noch längst nicht ausgereift. Sein rechter Schuss istentwicklungsfähig, auch im Kopfball kann er zulegen.

Was für ein Strahlen dieser Kerl hat. Ein Riese mit Schlauchbootlippen, um die ihn jede Influencerin oder Spielerfrau beneiden müsste. Kleiner Kopf, Riesentorso, Beine wie Baumstämme. Die Haare nass zurückgekämmt wie die Kriegsheimkehrer-Fussballer der fünfziger Jahre. Pubertätspickel. Kampfgewicht 88 Kilo bei einer Grösse von 194 Zentimetern. Spitzengeschwindigkeit 35 km/h.

Er liest das Spiel wie kein Zweiter, läuft zuverlässig dort in den Strafraum, wo es um Tore geht. Und er scheut sich nicht, eine Minute vor Schluss (bei einem komfortablen Vier-Tore-Vorsprung) einen Achtzig-Meter-Sprint zurück zur Verteidigung hinzulegen, weil es da brennt. Sein Jubel: pures Kinderglück. Nieder-

lagen? Er schüttelt sie ab und konzentriert sich aufs nächste Spiel.

Dass Oliver Kahn tatsächlich «Titan» genannt wurde, nur weil er mal einen gegnerischen Spieler ins Gesicht biss, ist ein Missverständnis. Damit kann nicht das mythologische Riesengeschlecht gemeint sein, schon phänomenologisch nicht: Gegen den Hünen Haaland ist Kahn ein verknarzter badensischer Nussknacker. Siegeswillen? Ja, den hatte er. Aber es ist diese sonnige Unbesorgtheit Haalands, diese mentale Robustheit, die seine Mitspieler, seine Coaches an ihm rühmen – ein Motivationsbündel.

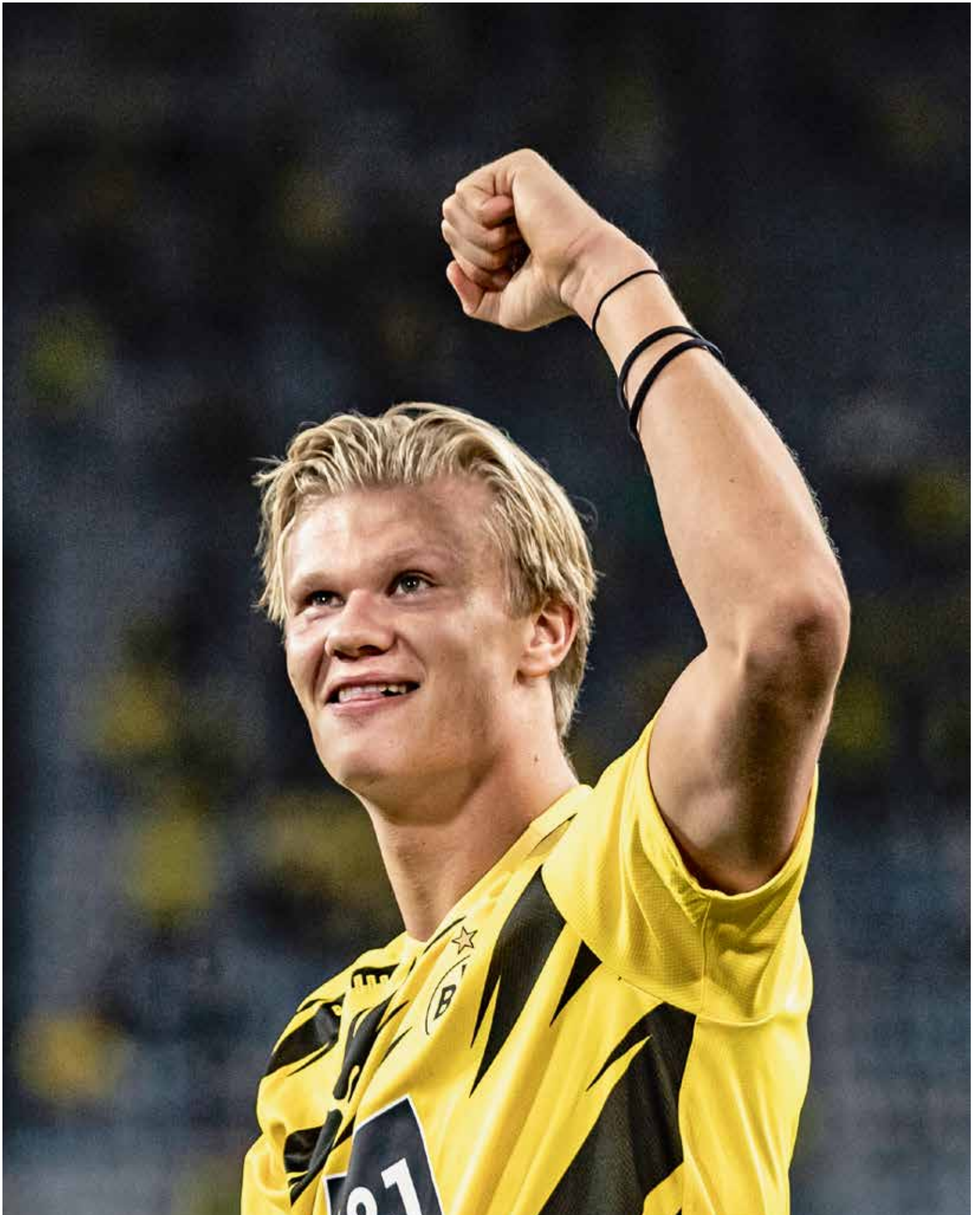
Rauer Stammbaum

Man könnte aus diesem hoffnungsvollen blonden Helden, diesem reinen Toren, diesem Parzival leicht eine beklemmende ödipale Konstellation zaubern. Sein Vater Alf-Inge, der Profi, war seit frühester Kindheit leuchtendes Vorbild. Erlings Ziel: ihn zu schlagen, besser zu werden als er. «Das hat er bereits erreicht – in mancher Hinsicht», sagt Alf-Inge Haaland in einem Filmporträt der Deutschen Welle mit eher versteinertem Gesicht. Er habe ihm eingebläut, den Mitspielern Respekt entgegenzubringen, denn «ohne sie läuft nichts».

Eine bitter gelernte Lektion zur Grausamkeit des Sports und zu seinen Untiefen. Alf-Inge hatte einst in einem Spiel die Manchester-United-Ikone Roy Keane gefoult und ihn dann angeschrien, er solle nicht simulieren. Jahre später kam es zu einem erneuten Zusammentreffen, und Keane trat Alf-Inge Haaland invalid.

In seiner Autobiografie bekannte Keane: «Ich habe lang genug gewartet. Ich habe ihn verflucht hart getroffen. Der Ball war da (glaube ich). Nimm das, du Schwein. Und steh niemals mehr über mir und spote über gefakte Verletzungen.»

Aus diesem rauen Stammbaum wuchs der Titanenjüngling Erling heran, im 12 000-Seelen-Kaff Bryne an der norwegischen Westküste, zwei Stunden nördlich vom pittoresken Anglerparadies Farsund. Ein paar Strassen,



Als hätte der Gott Thor mit dem Hammer zugeschlagen: Fussballstar Haaland, 20.

eine Tankstelle, eine Schule, ein Verein, für den schon Papa spielte. Erling soll sich bereits im Alter von fünf Jahren selbständig dort vorgestellt haben, wie Herakles, der schon als Baby zulangte und eine Schlange zerquetschte.

Sein Coach liess ihn bereits mit fünfzehn in die erste Mannschaft. «Da hat er gelernt, sich durchzusetzen.»

Kurz darauf verschlug es die Familie nach Molde, weiter nach Norden, zu jenem Klub, der soeben den Bundesligisten Hoffenheim aus dem Europapokal-Wettbewerb schmiss. Molde besitzt ein wundervolles Stadion am Wasser und eine Küchenzeile auf der Tribüne mit Panoramafenstern.

Davor, am Herd, steht die Köchin Turbjorg, die von den Spielern nur «Tante» genannt wird. Eine patente pausbäckige Frau, die schnell mitbekam, dass der junge Erling immer Hunger hatte. Sein Kumpel Erik, mit dem er in einem Rap-Song herumalberte – der selbstverständlich viral ging –, drückt es anders aus: «Er frass wie ein Pferd.»

«Tante» also sah ihren Erling durchs Küchenfenster Tore am Fliessband schiessen, während sie ihre Avocado-Taschen zubereitete oder Fleischbällchen, seine Lieblingsspeise, und sie fütterte und fütterte ihren Liebling, und innerhalb von zwei Jahren legte der kleine Dünne siebzehn Zentimeter zu, wieder wie Herakles, nachdem er die Göttermutter Hera leergesaugt hatte.

Vier Tore in siebzehn Minuten

Ihren schönsten Erfolg feierte «Tante», als Haaland auswärts gegen den FC Brann innerhalb von siebzehn Minuten vier Tore schoss. Das wäre dann schon ein Äquivalent zu Herakles' Erschlagen des Nemeischen Löwen. Sein Coach: «Die in Brann sind immer noch seckkrank.» «Tante» dachte sich wahrscheinlich: das Geheimnis der Fleischbällchen!

Sie vermisst ihn und drückt vor der Kamera eine Träne in den Handrücken. Wer weiss, ob er in Dortmund gut zu essen kriegt – allerdings, so lässt Haaland von dort verlauten, verdrückt er mittlerweile Wiener Schnitzel am Fliessband, offenbar eine neue Dortmunder Spezialität.

Wer Haaland auf dem Platz sieht oder in den mittlerweile viralen Youtube-Videos, sieht vor allem eines: eine grenzenlose Lust am Leben, am Fussball, an der Kameradschaft. Und ein Lachen, das an einen ganz anderen Typ auf einem ganz anderen Erdteil genau sechzig Jahre früher erinnert: an den tatsächlich besten Torhüter aller Zeiten, an Pelé.

Um zu ermessen, wie sehr mit Haaland im Moment ein neuer Prototyp den Weltfussball erobert, sollte man sich die soeben produzierte Netflix-Dokumentation über Pelé anschauen, über den jungen Barfusskicker und Schuhputzer, der ebenfalls mit siebzehn National-



«Er frass wie ein Pferd»: Teenager Haaland (M.) mit Familie.

spieler wurde (und gleich, 1958, seine erste WM gewann) und der lange als bester Spieler aller Zeiten galt und der immer noch mit 1281 Toren in 1363 Spielen den Tor-Rekord hält.

Allerdings ist Pelé ein anderes Zeitalter, nahezu ein anderer Sport. Eines ist gleich: Auch Pelé wollte der Beste sein.

Was ein Refrain Haalands ist: Er will der beste Spieler der Welt werden. Wahrscheinlich hat er von Pelé gehört, doch seine Messlatten sind

Eine grenzenlose Lust am Leben, am Fussball, an der Kameradschaft.

zeitgenössisch. Er bewundert Mbappé, den 22-jährigen Sturmpfeil von Paris St-Germain – und will ihn überflügeln. Sein Jugendtrainer: «Ihn konnte man nicht kreieren – er hatte bereits alles, seinen Tor-Hunger, sein Stellungsspiel, seinen Instinkt.»

Sein Trainer in Molde: «Er hat eigentlich keine Interessen, ausser Fussball.»

Nach Molde also kam die knapp einjährige Zwischenstation beim Verein Red Bull Salzburg, für den er Meisterschaft und Pokal holte und in der Champions League als drittjüngster Spieler mit einem Hattrick geehrt wurde. 2020 schliesslich gab er den Bewerbern von Juventus, Mailand und Madrid einen Korb und wechselte nach Dortmund, weil die Borussen ihm Einsatzgarantien gaben.

Seither belebt er die bisweilen vor sich hin trotende schwarz-gelbe Truppe wie ein Schuss in den Arm. Das Verjüngungsprogramm des Vereins mit Jadon Sancho, 20, Jude Bellingham, 17, Giovanni Reyna, 18, und Youssoufa Moukoko, 16, erhält durch Haaland Glanz und Gewicht.

Derzeit kämpft der Klub nach Trainerwechsel und Leistungsabfall um die Teilnahme an der Champions League. Es ist auch ein Kampf um Haaland, der wahrscheinlich weiterziehen wird, torhungrig, trophäenhungrig, sollte das Team dieses Ziel verfehlen.

Spielzüge wie in Zeitlupe

Erling Haaland ist die neue Zeit. Er wird sich nicht wie Pelé ein Leben lang an einen Verein binden. Ja, wer Pelé in dieser Netflix-Dokumentation ins Gesicht schaut, schaut in einen Roman von Gabriel García Márquez, «Hundert Jahre Einsamkeit». Traurige, müde Augen in einem sorgendurchfurchten Gesicht, das plötzlich zu einem Strahlen aufreissen kann, und der Zauber bricht daraus hervor.

Pelé ist seinem Klub Santos, dem er als Sechzehnjähriger beitrug, sein Leben lang treu geblieben – bis auf ein paar Jahre nach Beendigung seiner Karriere, als er mit Franz Beckenbauer für New York Cosmos auflief, um seine Schulden zu bezahlen – seine «Berater» hatten ihn ausgeräumt.

Er war, eine Generation vor Maradona, der Zauberspieler. Seine Bewegungen waren

Samba, er hatte das Gespür, er war der Tor-Garant. Doch wer in diesem Film die Ausschnitte aus den WM-Spielen von 1958, 1962, 1966 und 1970 sieht (Pelé gewann drei der vier Turniere), der weiss, dass der Fussball von heute eine andere Sportart ist.

Wie in Zeitlupe erscheinen da die Spielzüge, Pässe rollen ungefährdet durchs Mittelfeld, Stürmer hatten Zeit, sich den Ball zurechtzulegen, ein Haken war der ausgefuchsteste Trick, den er im Arsenal hatte. Viele Bälle rauschen nicht, sie kullern ins Netz.

Blut in der Luft

Heute dagegen besteht Fussball aus Hochgeschwindigkeit und Blitzangriffen, bei Ballverlust gilt sofortige Rückeroberung, entfesselte athletische Treibjagden sind die Konsequenz, ja, es liegt Blut in der Luft, selbst wenn die Spieler nach der Guardiola-Schule im Tiki-Taka-System den Ball kreuz und quer zwischen lassen wie eine Flipperkugel oder im Überfallmodus nach der Methode Klopp Pressing und Gegenpressing betreiben.

In diesem wunderbaren Netflix-Film schleppt sich der achtzigjährige Pelé mit Rolllator zum Interview. Mit seinen alten Helden, mit Zagallo und Rivelino und anderen, sitzt er im tropischen Garten seiner Villa, trinkt *cerveja*, isst *picanha* und ist noch einmal «O Rei», der König, abgedankt.

Und als er, allein befragt, in die Erinnerung an seinen ersten WM-Triumph als Siebzehnjähriger geführt wird, bricht er in Tränen aus. Nur der Fussball bringt solche Giganten hervor.

Pelé war der Goldjunge, der Erwählte, der eine ganze Nation beseelte, und als er 1969 sein tausendstes Tor schoss, das «Milésimo», läuteten im Land die Kirchenglocken.



Romanstoff: Zauberspieler Pelé.

In allem lag Sanftheit und Tanz und grosses Gefühl. Heute ist er die Legende, der Romanstoff: seine Ehen und Affären (unter anderem mit dem blonden TV-Superstar Xuxa, einer brasilianischen Doris Day), seine Tragödie mit dem kriminellen Sohn, mit kriminellen Beratern, sein Verhältnis zur Militärjunta.

Er war in den späten neunziger Jahren Sportminister unter Präsident Henrique Cardoso, dem seit der Junta wohl seriösesten und besten Staatschef, der in unserem Gespräch genau wusste, «was Pelé für das Land bedeutete, auch wenn er sich mit der Junta arrangiert hatte», was ihm die Linke ständig vorwarf.

«Er interessierte sich», sagte Cardoso verständnisvoll, «nun mal nur für Fussball, und er wollte leben.» Genau wie der junge Haaland: für Fussball und nichts als Fussball, denn das ist die Welt, in der er sich auskennt und in der er herrscht. Ist dieser Tunnelblick heute anstössiger, als er im Fall Pelés in den sechziger Jahren war?

Pelé ist als legendäre Figur längst in die Spielkonsolen gewandert.

Aber auch dort ist Haaland bereits. Fast eine Normalität im Zeitalter der Titanen und Maschinen, in einer Welt aus Träumen und Mythen, in der jeder zweimal vorkommt: real und als virtueller Schatten.

In dem genannten Interview von 1995 spricht der knapp hundertjährige Seher Ernst Jünger auch fasziniert von der «Magie der Maschinen», vom Kino, von virtuellen Welten. Wo-

möglich erkannte er darin eine Art Ersatz-«Beseelung» unseres nihilistischen «eisernen Zeitalters», nach dem die Wiederkehr der Götter erhofft werden darf.

In einem wunderbar übermütigen Youtube-Video feiert Haaland die Ankunft der neuen Fifa-Konsolenspiele. Und er liest seinen Kollegen das Leistungsprofil ihrer Avatare vor: Haaland ist zufrieden mit seinem Geschwindigkeitswert, Sturmkollege Giovanni Reyna mit dem seinen überhaupt nicht, und der alte Leitwolf Marco Reus flucht über seinen miesen Wert als Dribbler.

So sitzen die Stars zusammen und steuern sich mit Daumendruck auf der Konsole übers virtuelle Spielfeld, sie sprinten, foulern, protes-

So spielen sich die Stars selber in einer Fantasiewelt, die sie mit Millionen teilen.

tieren und schiessen Tore und können alles. Mesut Özil soll süchtig ganze Nächte damit zugebracht haben, während seine Leistungen auf dem realen Feld immer schwächer wurden, bis sein Klub Arsenal ihn nicht mehr aufstellte.

So spielen sich die Stars selber in einer Fantasiewelt, die sie mit Millionen teilen. Sie sind wahrscheinlich die heutzutage einzigen kompletten Wesen, weil sie gleichzeitig real sind und Helden in diesem Fantasiereich und ihre eigenen Fans in dieser grossen, neuen Fussball-Schicksalsgemeinschaft.

Welt der Mythen

Eines aber wissen sie alle, und das war schon so, als Pelé aufs Feld tanzte: Ein Sieg im Fussball verzaubert das Leben, und eine Niederlage stürzt ins Unglück. Nur im Fussball geht es – jenseits des Krieges – immer um Leben und Tod, um Niederlage oder ewigen Ruhm.

Nun also ist mit Erling Haaland ein neuer furchtloser Held aufgebrochen in die Welt des Fussballs, die eine Welt der Mythen ist, und seine Reise ist noch lange nicht zu Ende.

Von nun an wird man nach Haalands auf die Suche gehen. Nach robusten, spielgewandten Riesen, die jedem Verteidiger, der sie auf sich zustürmen sieht, das Herz in die Socken sinken lassen.

Diese Welt, denke ich mir, wird bevölkert werden von Titanen und Halbgöttern wie aus einem «Avenger»-Film, diesen Helden mit ihren Spezialtalenten, um das Milliardengeschäft Fussball in neue Sphären zu heben. Natürlich werden auch dann noch Zauberzwerge und Schönheitgötter gebraucht.

In diesen Tagen der Pandemie wirken die leeren Stadien mit ihren abgedeckten Rängen und Zuschauerattrappen auf den Tribünen, als träumten sie – von jenen ungeheuren Massenspektakeln von morgen.



«Das sieht mir ganz nach einer Digitalodermatitis aus...»

Schweizer Fernsehen nimmt Partei

SRF-Journalistin und Presserats-Mitglied Anne-Frédérique Widmann dreht einen einseitigen Film über den Schweizer Nahost-Diplomaten Pierre Krähenbühl. Die Beteiligten wiegeln ab.

David Klein

Er war die Lichtgestalt der Schweizer Diplomatie: Pierre Krähenbühl, ehemaliger Direktor des palästinensischen Uno-Hilfswerks UNRWA. 2019 kam der tiefe Fall. Machtmissbrauch, Vetternwirtschaft und Diskriminierung waren nur einige der Vorwürfe, die zu Krähenbühls Rücktritt führten.

SRF-Journalistin Anne-Frédérique Widmann versuchte nun, Krähenbühl mit ihrem Film «Israël-Palestine, un Suisse dans la tourmente» für das Westschweizer Nachrichtenmagazin «Temps présent» zu entlasten. Dabei verletzt sie mutmasslich mehrere Punkte der SRF-internen «publizistischen Leitlinien» sowie der «Erklärung der Pflichten und Rechte der Journalistinnen und Journalisten» des Schweizer Presserats verletzt. Dies ist besonders pikant, da Widmann als Mitglied des Presserats damit vertraut sein sollte.

Antiisraelische Agitation

Widmann bringt drei vermeintlich unabhängige, neutrale Protagonisten als Kronzeugen für Pierre Krähenbühl in Position, ohne deren antiisraelische Agenda dem Publikum kenntlich zu machen. Es handelt sich dabei um SP-Nationalrat Carlo Sommaruga, Professor Riccardo Bocco und Kenneth Roth, Geschäftsführer der NGO Human Rights Watch.

Dass Sommaruga Präsident der parlamentarischen Gruppe Schweiz-Palästina ist, Riccardo Bocco als Leiter der Palestine Research Unit des Genfer Hochschulinstituts für internationale Studien und Entwicklung fungiert und Roth einen langjährigen antiisraelischen *track record* hat, erfährt das Publikum nicht.

Sommaruga und Roth sind Unterstützer der vom Deutschen Bundestag als «grösstenteils klar antisemitisch» eingestufteten BDS-Bewegung (Boycott, Desinvestition, Sanktionen gegen Israel). Die palästinensische Terroristin Chalida Dscharrar, die an einem Attentat beteiligt war, bei dem 2019 die 17-jährige Israelin Rina Shnerb ermordet wurde, bezeichnete Sommaruga als «mutige Parlamentarierkollegin».

Riccardo Bocco setzt Israel mit der terroristischen Hamas gleich, spricht von «Staatsterror

gegen die palästinensische Zivilbevölkerung» und davon, dass Israel mit dem «Töten palästinensischer Zivilpersonen» Milliarden erwirtschaftete. Er tritt an Veranstaltungen des Collectif Urgence Palestine auf, das Israel beschuldigt, palästinensische Kinder zu foltern, und kooperiert mit der NGO Badil, die Preise für antisemitische Karikaturen verleiht.

Sind das unabhängige, neutrale Experten, um Pierre Krähenbühls Arbeit im ge-



«Passende Recherche durchführen»: Reporterin Widmann.

bührenfinanzierten Schweizer Fernsehen zu beurteilen? Jean-Philippe Ceppi, geschäftsführender Produzent bei «Temps présent», teilt lapidar mit, es bleibe «jedem selbst überlassen, ob er oder sie die Zeit hat, die für ihn oder sie passende Recherche durchzuführen».

Während Widmann die antiisraelischen Agitationen ihrer Interviewpartner unterschlägt, unterstellt sie EDA-Vorsteher Ignazio Cassis eine proisraelische Tendenz. Die Schlagseite im Film kommt nicht von ungefähr. Auf Twitter und Facebook bezeichnet die SRF-Journalistin den ungerechtfertigten Vorwurf der Apartheid und ethnischen Säuberung in Israel als «Tat-

sache», verteidigt unkritisch die international scharf kritisierte UNRWA und retweetet eine als antisemitisch eingeordnete Karikatur von Israels Premierminister Benjamin Netanjahu.

Auf Anfrage nimmt Markus Spillmann, Ex-Chefredaktor der NZZ und Präsident der Stiftung Schweizer Presserat, die «Vorwürfe» bezüglich Widmanns Israel-Agenda «zur Kenntnis», erklärt sie jedoch für «substanlos».

Mehrere Beschwerden

Die SRF-«Rundschau» zeigte eine gekürzte Fassung von Widmanns Film. Von der «verlorenen Ehre» Krähenbühls ist dort die Rede. Bezüglich Krähenbühls Verfehlungen zieht Carlo Sommaruga das Fazit: «Da ist nichts.»

Ganz anders sieht das Lex Takkenberg, der als damaliger Chef des UNRWA-Ethikbüros die Untersuchung gegen Krähenbühl leitete. Er schreibt: «Gemäss dem Urteil des UNRWA-Dispute-Tribunals vom 10. November 2020 stellt Krähenbühls offensichtlicher Versuch, einen Mitarbeiter zu bestechen, die Organisation stillschweigend zu verlassen, einen «eklatanten Verstoss gegen die Grundwerte der Vereinten Nationen» dar, was den ehemaligen Generalkommissar effektiv von einer zukünftigen Beschäftigung im Uno-System ausschliesst.»

Und weiter: «Dieses vernichtende Urteil wurde im Schweizer Dokumentarfilm nicht erwähnt, obwohl Anne-Frédérique Widmann am 21. Dezember 2020 gegenüber Professor Riccardo Bocco zugab, dass ihr das Urteil bereits vor der Fertigstellung des Films bekannt war».

Takkenberg urteilt: «Statt einer objektiven Darstellung, in der Herr Krähenbühl öffentlich für seinen eindeutig nachgewiesenen Machtmissbrauch zur Rechenschaft gezogen wird, gab ihm «Temps présent» einseitig Gelegenheit, sich als Opfer eines angeblichen amerikanisch-israelischen Komplotts zur Liquidierung der UNRWA darzustellen.»

Gegen Widmanns Film und den Rundschau-Beitrag sind sowohl bei der SRG-Ombudsstelle als auch beim Schweizer Presserat Beschwerden hängig. Auf die Stellungnahmen darf man gespannt sein.

BRIEF AUS SCHWEDEN

Urs Bernhard



Meine Frau und ich wohnen in einem schwedischen Dorf, wenige Meter von einem Naturschutzgebiet entfernt. Das Dorf liegt auf einer Insel, die über eine 6,5 Kilometer lange Brücke mit dem Festland verbunden ist. Die Stadt ennet der Brücke – 40 000 Einwohner – hat alles, was man braucht, sogar einen Flugplatz, eine Universität und ein gutes Spital. Trotzdem würde ich die Gegend als eher ländlich einstufen. Die Grossstadt Stockholm ist sechs Autostunden entfernt.

Ich merke von der Pandemie eigentlich nichts. Klar, es hat sich einiges geändert seit März 2020. Kino, Konzerte und Theater sind geschlossen. Da zieht es mich aber seit längerem nicht mehr hin, im Unterschied zu meiner Frau. Sportanlässe mit Publikum sind auch untersagt, was mir ebenfalls egal ist. Wenn man so wolle, kämen diese Massnahmen einem Lockdown gleich, erklärte Staatsepidemiologe Anders Tegnell kürzlich einem CNN-Journalisten. Mag sein. Ich merke trotzdem nichts.

Abstand halten ist Standard geworden, was ich grossartig finde. Die Anzahl Kunden pro Laden wird anhand der Ladenfläche bestimmt. Unser Bäcker darf in seinem kleinen Laden nur gerade eine Person bedienen. Also wartet man draussen, geduldig. Ich bin vermutlich der Einzige, der noch ein schweizerisch nervöses Jucken in den Beinen spürt, wenn jemand nicht sofort aufschliesst.

Wir gehen sogar hie und da ins Restaurant. Solche Besuche sind nach wie vor möglich, auch wenn es einschränkende Regelungen gibt, die nun sogar etwas verschärft

wurden. So dürfen nur noch vier Personen an einem Tisch sitzen. Trotzdem besuchen wir noch öfter ein Restaurant als vorher, einfach um zu Arbeit und Verdienst der Gastronomen und ihrer Familien beizutragen.

Kinder und Familie sind enorm wichtig für die Schweden. Schulen und Kindergärten waren immer offen. Beides sind hier Tagesinstitutionen, in denen die Kinder auch verköstigt werden. Nun sind auch die Sportplätze für Kinder wieder offen. Dies trägt zur

Die schwedische Verfassung garantiert Bewegungsfreiheit. Ausgehverbote sind unmöglich.

Konfliktminderung im Home-Office bei. Das ist ein wichtiger Bestandteil der Corona-Politik in Schweden.

Der Tonfall der Gesundheitsbehörden wurde kürzlich etwas kräftiger. Ich sehe das als Fingerzeig an die Städter, vor allem an die Stockholmer. Ihnen fehle es an Disziplin, munkelt man. Hinzu kamen die Sportferien. Wenn keine vollgepackten Flüge nach dem preisgünstigen Österreich dösen können, würde das Gedränge in den schwedischen Skiorten massiv sein, so die Befürchtung. Da mochte eine starke Warnung hilfreich sein.

Die schwedische Verfassung garantiert jederzeitige Bewegungsfreiheit und individuelle Selbstbestimmung. Ausgehverbote wie in anderen europäischen Ländern sind unmöglich. Und wenn man das kürzlich erlassene Pandemiegesetz, das im Juni automatisch wieder erlischt, nicht anwenden muss: noch besser.

Schwarze Pädagogik ist unschwedisch. Und das ist gut so.

Die nationale Gesundheitsbehörde, deren Aushängeschild Anders Tegnell ist, geht klug abwägend und unaufgeregt vor. Diese *Folkhälsomyndigheten* versteht sich für alle Aspekte der Bevölkerungsgesundheit zuständig. Das gesellschaftliche Ganze, *samhälle*, ist in Schweden sehr wichtig.

So schaut die Gesundheitsbehörde nicht nur auf das Virus, sondern berücksichtigt bei ihren Entscheidungen alle möglichen Aspekte: Familie, Erziehung, psychisches Wohlbefinden, Arbeit, Wirtschaft, Freizeit, Kultur et cetera. Man setzt auf Massnahmen, die eine Gesellschaft auf die Dauer tragen kann; Massnahmen, die, wenn immer möglich, auf Freiwilligkeit beruhen.

Die Mitarbeiter der Behörde sind Spezialisten in einem der erwähnten Gebiete. Das sind keine Professoren und Institutsleiter, die sich in den Medien aufspielen wollen. Allgemein haben die schwedischen Behörden in der Bevölkerung ein hohes Standing. Das hilft nun bei der Bewältigung der Pandemie. Zudem ist man relativ unabhängig von der jeweiligen Regierung.

Sehr schwedisch, typisch schwedisch ist es, zu empfehlen, anstatt zu befehlen. Befehle kommen nie gut an in Schweden, auch die aus dem Ausland nicht. Die Schweden haben bislang an ihrem liberalen Kurs in der Pandemie festgehalten, egal, was andere Länder von ihnen forderten.

Urs Bernhard ist ein Schweizer Regisseur und Fotograf. Er lebt seit vielen Jahren in Schweden.

Inzest und Fortschritt

Kasachstans langjähriger Ex-Präsident Nursultan Nasarbajew soll mit seiner Tochter einen Sohn gezeugt haben. Sicher ist: Er hat sein Land zu wirtschaftlichem Erfolg geführt.

Francis Pike

Gegen Ende von Roman Polanskis Klassiker «Chinatown» (1974), einer Geschichte von politischer und sexueller Korruption im Los Angeles der dreissiger Jahre, versucht der Privatdetektiv Jake Gittes (Jack Nicholson) herauszufinden, wer das Mädchen ist, das sich in der Villa von Evelyn Mulwray (Faye Dunaway) versteckt. Evelyn sagt erst: «Sie ist meine Tochter.» Dann: «Sie ist meine Schwester.» Und nachdem sie von Gittes quer durchs Zimmer geschleudert worden ist: «Sie ist meine Schwester und meine Tochter.» Gittes begreift: Evelyn wurde von ihrem Vater vergewaltigt.

Inzest im Film ist schockierend, vom wahren Leben ganz zu schweigen. Wenn aber Nursultan Nasarbajew, der Ex-Präsident von Kasachstan, und seine Tochter Dariga Alijew, die Vorsitzende des Senats von Kasachstan, des Inzests verdächtigt werden, so ist das eine ganz besondere Nummer. Es ist der Gipfel einer dynastischen Saga, bei der die Borgias vor Neid erblassen würden.

Verwirrter Playboy

Noch ungewöhnlicher war die Art, wie dieser unglaubliche Inzestvorwurf erhoben wurde, nämlich auf der Facebook-Seite von Aisultan Nasarbajew, dem Enkel von Nursultan, der im Februar 2020 in Grossbritannien um Asyl ersucht hatte. «Meine Mutter [Dariga] hatte meinen Grossvater in der Hand, weil ich sein Sohn bin.» Ansonsten ging es, wenig überraschend, um Korruption in höchsten Kreisen. Aisultan, Absolvent der Militärakademie Sandhurst und zeitweilig im Kader des FC Chelsea, sollte offenbar für das Präsidentenamt ausgebildet werden, bis er sich dem ausschweifenden Leben eines verwirrten Playboys ergab.

Die kasachische Regierung bezeichnete Aisultans Anschuldigungen als Ergüsse eines Drogenabhängigen, was er auch war. 2019 war er verurteilt worden, nachdem er im Drogenrausch einen Londoner Polizisten angegriffen hatte. Aus Sicht der kasachischen Regierung war es vielleicht günstig, dass der 29-jährige Aisultan im August 2020 tot aufgefunden wurde – Todesursache: offenbar Herzversagen.



Die Borgias würden vor Neid erblassen: Ex-Herrscher Nasarbajew (M.) mit Familie, 1992.

Alle Versuche, Aisultan zu diskreditieren, wurden erschwert durch die Erklärung von Alnur Mussajew, dem im Exil lebenden ehemaligen Chef des kasachischen Geheimdienstes, dass Aisultan laut DNA-Analysen nicht der Sohn von Dariga Nasarbajews Ex-Mann Rachat Alijew sei. Dummerweise gab er nicht den Namen des tatsächlichen Vaters preis.

Ex-Präsident Nursultan Nasarbajew, ein ehemaliger Stahlarbeiter und Sohn eines Gebirgsnomaden, hatte in der KPdSU rasch Karriere gemacht und stand nach dem Zerfall der Sowjetunion an der Spitze eines unabhängigen Kasachstan. Seitdem ist das Land – mit acht-

zehn Millionen Einwohnern, die sich auf der fünffachen Fläche Frankreichs verteilen – ein Modell von politischer Stabilität und wirtschaftlichem Erfolg. Dank Bodenschätzen konnte Nasarbajew bald eine boomende Wirtschaft vorweisen.

Es entstand eine kapitalistische Ökonomie mit europäischem Lebensstandard. Ein Beamter im Finanzministerium erklärte: «Das schwedische Modell ist viel zu sozialistisch für uns.» Ein Staatsfonds mit einem Vermögen von sechzig Milliarden Dollar ist Zeugnis fiskalischer Umsicht. Viele ausländische Experten strömen ins Land, um ihre Dienste anzubieten,

darunter Architekten wie Norman Foster und politische Berater wie Tony Blair, der ehemalige britische Premierminister.

Im August 2019 trat Nasarbajew nach 29 Jahren bemerkenswert erfolgreicher Regierung von seinem Amt zurück. Als Nachfolger schlug er seinen alten Kollegen Kassym-Schomart Tokajew vor, den Vorsitzenden des Senats. Gleichzeitig wurde seine Tochter Dariga Alijew in geheimer Abstimmung zur neuen Vorsitzenden des Senats gewählt. Nach Ansicht der meisten politischen Beobachter verfolgte Nasarbajew das Ziel, dass seine Tochter – nach einer angemessenen Anstandsfrist unter Tokajew – die Präsidentschaft übernehmen sollte.

Binnen zwölf Monaten fiel der scheinbar wasserdichte Nachfolgeplan in sich zusammen. Am 2. Mai 2020, nur wenige Monate nach dem Inzestvorwurf ihres Sohnes, wurde Dariga von Präsident Tokajew ihres Amtes enthoben. Die Rede war von einem Zerwürfnis zwischen den einst befreundeten Kollegen Tokajew und Nasarbajew, die sich nun unversöhnlich gegenüberstanden.

An Sherlock Holmes' ikonischer Adresse

Tokajew hatte jedoch nicht alle Karten in der Hand. Nasarbajew war zwar zurückgetreten, er steht aber weiterhin an der Spitze der Nur-Otan-Partei, die im Senat (Oberhaus) und in der Madschlis (Unterhaus) über eine Mehrheit verfügt. Vor allem aber kontrolliert er weiterhin

Es entstand eine kapitalistische Ökonomie mit europäischem Lebensstandard.

die Armee, denn er ist Vorsitzender des kasachischen Sicherheitsrates, dessen Entscheidungen laut einem 2018 erlassenen Gesetz von den staatlichen Behörden befolgt werden müssen.

Ausserdem gehört Nasarbajew weiterhin dem Verfassungsrat an, einer Art Ältestenversammlung, die die Regierung beaufsichtigt. Nasarbajew kann nach wie vor Entscheidungen der Regierung blockieren, und als «Elbasy» (Führer der Nation) unternimmt er offizielle Auslandsreisen. Sein Titel verleiht ihm auch Immunität vor Strafverfolgung.

Was hat die toxische Karriere von Nasarbajews Tochter Dariga mit diesem Konflikt zu tun? Dariga steht, einmal abgesehen von dem Inzestskandal und dem Tod ihres Sohnes, seit dreissig Jahren im Mittelpunkt der byzantinischen Hofpolitik in Kasachstan. 1994 wurde sie, ein talentierter Mezzosopran, zur Vizepräsidentin des staatlichen Fernsehens ernannt – ihr erster Schritt auf der politischen Bühne.

Ihr Geschäftsimperium, das sie gemeinsam mit ihrem Mann Rachat («Schätzchen») Alijew führte, machte sich in den Medien, in Produktion, Landwirtschaft, Telekommunikation,

im Ölgeschäft und im Bankensektor breit. Als 2016 die Aktivitäten der Anwaltskanzlei Mossack Fonseca & Co. aufflogen, tauchte in den «Panama Papers» auch Darigas Name auf.

Von britischen Gerichten wurde sie peinlicherweise als Eigentümerin eines Gebäudekomplexes bezeichnet, zu dem das Haus Baker Street 221B gehört, die ikonische Adresse von Sherlock Holmes. *Forbes* schätzt ihr Vermögen auf hübsche 600 Millionen Dollar – die sich neben dem Vermögen von Nasarbajews mittlerer Tochter (geschätzt das Zehnfache) einigermaßen mickrig ausnehmen.

«Schwieger-Pate»

2004 wurde Dariga Mitglied der Madschlis (Unterhaus). Sie und ihr Mann Rachat Alijew, der Vizepräsident des Nationalen Sicherheitsrats, gaben sich als «rechte Hand» des Präsidenten. Doch Alijew wurde von Skandalen eingeholt. 2006 verdächtigte man ihn, für die Ermordung des Oppositionsführers Altynbek Sarsenbajew verantwortlich zu sein, der Nasarbajew auf einen geplanten Staatsstreich hingewiesen hatte, in den sein Schwiegersohn verwickelt war. Weitere Ermittlungen ergaben, dass Alijew im Nationalen Sicherheitsrat eine «Killertruppe» befehligte. Und auch nach dem mysteriösen Tod seiner Geliebten, der TV-Moderatorin Anastasia Nowikowa, die 2004 in einem Beirut Apartment «aus dem Fenster gefallen» war, wurden Fragen gestellt.

Ausserdem wurde Alijew verdächtigt, in den neunziger Jahren TV-Manager entführt und gefoltert sowie zwei ranghohe Manager der Nurbank ermordet zu haben, an der er Mehrheitsanteile hielt. 2007 wurde Dariga (offenbar auf Anordnung des Präsidenten) gezwungen, sich von Alijew scheiden zu lassen, der nach Österreich geflohen war, wo er einst Botschafter gewesen war. Kasachische Gerichte verurteilten ihn in Abwesenheit wegen Mordes und auch wegen eines versuchten Staatsstreichs, den er mit dem bereits erwähnten Sicherheitschef Alnur Mussajew geplant haben soll.

Später, im maltesischen Exil, veröffentlichte Alijew ein Buch über Präsident Nasarbajew mit dem Titel «Schwieger-Pate» (2009), in dem er ihn beschuldigte, Oppositionelle ermordet zu haben. Als Malta 2014 sein Vermögen einfror, stellte er sich den österreichischen Behörden, die ihm wegen Mordes an den Nurbank-Managern den Prozess machten. Im Jahr darauf wurde er in seiner Zelle erhängt aufgefunden. Die österreichischen Behörden sprachen von Selbstmord, was von seinem Anwalt bestritten wird.

Ungeachtet des Machtkampfs zwischen Präsident Tokajew und seinem Vorgänger Nasarbajew wurde Dariga auf dem Parteitag der Nur-Otan-Partei im letzten November als Kandidatin für die Wahlen im Januar 2021 aufgestellt. Nasarbajew, Dariga und Präsident To-

kajew präsentierten bei dieser Gelegenheit ein Bild der Harmonie. Das war klug, denn keine der beiden Seiten wollte allzu viele Sitze verlieren. Das passierte auch nicht, aber insgesamt kam die Partei auf weniger Wählerstimmen.

Die Pro-Demokratie-Demonstrationen im letzten Jahr sind ein Zeichen dafür, dass das Machtmonopol von Nur Otan auf wachsende Unzufriedenheit stösst. Wie nervös die Regierung ist, zeigt sich darin, dass jedes Mal, wenn Protestkundgebungen stattfinden, der Zugang zum Internet gestört wird. In ihrem jüngsten Bericht, «Freedom of the Net 2019», spricht die Washingtoner Organisation Freedom House davon, dass sich punkto Meinungsfreiheit die Situation vor allem in Kasachstan (und Sudan) im letzten Jahr verschlechtert hat. Einem Land, das den Internet-Zugang ausbauen will, fällt es schwer, dies mit politischer Freiheit in Einklang zu bringen.

Kluge Führung

Dennoch ist das allgemeine Image von Kasachstan als einer schabigen Diktatur falsch. So könnte man Venezuela beschreiben, ein ähnlich mittelgrosses Land, ebenso reich

Das Land ist nicht die Lachnummer, die Sacha Baron Cohen in Gestalt seines Alter Egos Borat vorführt.

an Bodenschätzen, aber es gilt nicht für Kasachstan. Das Paradoxe ist, dass Kasachstan, so korrupt und dysfunktional die herrschenden Familien auch sein mögen, seit der Unabhängigkeit dank Nasarbajews kluger Führung ein Land mit europäischem Lebensstandard geworden ist.

Indem er dafür gesorgt hat, dass sich in Kasachstan eine wohlhabende Mittelschicht und zivile Institutionen herausbildeten, hat Nasarbajew die Voraussetzungen für Demokratie geschaffen. Ob das Land den Übergang zu wahrhaft demokratischen Verhältnissen schafft, ist nicht ausgemacht. Aber wie der kasachische Aussenminister zu Recht bemerkte: «Auch in Europa hat es Jahrhunderte gedauert, bis sich echte Demokratie durchsetzen konnte.»

In der Nachkriegsära konnten Korea und Taiwan Erfolge verzeichnen, die in Thailand nicht gelangen. Der Weg zu einem demokratischen Kasachstan wird steinig sein. Aber das Land ist weder die Lachnummer, die der Komiker Sacha Baron Cohen in Gestalt seines Alter Egos Borat vorführt, noch der klassisch totalitäre Staat, als der Kasachstan in den westlichen Medien meist erscheint.

Francis Pike ist ein britischer Historiker und Autor von *Empires at War. A Short History of Modern Asia since World War II.*

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Grüne Träume von Beton und Eisen

Die SBB planen in Bubikon, Feldbach und Eglisau gigantische Abstellanlagen. Der öffentliche Verkehr zeigt seine Kehrseite.

Christoph Mörgeli

Revolutionen fressen ihre Kinder. Und die grüne Welle frisst Grünflächen. In den letzten Jahren und Jahrzehnten hat sich der öffentliche Verkehr massiv ausgeweitet. Im Kanton Zürich beispielsweise wurde das S-Bahn-Netz in den Agglomerationen und deren Umland intensiv ausgebaut. 2040 sollen 2 Millionen Menschen täglich – 50 Prozent mehr als heute – mit der Bahn fahren. Mindestens im 30-, manchenorts im 15-Minuten-Takt. Die ausserordentlich starke Zuwanderung macht enorme Investitionen in die Infrastrukturen des Schienenverkehrs notwendig.

Zwar erklären die Bundesbahnen die zwölf Milliarden Franken für den Ausbauschnitt 2035 hochgemut: «Damit wollen wir die Schweiz verbinden und zusammenhalten.» Tatsächlich dürfte wegen etlicher Projekte weniger der verbindende Zusammenhalt für Schlagzeilen sorgen als der Widerstand, ja Aufstand der betroffenen Bevölkerung. Die Schattenseite von pünktlichen und zahlreichen Schienenverbindungen mit glücklichen Kunden bilden die Reinigung, Wiederaufbereitung und Zusammenstellung der Zugskompositionen. Dies alles macht gigantische Abstellanlagen nötig, wo an sieben Tagen in der Woche während 24 Stunden lichtintensiv und mit hohem Lärmpegel gearbeitet wird.

Gleiswüsten im Landwirtschaftsland

Im Kanton Zürich haben die SBB und der Zürcher Verkehrsverbund drei Gebiete ausfindig gemacht, wo sie riesige Abstellanlagen realisieren wollen. Es handelt sich bei allen um bestes Landwirtschaftsland in hochsensiblen Grüngürteln, also bei keinem um ohnehin eingezontes Industrie- oder Bauland. In Bubikon im Zürcher Oberland beispielsweise geht es um eine einmalige, noch immer intakte Landschaft zwischen See und Bachtel. Dort soll die Fläche von acht Hektaren oder zwanzig Fussballfeldern überbaut werden. Auf bestem Kulturland würden künftig weder Obst noch Milchprodukte produziert, sondern Züge ab- und umgestellt, gereinigt und repariert. Die kühne Planung erstaunt umso mehr, als die Fertigstellung der Autobahn zwi-

schen dem nahen Betzholz und Uster seit Jahren durch Umweltschutzkreise torpediert wird.

Die Bauern, die heute die Grünfläche in Bubikon bewirtschaften, sind verzweifelt. Sie sehen ihre Betriebe existenziell bedroht und würden zu einem Spottpreis enteignet. Aber auch in der Bevölkerung regt sich entschiedener Widerspruch. Es geht um deren Lebensraum ebenso wie um jenen vieler Pflanzen und Wildtiere.



Geplante SBB-Abstellanlage in Bubikon.

In Bubikon hat sich spontan eine Interessengemeinschaft Pro Brach Fuchsbühl gebildet, die mit grossen Plakaten auf die Ausmasse der Überbauung aufmerksam macht. Auf einem der Banner steht: «Gleiswüsten stoppen, Natur und Existenzen retten». Auch der Gemeinderat wendet sich gegen das Projekt, von dem während und nach der Bauzeit empfindlich störende Immissionen zu erwarten wären.

«Grüne grosszügig im Landverbrauch»

Die zweite Grossüberbauung der SBB betrifft ein womöglich noch empfindlicheres Gebiet. In Feldbach am Zürichsee soll auf 2,5 Hektaren in schönster Naherholungszone eine sechsgleisige Abstellanlage nebst Betriebsgebäude und Autoparkplatz entstehen. Dabei stehen die Ortsbilder von Feldbach und Schirmensee heute im Inventar der schützenswerten Ortsbilder von nationaler Bedeutung. Der Gutshof Rosenberg ist Bestandteil dieses Inventars und müsste samt Gebäude-Ensemble und Land-

schaft integral erhalten bleiben. Die Schichtterrassenlandschaft mit Rebbergen und Weideland ist auch kulturgeschichtlich einzigartig, führt doch der historische Pilgerweg nach Einsiedeln direkt durch die künftige SBB-Abstellanlage. Sowohl als Panorama- und Veloweg, als Zürichsee-Rundweg wie als geplanter Seeuferweg wird das Gebiet Langgass–Gamsten–Rosenberg heute intensiv als Naherholungsziel genutzt. Die sogenannte Lichtverschmutzung war bislang an beiden Ufern des Zürichsees kaum irgendwo geringer als hier. Der Gemeinderat Hombrechtikon, das Forum Feldbach sowie der Ortsverein Ürikon koordinieren die Gegnerschaft dieser Richtplaneintragung.

Die dritte riesige Rangieranlage ist – auch auf grünen Wiesen – im Süden des Städtchens Eglisau in Richtung Glattfelden vorgesehen. Hier geht es um 4,2 Hektaren, ebenfalls bestes Kulturland und begehrte Naherholungszone. Der Gemeinderat und die Bevölkerung rebellieren auch im Zürcher Unterland, zumal ansonsten in der Region nichts ohne strengste Auflagen von Orts- und Landschaftsschutz realisiert werden darf.

Ob die regionale Opposition etwas ausgerichtet kann, ist mehr als fraglich. Die mächtigen SBB schlagen mit ihren Projekten gleich zwei Fliegen mit einer Klappe: Sie kommen für einen Spottpreis zu drei Abstellanlagen im Grünen und können bisherige Rangiergleise als Bauland teuer verkaufen, beispielsweise an bester Seeuferlage beim Bahnhof Rapperswil. Hans Frei, der frühere Präsident des Zürcher Bauernverbands, ist aufgebracht: «Die grünen Verkehrsförderer sind grosszügig im Landverbrauch, wenn es andere trifft. Dabei geht es noch nicht einmal um einen sinnvollen Ausbau des Schienennetzes, sondern um eine Verlagerung der Infrastrukturen aus städtischen Industriegebieten auf landwirtschaftlich genutzten Boden.» Der grüne Kantonsrat und Verkehrspolitiker Thomas Forrer meint: «Wir sind gegenwärtig an der Beschlussfassung der Vernehmlassungsantwort. Auch bei uns wird kritisch diskutiert, dass SBB und Verkehrsverbund bestehende Gleise überbauen, aber Abstellanlagen mitten im Grünen planen.»

Obamas Wiedergänger

US-Präsident Biden nimmt einen vagen CIA-Bericht über den Khashoggi-Mord zum Anlass für eine Distanzierung vom Verbündeten Saudi-Arabien. Und riskiert so die Stabilität in der Region.

Pierre Heumann

Die Schlagzeilen liessen keinen Zweifel: Der saudi-arabische Kronprinz Mohammed bin Salman habe die Operation, die 2018 in der Türkei zur brutalen Tötung am saudischen Journalisten Jamal Khashoggi führte, «bewilligt», fasste die *Washington Post* die Rolle des saudi-arabischen Thronfolgers beim Mord an Khashoggi zusammen. Der Kronprinz werde von der CIA für die Khashoggi-Tötung «verantwortlich» gemacht, hiess es bei der *New York Times*. Er habe die Operation zur Gefangennahme oder Tötung des Journalisten Jamal Khashoggi «genehmigt», berichtete in der vergangenen Woche die Nachrichtenagentur SDA.

Allein, der zusammenfassende Bericht aus dem Büro der nationalen Nachrichtendienste vom 11. Februar enthält keinen einzigen Beleg, der diese Schlagzeilen rechtfertigen würde. Der Vorwurf, dass Mohammed bin Salman, der kurz MbS genannte Kronprinz, die Operation genehmigt habe, stützt sich allein auf Indizien, zum Beispiel darauf, dass dieser alle Entscheidungsmechanismen im Königreich kontrolliere. Es sei «höchst unwahrscheinlich», dass saudi-arabische Vertreter eine Operation dieser Art ohne Erlaubnis von MbS durchgeführt hätten. Zur Zeit der Ermordung Khashoggis habe der Kronprinz am Hof «wahrscheinlich» ein Klima der Angst geschürt, in dem es «unwahrscheinlich» war, dass seine Befehle hinterfragt oder ohne sein Wissen ausgeführt wurden.

Wandlung auf vielen Gebieten

Die ausführliche Fassung bleibt zwar unter Verschluss, angeblich um die Informationsquellen und die Recherchemethoden nicht offenzulegen. Aber gäbe es dort konkrete Beweise gegen MbS, wären sie wohl in der vierseitigen Kurzversion erwähnt und betont worden.

Nachdem Joe Biden den Report über den Mord an Khashoggi gelesen hatte, ging er zu Saudi-Arabien, einem der engsten Partner der USA, auf Distanz. Und damit auch zu der Nahostpolitik seines Vorgängers Donald Trump. Stattdessen will er sich an derjenigen von Barack Obama, dessen Vize er von 2009 bis 2017 war, orientieren.



«Höchst unwahrscheinlich»:
Kronprinz Mohammed bin Salman.

Mit MbS, dem eigentlichen Herrscher, der auch die Sicherheitskräfte unter sich hat, wolle Biden nicht sprechen, wohl aber mit dem 85-jährigen König Salman, über dessen Gesundheitszustand widersprüchliche Informationen zirkulieren. Biden betonte, wie wichtig den USA die Beachtung von Menschenrechten und rechtsstaatlichen Prinzipien sei. Er wolle bei den Menschenrechten einen «stetigen, durchgehenden Druck» auf Saudi-Arabien ausüben – das hatte Obama vor sechs Jahren auch gesagt.

Seither hat sich Saudi-Arabien auf vielen Gebieten gewandelt. Das Königreich will zwar weder eine westliche Demokratie noch eine säkulare Gesellschaft nach westlichem Vorbild sein. Aber die rechtliche Stellung der Frau wurde nachhaltig verbessert. Frauen dürfen sich selber ans Steuer setzen und ohne Bewilligung eines männlichen Vormunds ins Ausland reisen. Ausserdem hat Riad begonnen, in den Religionsbüchern der Schulen Texte zu entfernen, die zu Intoleranz und zu Hass auf Minderheiten aufrufen, wie jetzt sogar Human Rights Watch feststellt, sonst eine hartnäckige Kritikerin des Regimes. Im Gegensatz zu früher werden radikale Islamisten vom Königreich nicht mehr unterstützt, sondern bekämpft. Statt mit Salafisten zusammenzuspannen, gesteht das Wüstenreich

den israelischen Airlines Flugrechte in seinem Luftraum zu.

Während Biden gegenüber den Saudis als Lehrmeister in Sachen Menschenrechte auftritt, hofiert er den Ajatollahs in Teheran. Ihre Stellvertreter im Jemen, die Huthis, bezeichnet er nicht mehr als Terrororganisation, obwohl sie mit ihren Raketen und Drohnen zivile Ziele in Saudi-Arabien ins Visier nehmen und zudem mit ihrer Gewaltherrschaft grosse Teile des Jemen ins Elend stürzen. Während Saudi-Arabien für westliche geopolitische Interessen einsteht, nutzt der Iran das Chaos nicht nur im Jemen, sondern auch in Syrien, im Irak und im Libanon aus, um mit Hilfe von Stellvertretern seinen Einfluss in der ganzen Region auszubauen. Zudem realisiert Teheran – im Widerspruch zum Atomabkommen aus dem Jahre 2015 – seine nuklearen Ambitionen. So soll das Land laut einem Bericht der Internationalen Atomenergiebehörde über fast drei Tonnen angereichertes Uran verfügen, obwohl es laut Abkommen höchstens 200 Kilogramm haben dürfte. Trotzdem will sich Biden auf Verhandlungen über einen Atom-Deal mit Teheran einlassen.

«Abschaffung der Demokratie»

Der Mord an Khashoggi – im August 2018 hatte dieser in seinem letzten Beitrag für die *Washington Post* die Auslöschung der extremistischen Muslimbrüder als «Abschaffung der Demokratie» gebrandmarkt – ist ohne Zweifel brutal und verabscheuungswürdig. Doch Biden handelt widersprüchlich. Und er bedroht die Stabilität in der Region, die unter Trump befördert wurde. Während Biden das Verhältnis zu Riad neu «kalibrieren» will, schlägt er gegenüber Teheran schon fast versöhnliche Töne an, obwohl im Iran die Menschenrechte serienmässig mit Füßen getreten werden und – im Gegensatz zu Saudi-Arabien – nichts auf eine Besserung hindeutet.

Was Wunder, dass sich Verbündete der USA im Mittleren Osten derzeit über eine Kooperation gegenüber dem gemeinsamen iranischen Feind Gedanken machen. Auf Biden allein wollen sich weder Saudi-Arabien, Bahrain, die Emirate noch Israel verlassen.

Aufbruch im Rechtsstaat

Etliche Corona-Regeln sind weder vernunftgeboten noch willkürfrei. Müssen die Bürger jede staatliche Vorschrift befolgen, sei sie noch so unsinnig?

Katharina Fontana

Die laufende Session verspricht, laut, heftig und grundsätzlich zu werden. Die bürgerlichen Parteien, angeführt von der furiosen SVP, wollen den Bundesrat in die Schranken weisen und die Corona-Beschränkungen schneller lockern als dieser. Ob die bürgerliche Mehrheit, die sich in den Nationalratskommissionen zusammengefunden hat, im Plenum halten wird, bleibt allerdings abzuwarten. Linke Politiker sind derweil ob der «Einmischung» der rechten Volksvertreter empört und werfen ihren Kollegen vor, die Landesregierung, die seit bald einem Jahr Pandemie am Ruder ist, zu «entmachten».

Es sind die Restaurantterrassen, an denen sich der Streit entzündet hat. Der Bundesrat will diese partout noch nicht öffnen und hat jene Kantone ultimativ zur Ordnung gerufen, die in ihren Skigebieten die Leute die letzten paar Wochen draussen sitzen liessen, ohne dass dies zu viralen Massenausbrüchen geführt hätte. Die Kantone gaben nach, der Bundesrat setzte sich durch, doch seine Machtdemonstration war nicht klug. Denn es ist schlicht nicht nachvollziehbar, warum die Menschen sich auf Plätzen und Wiesen niederlassen, aber nicht zu viert an einem Aussentisch auf einer Terrasse sitzen dürfen. Dasselbe hätte man auch schon sagen können, als im letzten Dezember schweizweit alle Museen schliessen mussten, wo die Menschen weit weniger eng zusammenstehen als etwa in öffentlichen Verkehrsmitteln. Der Beispiele gäbe es noch viele.

Schweigen im Walde

Bundespräsident Guy Parmelin verteidigte das Vorgehen im Interview mit den Zeitungen von CH Media jüngst wie folgt: «Die Kantone müssen sich an das Bundesgesetz halten, und in diesem Fall gibt es keinen Ermessensspielraum. Wir sind ein Rechtsstaat. Das Gesetz ist für alle gleich.» Das sind staatsmännische Worte, die auf den ersten Blick beeindrucken mögen. Auf den zweiten Blick stellen sich aber Fragen. Was ist, wenn das Gesetz offenkundig wider



Freiheitsrechte: Demonstration gegen Corona-Massnahmen, im September in Zürich.

die Vernunft ist? Meint Parmelin, dass auch ein willkürliches Gesetz ohne Wenn und Aber befolgt werden muss, einfach weil der Bundesrat dies so will? Oder anders gefragt: Wie unsinnig darf ein Rechtsstaat eigentlich handeln?

Das sind heikle Fragen, und es ist auffallend, wie wenig darüber diskutiert wird. Rechtsgrundsätze, die sonst fast schon quasireligiösen Status haben, spielen bei den Corona-Massnahmen plötzlich keine Rolle mehr, niemand spricht von ihnen. Das gilt in erster Linie für

Der zivile Ungehorsam hat jüngst mit den Klimaprotesten ein Revival erlebt.

das Verfassungsprinzip der Verhältnismässigkeit, an dem sonst alles und jedes gemessen wird. Wehe, irgendeine Vorschrift, irgendeine Regelung gehe möglicherweise ein My zu weit – Scharen von Rechtsprofessoren würden diesen Missstand unverzüglich aufs schärfste

te verurteilen. Doch bei den einmaligen Freiheitsbeschränkungen wegen Corona herrscht paradoxerweise Schweigen im Walde.

Der Grundsatz der Verhältnismässigkeit besagt, dass staatliche Regeln geeignet, erforderlich und zumutbar sein müssen, um das gesteckte Ziel zu erreichen. Gibt es ein milderes Mittel, um zum Ziel zu gelangen, so ist dieses zu wählen. Kann man ernsthaft behaupten, dass die Sperrung der Aussenterrassen erforderlich ist, um die Gesundheitslage unter Kontrolle zu behalten? Ist es nicht vielmehr so, dass hier zum Holzhammer gegriffen wurde und Wirtschaft und Bevölkerung unnötig kujoniert werden?

Das führt zur Frage, welche Mittel ein Privater zur Verfügung hat, um sich gegen unsinnige Vorgaben zu wehren. Im Vordergrund steht der Rechtsweg: Restaurantbesitzer beispielsweise, die dem Bundesrat die Stirn bieten, Gäste bedienen und gebüsst werden, können Beschwerde einreichen und die Corona-Regeln damit vor Gericht zumindest

indirekt anfechten; auch Staatshaftungsklagen auf Schadenersatz sind möglich. Doch der Weg durch die Instanzen dauert, und ob ein Richter tatsächlich den Mumm haben und der Regierung ein unverhältnismässiges Verhalten, eine eigentliche Amtspflichtverletzung vorwerfen würde, ist fraglich.

Baldige Vertrauensabstimmung

Wie steht es mit dem zivilen Ungehorsam? Die Frage hat jüngst im Zusammenhang mit den Klimaprotesten ein Revival erlebt. So nehmen «Klimarebell» unter Berufung auf höhere Interessen für sich in Anspruch, zivilen Ungehorsam leisten und Regeln brechen zu dürfen, wie dies früher AKW-Gegner, Globalisierungskritiker oder andere Protestgruppen ebenfalls getan haben. Der zivile Ungehorsam wird in weiten Kreisen als zulässiges Mittel angesehen, um gegen als ungerecht empfundene Zustände vorzugehen, auch in einem Rechtsstaat. Selbst in Justizkreisen gibt es Leute, die diese Meinung vertreten. So sprach das Genfer Kantonsgericht letzten Herbst einen Klimaaktivisten frei, der die Fassade einer Grossbank verunstaltet hatte, um seinem Unmut über deren Investitionspolitik Ausdruck zu geben. Der junge Mann habe in rechtfertigendem Notstand gehandelt, befand das Genfer Gericht.

Wenn man es also in Ordnung findet, dass wegen des Schutzes von Klima, Natur und Artenvielfalt die Regeln gebrochen werden, müsste das dann nicht ebenfalls beziehungsweise umso mehr noch für die Wahrung der Grundrechte gelten? Für den Schutz der persönlichen Freiheit, der Versammlungsfreiheit oder des Familienlebens? Wenn das keine höheren Interessen sind, die zum zivilen Ungehorsam berechtigen, welche sind es dann? Kurz: Wer den Widerstand der Klimaprotestler gutheisst, kann den Kampf um die Freiheitsrechte schlecht anders beurteilen.

Nun soll hier nicht zum zivilen Corona-Ungehorsam aufgerufen werden. In der Schweiz kann man auf legale Art und Weise politischen Druck aufsetzen und demokratische Debatten erzwingen. So gesehen, ist es nichts als richtig, ja überfällig, dass sich das Parlament nun endlich mit den Corona-Massnahmen beschäftigt und dass die Volksvertreter das Feld nicht mehr allein der Exekutive überlassen.

Auch die direkte Demokratie eröffnet Spielräume. So kommt es dank der neu ins Leben gerufenen Gruppierung «Freunde der Verfassung» im Juni zu einer Referendumsabstimmung über das Covid-19-Gesetz. Die Bürger werden sich damit zur autoritären, teils willkürlichen und mit enormen Folgeschäden verbundenen Corona-Politik äussern können. So viel kann man schon jetzt sagen: Der Urnengang wird eine eigentliche Vertrauensabstimmung über den Bundesrat und sein Krisenmanagement sein.

Millionengrab Swissinfo

Der Bund leistet sich ein Medienunternehmen fürs Ausland. Hundert Leute werkeln an biederem Texten in zehn Sprachen.

Beni Frenkel

In Japan leben 1735 Auslandschweizer. Ein paar von ihnen können kein Deutsch, Französisch, Italienisch oder Englisch. Vielleicht fünfzig. Wir haben nun ein Problem: Wo können sich diese Personen über die Schweiz informieren? Zum Glück auf Swissinfo.ch. Akiko Uehara, Ruiko Ono, Kaoru Uda und Tomoko Muth heissen die vier Redaktorinnen, die jeden Tag etwa zwei Artikel übersetzen.

«Swissinfo» nennt sich das Medienunternehmen, das dieses Jahr 17,5 Millionen Franken verschlingen wird. Die eine Hälfte kriegt es von der SRG, die andere direkt vom Bund. 101 Mitarbeitende stehen auf der Lohnliste. Deren Lohn, so [Swissinfo](http://Swissinfo.ch) auf Anfrage, sei vergleichbar mit jenem bei der SRG, bei einem Vollzeitpensum also 107 249 Franken pro Jahr. Während andere Redaktionen, inklusive SRG, aber sparen müssen, genießt [Swissinfo](http://Swissinfo.ch) einen Sonderstatus. 2022 erhält sie im Vergleich zum Vorjahr nochmals zusätzlich 175 000 Franken.

Werbung für Betty Bossi

Die 101 Angestellten schreiben Artikel und übersetzen in zehn Sprachen: Englisch, Deutsch, Französisch, Italienisch, Spanisch, Portugiesisch, Russisch, Arabisch, Chinesisch und Japanisch. So steht es in der «Leistungsvereinbarung zwischen dem Bund und der SRG betreffend das publizistische Angebot für das Ausland». Die Schweiz mag von der Grösse und der Einwohnerzahl her zwar klein sein, ihr Sendungsbewusstsein aber ist riesig. Man erreiche «mit zehn Sprachen potenziell knapp 75 Prozent der weltweiten Internet-Community», jubelt das Medienunternehmen.

Der Bund leistet sich diese Riesentruppe für ein «internationales, an der Schweiz interessiertes Publikum». Zum Leistungsauftrag zählt, dass in allen zehn Sprachen jeden Tag mindestens ein Text übersetzt werden muss. Letzten Sonntag erhielten die über 400 Millionen Arabisch sprechenden Menschen auf der Welt zum Beispiel einen Artikel über die Geschichte von «Betty Bossy» vorgesetzt. Auf einer normalen Redaktion hätte es der Artikel wohl kaum geschafft, publiziert zu wer-

den: Erstens ist der Name falsch geschrieben («Bossy» statt «Bossi»). Zweitens wirbt er für die Betty Bossi AG, die im Besitz von Coop ist.

Da in jeder der zehn Sprachen ein Artikel pro Tag publiziert werden muss, entstehen zum Teil seltsame Konstellationen. Der langweilige Artikel «Wie wurde die Schweiz die Schweiz?» erschien zum Beispiel erstmals am 14. Juni 2019 auf Spanisch, am 12. März 2020 auf Deutsch, Portugiesisch, Chinesisch, Arabisch, Französisch und Russisch. Auf Italienisch folgte er am

Während andere Redaktionen sparen müssen, genießt [Swissinfo](http://Swissinfo.ch) einen Sonderstatus.

7. Mai und auf Englisch am 30. Juni 2020. Wann er auf Japanisch übersetzt wurde, ist unklar. Aber auch nicht so wichtig.

Insgesamt erinnern die biederem Texte von [Swissinfo](http://Swissinfo.ch) an die Artikel des SBB-Kundenmagazins *Via*: «Wie entsteht ein Käse?», «Gottard-Eisenbahntunnel – Wunder der direkten Demokratie» (natürlich gleich in alle zehn Sprachen übersetzt), «Schweizer Schokolade in Hochform» oder «Schweizer Luxusuhren sind attraktiv wie eh und je».

Geheimniskrämerei und Lobgesang

Wenn sich der Bund dadurch mehr Touristen und Goodwill erhofft, könnte die Rechnung vielleicht aufgehen. Eine andere Frage ist aber: Wo versickern die 17,5 Millionen Franken eigentlich? Für die 83 Vollzeitstellen (Stand 2019) liegen die Lohnkosten bei etwa 9 Millionen Franken. Was ist mit den anderen 8,5 Millionen? Auch auf wiederholte Anfrage werden keine weiteren Eckdaten bekanntgegeben.

Während die SRG transparenter wurde und ihre einzelnen Sendungskosten offenlegt, werden bei [Swissinfo](http://Swissinfo.ch) sämtliche Zahlen verdeckt gehalten: «Swissinfo erstellt keinen eigenen publizierten jährlichen Geschäftsbericht.» Bei so viel Geheimniskrämerei und Lobgesang erstaunt, dass die Artikel nicht auch auf Nordkoreanisch übersetzt werden.

Geschäftsmodell Heidi Klum

Das Model aus Bergisch Gladbach hat aus seinem Namen eine globale Marke geformt. Der Mini-Skandal um den Nacktauftritt im Fernsehen zeugt von ihrem absoluten Geschäftssinn.

Peter Rothenbühler

Sogar das Skandalieren beherrscht Heidi Klum, Topmodel, Schauspielerin, Sängerin, Mutter von vier Kindern, besser als andere: Man muss genug Aufruhr provozieren, um in die Schlagzeilen zu kommen, aber nur gerade so viel, dass man gleich wieder unbeschadet rauskommt. Unter dem Strich streicht man einen schönen PR-Effekt ein.

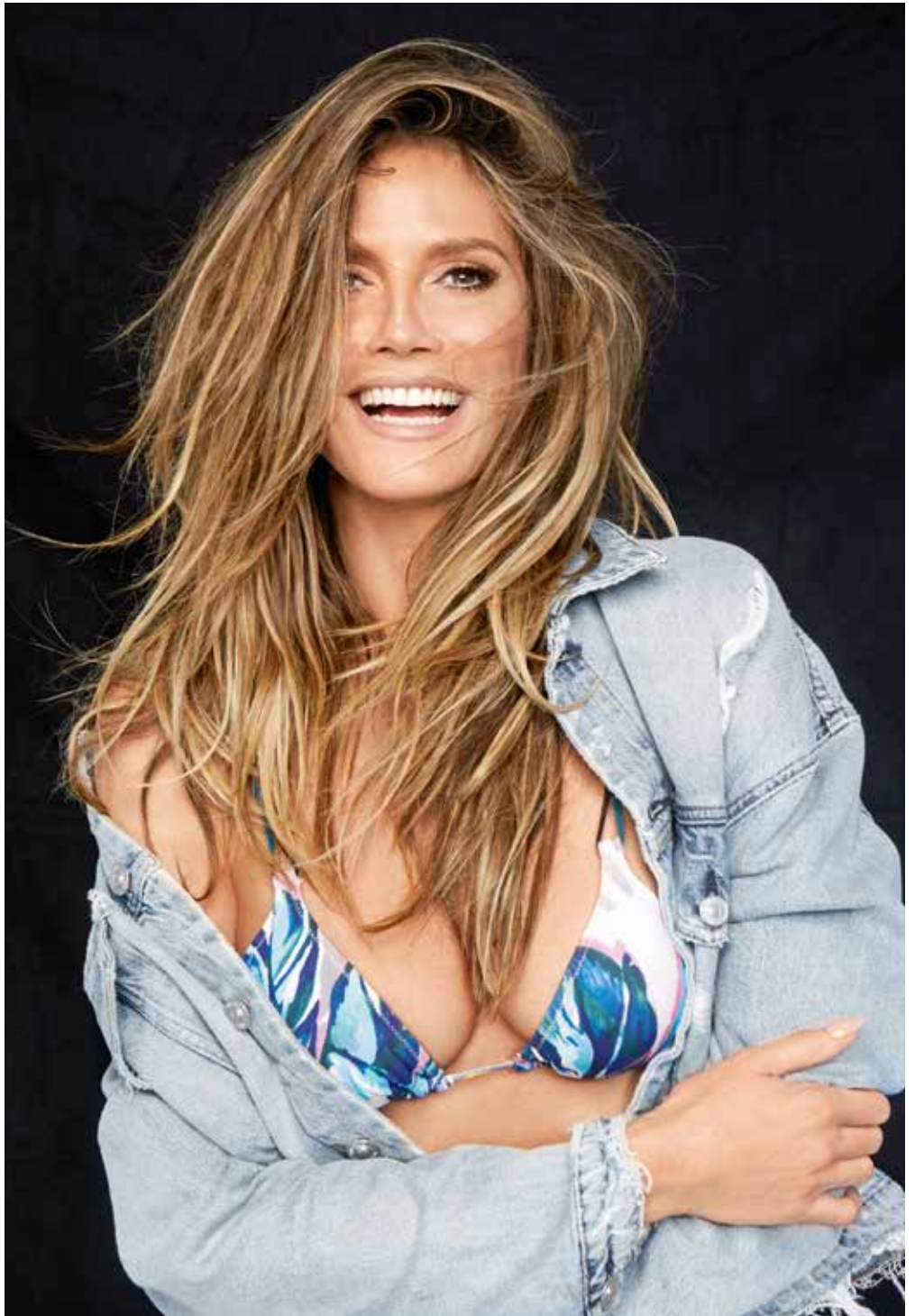
Die Rechnung ist bei der Inszenierung des Mini-Skandals um die letzte Folge ihrer Casting-Show «Germany's Next Topmodel» («GNTM») auf Pro Sieben voll aufgegangen. Sehr heiss war die Vorankündigung: Heidi Klum werde am 25. Februar die 21 Kandidatinnen des Model-Wettbewerbs splinternackt auftreten lassen. «Heute werden meine Mädchen als Femmes fatales laufen», sagte sie.

Gott hat einen guten Job gemacht

Zur Untermauerung ihrer Absicht präsentierte sich die schöne Heidi Klum, 47, im Teaser zusammen mit Gast-Jurorin Ellen von Unwerth, 67, so, wie Gott sie schuf, und in diesem Fall hat der Schöpfer einen guten Job gemacht. Beide *füdliblutt*, mit übereinandergeschlagenen Schenkeln und schwarzen Zensurstreifen über den heiklen Partien: So sitzen die Blondinen auf dem Jury-Stuhl und lachen sich krumm. Man sah nichts und konnte sich alles vorstellen.

«Warum sollen wir von den Mädchen etwas verlangen, was wir selbst nicht zu machen bereit sind», neckte Star-Fotografin von Unwerth das Publikum. Und Klum kündigte an, sie werde während der Show nicht entblösst darsitzen, «sonst könnten die *Meedchen* abgelenkt werden». Und: «Möcht' ja gern mal wissen, wer sich da schämt. Als Model darf man sich ja nicht schämen, man muss sich immer gut fühlen in seiner Haut.» Das hiess: Wer nicht mitmacht, fliegt raus. Nur eine, Mira, ist gegangen.

Nun, die Kandidatinnen trugen im «Nacktdurchgang» hohe Stöckelschuhe, hautfarbene Slips, Abdeckungen über den Brustnippeln (wie einst die Playmates im Ur-*Playboy*), und sie waren in undurchsichtige Schaumwolken eingepackt. Träume sind halt doch nur Schäume. Vergeblich haben die Moralapostel der



Eine Rose trägt ihren Namen: Moderatorin Klum.

sozialen Netzwerke Gewehr bei Fuss darauf gelauert, brutal einfahren zu können. Wie letztes Jahr, als Klum zum Mord an George Floyd «All Lives Matter» twitterte statt das korrekte «Black Lives Matter». *Ts,ts,ts*. War gut gemeint, kam aber falsch an.

Doch diesmal ist nichts geschehen. Nur eine ist in Klums PR-Falle getappt. Die deutsche Familienministerin Franziska Giffey (SPD) konnte es sich nicht verklemmen, durch eine Sprecherin die ministerielle Verurteilung auszurichten: «Sexismus ist nichts, das wir einfach tolerieren oder ignorieren können. Gemeinsam müssen wir Sexismus klar als das bezeichnen, was er ist: nämlich eine Form von Gewalt.» Aber sonst: höchste Einschaltquote für die «GNTM»-Show. 2,42 Millionen Zuschauer, der zweitbeste Wert der laufenden 16. Staffel.

Wie einst Marlene Dietrich

Die Familienministerin sollte sich vielleicht ein führendes Modemagazin wie *Elle* oder *Vogue* zu Gemüte führen. Dann würde sie sehen, wie es um die von ihr monierte Form von Gewalt in Wirklichkeit steht. Dort gibt's für die Leserinnen (ja, die Magazine sind von Frauen für Frauen gemacht, immer noch) gewaltig viel schöne nackte Haut, in allen Farben. Frau Giffey könnte auch eine Modeshow in Paris besuchen (aber mit Bodyguards, wegen der Gewalt!): Dort weiss man nicht mehr, was ent- und was verhüllt ist. Sicher werden die Nippelchen auf dem Catwalk nie abgedeckt. Die tragen die Models selbstbewusst zur Schau. Und *honi soit*, wer dabei an Gewalt denkt.

Dass die Episode um den Nackt-Walk nicht mehr Reaktionen ausgelöst hat, liegt auch daran, dass Heidi Klum der grösste lebende Weltstar aus deutschsprachigen Landen ist, vielleicht neben Arnie Schwarzenegger und Angela Merkel. Eine Säulenheilige des Showbusiness wie einst Marlene Dietrich.

Bei einer Umfrage über die bekanntesten Deutschen würde sie drüben in den USA als Erste genannt. Die Tochter einer Coiffeuse und des Produktionsleiters einer Kosmetikfirma aus Bergisch Gladbach ist heute bekannter als ihr Entdecker Thomas Gottschalk, der die 19-Jährige bei seiner TV-Show «Model '92» aus 25 000 Bewerberinnen auswählte und ihr einen Mannequin-Vertrag im Wert von 300 000 Dollar überreichte, was sie bewog, das Studium zu schmeissen und Model zu werden.

In Los Angeles ist Gottschalk ein Nobody, Klum der grosse Star, spätestens seit sie 1998 Titelgirl des *Sports Illustrated Swimsuit Issue* (mit 55 Millionen Leserinnen und Lesern) wurde und die Krone des amerikanischen Model-Business erlangte: als Engel der sexy Unterwäsche-Marke Victoria's Secret.

Seither ist sie immer wieder auf Titelbildern von *Vogue*, *Elle* und *Marie Claire* zu sehen. 2009 widmete die deutsche *Vogue* ihr eine komplette

140-seitige monothematische Ausgabe. Weltumspannend wurde ihr Ruhm erst wegen Auftritten in erfolgreichen TV-Serien und Filmen wie «Sex and the City», «How I Met Your Mother», «Desperate Housewives» und anderen. Sogar unsere Ursi Andress hat sie in einem Film verkörpert, und zum 50. Geburtstag der Barbie-Puppe gab's eine Heidi-Klum-Barbie. Gegen zwanzig Mal wurde sie für einen Emmy Award nominiert. Eine Rose heisst Heidi Klum.

Beuteschema auf höchstem Niveau

Klum wurde in den USA beliebtes Jury-Mitglied von Casting-Shows wie «America's Got Talent» und «Queen of Drags». Die Deutsche mit amerikanischem Pass hat auch Songs auf-

Die Familienministerin sollte sich vielleicht ein Modemagazin wie Elle oder Vogue zu Gemüte führen.

genommen und sich – wie es sich für Prominente gehört – mit der Unicef als Wohltäterin für die Armen inszeniert. Schliesslich hat sie «GNTM» für Pro Sieben erfunden und moderiert. Heidi Klum könnte auch dem Schweizer Fernsehen zeigen, wie man die Miss-Schweiz-Show wieder zum Publikumsrenner macht: indem alle Trends aufgesogen werden. Dieses Jahr rekrutierte Klum «diversifiziert», es gab schwarze, kleine, pummelige Kandidatinnen – und sogar eine gehörbehinderte Kandidatin.

Stets in die Schlagzeilen kam die Superfrau auch wegen ihres Liebeslebens. Ihr Beuteschema hatte immer höchstes Niveau: 1997 heiratete sie den berühmten Haarstylisten Ric Pipino, den sie bald für den Leader der Rock-

band Red Hot Chili Peppers, Anthony Kiedis, verliess. Diesen wiederum tauschte sie gegen den Formel-1-Team-Boss Flavio Briatore aus, der sie schwängerte, aber mit Fiona Swarovski hinterging, worauf sie ihn rauswarf und 2005 hochschwanger den britischen schwarzen Sänger Seal heiratete, der Briatores Kind adoptierte und mit Klum noch drei weitere Kinder zeugte.

Doch nach dem verflixten siebten Jahr (2012) entfloh sie der Ehe mit Seal mit ihrem Bodyguard Martin Kirsten, um 2014 ein Verhältnis mit dem jungen Kunsthändler Vito Schnabel einzugehen. Schliesslich landete sie beim einen Teil der ebenfalls jungen Tokio-Hotel-Zwillinge, Tom Kaulitz, den sie im August 2019 auf Capri heiratete. Fortsetzung folgt, muss man hier wahrscheinlich sagen.

Entwaffnendes Lächeln

Heidi Klum, laut Magazin *Fortune* drittbeste Verdiennerin aller Models, will definitiv nicht mehr Model genannt werden: «Ich bin heute eine Medienunternehmerin», erklärt sie. Ihr Papa Günther Klum führt als Manager und Leiter der Heidi Klum GmbH & Co. KG ihr Büro und die Prozesse, zum Beispiel gegen einen Blogger, der Klums Engagement für ein McDonald's-Testimonial thematisierte, mit Hashtag Klum. Der Name Klum sei geschützt.

Film- und Fernseh-Produzenten sagen, der Umgang mit ihr sei eher unangenehm, Heidi Klum der lebende Beweis dafür, dass es Gleichberechtigung auf allen Ebenen gibt. Sie gehe mit ihren Mitarbeitern um wie die Erzieher Deutscher Schäferhunde mit jungen Hunden: streng. Sie sagt es selbst, mit ihrem entwaffnenden Lächeln: Zum Geheimnis ihres Erfolgs gehöre halt eine grosse Portion Disziplin.



«Gibt es etwas Schöneres, als Zeit geschenkt zu bekommen?»

Maren Böck
Teamleiterin IT
zum selbstbestimmten Leben



Botin der Urschweiz

Flurina Valsecchi wird Chefredaktorin des Schwyzer Traditionsblattes *Bote der Urschweiz*. Sie sieht ihre Stärke im Lokaljournalismus, im Führen und im Planen.

Christoph Mörgeli

Es gab und gibt hierzulande Zeitungen, die schon durch ihren archaisch anmutenden Titel Sympathie erwecken. Zu nennen wären die *Volksstimme*, der *Volksfreund*, der *Volksbote* oder das *Volksrecht*. Warme, heimatische Gefühle wecken auch der *Frutigländer*, der *Freie Entlebucher*, die *Hochwacht* oder das *Vaterland*. Zu diesen klingenden Titeln gesellt sich der besonders urtümlich klingende *Bote der Urschweiz*. Dieses Blatt gründeten die Brüder Dominik und Melchior Triner 1858 in Schwyz; es befindet sich heute im Mehrheitsbesitz der Triner-Medien-Stiftung. Die Zeitung galt als moderat-fortschrittlich, den Liberalen nahestehend, aber vor allem auf die Bedürfnisse der Leserschaft ausgerichtet. Seit 1979 erschien der *Bote* dreimal wöchentlich, seit 1994 als Tageszeitung. Heute gibt er als Forumszeitung allen Kreisen eine Stimme und verfügt speziell im inneren Kantonsteil von Schwyz über eine starke Leserbindung mit stabiler Auflage.

Fachkenntnis und gute Laune

Jetzt übernimmt Flurina Valsecchi, die bisherige stellvertretende Chefredaktorin der *Luzerner Zeitung*, die Leitung des *Boten der Urschweiz*. Jürg Auf der Maur, ein journalistisches Urgestein im Kanton Schwyz, will sich wieder vermehrt eigenen Recherchen widmen. Die heute 40-jährige Flurina Valsecchi ist im kleinen Dorf Flerden bei Thuisis mit einem Zwillingbruder in einer Lehrerfamilie aufgewachsen. «Meine Eltern standen auf dem linken Flügel der damaligen Bündner SVP», meint sie lachend gegenüber der *Weltwoche*. Sie absolvierte das Lehrerseminar in Chur, wechselte aber schon am Tag der Übergabe des Diploms als Praktikantin zur *Südostschweiz*. «Ich wollte schon immer Journalistin werden», sagt sie. «Denn ich war neugierig, gehe offen auf die Menschen zu, erkläre gerne und habe bald auch gemerkt, dass ich motivieren und führen kann.»

Diesen Eindruck bestätigt Kari Kälin, Valsecchis langjähriger journalistischer Weggefährte: «Die Zusammenarbeit mit Flurina war immer eine rundum gefreute Sache. Sie hat ein *Gschpüri* für die Leute und ihre Themen, kann das Hand-

werkliche gut vermitteln und sich durchsetzen, ohne je ihre gute Laune zu verlieren.» Als gebürtiger Schwyzer beurteilt Kari Kälin die Übergabe der Chefredaktion des *Boten der Urschweiz* an die Bündnerin als gelungenen Coup. Denn sie komme von aussen, werde sicher frischen Wind bringen und sich rasch Respekt verschaffen.

Sieht Flurina Valsecchi Parallelen zwischen ihrer Bündner Herkunft und der zwanzig-



Frischer Wind: Journalistin Valsecchi.

jährigen Tätigkeit in der Zentralschweiz? Eines jedenfalls steht für sie fest: «Mein Dialekt hat mir schon an vielen Orten Türen geöffnet. Das erhoffe ich mir auch in Schwyz.» Sicher bestehe im Vergleich zu Graubünden eine ähnliche Problematik der Randregion, im Stadt-Land-Verhältnis oder beim Service public. Den Kanton Luzern habe sie in Politik, Wirtschaft und Kultur als enorm vielseitig wahrgenommen.

Wie bringt Valsecchi ihre journalistische Laufbahn unter einen Hut mit ihrer Rolle als Mutter von drei primarschulpflichtigen Kindern? «Würden Sie diese Frage auch einem Mann stellen?», erwidert sie schlagfertig. Sie habe das Glück, dass sie die Kindererziehung mit ihrem Ehepartner aufteilen könne und regelmässig auf die Unterstützung eines Au-

pair aus der Romandie zählen dürfe. Flurina Valsecchi freut sich sehr auf ihren neuen Arbeitsort in Schwyz. Sie möchte zwar weiterhin in Horw wohnen und in der Freizeit den Garten besorgen und einen Hund nebst mehreren Kleintieren betreuen. Beruflich wird sie sich aber mit viel Elan als erste Frau an der Spitze des *Boten der Urschweiz* engagieren. Ihre Rolle sieht Valsecchi in erster Linie als engagierte Journalistin, ausserdem sei sie aber Chefin eines Teams, das Gesicht der Zeitung gegen aussen und schliesslich die Strategin, die das Blatt in die Zukunft führen dürfe. Kolleginnen und Kollegen mit unterschiedlichen Ansichten und Interessen sind für sie wichtig, denn je vielfältiger die Zusammensetzung einer Redaktion sei, desto bunter falle die Zeitung aus.

Schritt in die Zukunft

Der *Bote der Urschweiz* verfügt über eine sehr komfortable regionale Abdeckung mit 40 000 Lesern. Die Chefredaktorin bezieht die internationalen und nationalen Inhalte von CH Media, weshalb ihr Schwergewicht bei der regionalen Berichterstattung liegt. Flurina Valsecchi will den Puls der Schwyzerinnen und Schwyzer spüren und herausfinden, was sie berührt, was sie freut und was sie ärgert. Glaubt sie mit ihrem modernen Weltbild, einen guten Draht zu einer Bevölkerung zu finden, die nachweislich die politisch konservativste des ganzen Landes ist? «Ich bin überzeugt, mit einem fairen und respektvollen Journalismus auch am neuen Wirkungsort gute Erfahrungen zu machen», meint sie.

Flurina Valsecchi gibt unumwunden zu, dass sie der Vorwurf der *Weltwoche* verletzt hat, sie gehöre zu den «Schlafmützzinnen auf der Redaktion», die «keine einzige politische Analyse» geschrieben hätten. Tatsächlich hat sie bei der *Luzerner Zeitung* das politische Geschehen auf lokaler Ebene regelmässig kommentiert. Vor allem aber lag ihre Aufgabe im Online-Bereich und in der digitalen Transformation von CH Media Publizistik. Jetzt erwartet man von der neuen «Botin der Urschweiz» diesbezüglich auch im konservativen Schwyz einen progressiven Schritt in die Zukunft.

Das Virus ist gekommen, um zu bleiben

Corona-Politik in der Sackgasse – die Unfähigkeit zur Abwägung.



Ich bin 76 Jahre alt, erfreue mich guter Gesundheit und lebe gern noch etwas länger. Also halte ich seit einem Jahr penibel alle Corona-Regeln ein – so, wie sie gerade gelten. Das ist streckenweise langweilig und auch ein wenig deprimierend, aber was wäre die Alternative? Ich masse mir kein Wissen an, das ich objektiv nicht besitze, und bleibe im Zweifel auf der sicheren Seite. Die Autorität der Experten stelle ich nicht in Frage und sehe ohne Häme, dass sie – auf zweifellos höherem Erkenntnisniveau als ich – häufig unterschiedlicher Meinung sind und ihre Meinung auch öfter ändern.

Ich habe registriert, dass Erkrankungen an Covid-19 zu schweren Spätfolgen führen können, auch wenn sie nicht tödlich verlaufen – zum Beispiel, was die Leistungsfähigkeit der Lunge angeht. Ich habe aber auch zur Kenntnis genommen, dass die Verläufe in jungen und jüngeren Jahren überwiegend sehr milde sind und häufig gar keine Symptome auftreten. 85 Prozent aller Corona-Toten in Deutschland sind älter als 70 Jahre, und das Medianalter der an und mit Covid-19 Gestorbenen liegt bei 84 Jahren.

Schaut man sich die Corona-Häufigkeit, die sogenannte Inzidenz, nach Altersgruppen an, so sticht ins Auge, dass die über 80-Jährigen am stärksten und die Kinder bis 14 Jahre am geringsten betroffen sind. Gering betroffen, fast so gering wie die Kinder, ist aber auch die Altersgruppe von 64 bis 79 Jahre, der ich angehöre. Deren Vertreter können ja grösstenteils noch für sich selber sorgen und halten sich, genau wie ich, offenbar weitgehend an die Corona-Regeln. Ausserdem ist diese Gruppe jenseits der Zwänge des Berufslebens und der Kinderaufzucht und

kann ihre Kontakte besser steuern. Das geschieht offenbar auch mit Erfolg. Bei den Hochbetagten über achtzig ist es dagegen offenbar der Kontakt mit dem Pflegepersonal – und egal, ob mit Familienangehörigen oder mit anderen –, der für die hohen Ansteckungsraten und damit in dieser Altersgruppe auch für die Todesfälle gesorgt hat.

Diese kurzen Hinweise zeigen, wie kompliziert alles ist und dass man mit schlichten Formeln nicht weiterkommt. Das Coronavirus verändert seine Eigenschaften durch Mutationen. Gegenwärtig macht die britische Mutante B.1.1.7 von sich reden, sie ist offenbar noch ansteckender und gefährlicher und verdrängt derzeit in Deutschland weitgehend die ur-

Wie viele wirtschaftliche Existenzen dürfen vernichtet werden, wie viele zusätzliche Arbeitslose darf es kosten?

sprüngliche Virenform. Dies löst im Infektionsgeschehen eine Gegenbewegung zum nur langsam wachsenden Schutz der Bevölkerung durch Impfung aus. Die unvermeidliche Schlussfolgerung ist, dass eine No-Covid- oder gar Zero-Covid-Strategie zumindest in Europa gescheitert ist. Das Virus ist gekommen, um zu bleiben.

Deshalb können (und dürfen) Politik und Gesellschaft sich nicht länger vor der Abwägung drücken, welche sozialen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Kosten man für die Bekämpfung des Virus auf sich nehmen soll. Man gerät damit allerdings auf ein Gebiet, das der Mainstream der gesellschaftlichen und politischen Debatte bisher sorgfältig vermieden

hat: Wie viele wirtschaftliche Existenzen dürfen vernichtet werden, wie viele zusätzliche Arbeitslose darf es kosten, welche Bildungslücken unserer Kinder müssen wir akzeptieren, damit weniger Menschen an Corona erkranken und am Ende daran sterben?

Jeder Corona-Tote ist einer zu viel. Aber der gesellschaftliche Preis der Vermeidungskosten muss auch diskutiert, benannt und abgewogen werden. Moralisch gesehen, hat jedes menschliche Leben einen eigenen Wert, der auch nicht bezifferbar ist. Aber die Bildungschancen der Kinder, die Lebenschancen der beruflich aktiven Generation, die wirtschaftlichen Existenzen in Einzelhandel und Gastgewerbe und die beruflichen Perspektiven von Schauspielern, Musikern und Künstlern müssen gleichwohl gegen das Ziel eines absoluten Lebens- und Gesundheitsschutzes abgewogen werden.

Das ist vor allem eine Aufgabe der Politik. Aber die meisten Politiker scheinen in dieser Hinsicht von Sprachlosigkeit – und mehr noch, von begleitender Gedankenleere – befallen zu sein. Sie sperren sich gegen jede Denkfigur, die die Grenzkosten der umfassenden Lähmung der Gesellschaft gegen den Grenznutzen der Vermeidung von Krankheit und Tod aufrechnet. Wie ein unmündiges Kind, das sich Entscheidungszwängen verweigert, möchte man alles gleichzeitig.

Die Explosion der staatlichen Schulden hat in diesem Zusammenhang jenseits ihrer realen Problematik einen zutiefst symbolischen Charakter. Aber klagen wir nicht, die Gesellschaft hat in dieser Pandemie jene Politiker, die sie sich durch ihre eigene Widersprüchlichkeit verdient hat.

Leistung auf höchstem Niveau

Ivan Glasenberg hat als Glencore-Chef einen Weltkonzern geschaffen, der die Versorgung der Menschen sichert. Sein Lohn war bescheiden.

Beat Gygi

Gegen Mitte Jahr beginnt für den in Baar ansässigen Rohstoffkonzern Glencore eine neue Zeitrechnung, wenn der langjährige Konzernchef Ivan Glasenberg das Unternehmen verlässt. Vorige Woche hatte er seine letzte Medienkonferenz, als er Rechnung und Bilanz 2020 präsentierte. Das Jahresresultat des Rohstoffriesen zeigt deutliche Spuren der Corona-Krise, Preiseinbrüche und Produktionsflauten hatten auf die Geschäfte gedrückt, der Umsatz erreichte mit 142 Milliarden Dollar einen Drittel weniger als im Vorjahr – was immer noch reichte, um mit dem Rohstoffhändler Trafigura und vor Nestlé eines der umsatzstärksten Unternehmen der Schweiz zu bleiben. Zudem wurden Wertberichtigungen von 5,9 Milliarden Dollar nötig, und unter dem Strich stand schliesslich ein Verlust von 1,9 Milliarden Dollar.

Glencore will Dividenden in der Höhe von 1,6 Milliarden Dollar auszahlen, nachdem im Vorjahr aus bilanzieller Vorsicht nichts an die Aktionäre gegangen war. Jetzt ziehen die Geschäfte wieder an, und – wie die Grafik zeigt – der Aktienkurs ist jüngst auch gestiegen. Seit Frühling 2020 hat sich der Marktwert etwa verdoppelt. Der 64-jährige CEO Glasenberg ist mit einem Anteil von 9 Prozent der grösste Einzelaktionär von Glencore. Er kann also mit einer Dividende von etwa 145 Millionen Dollar rechnen. Ein super Verdienst, könnte man sagen, aber das trifft den Sachverhalt nicht. Die Dividende erhält er als Aktionär, nicht als Lohn für seine Arbeit als operativer Chef.

Das tönt alles nüchtern, aber dahinter steckt eine atemberaubende, leidenschaftliche Erfolgsgeschichte mit fantastischen Leistungen und einem Leben mit enormer Disziplin, Kraft und Ausdauer, aber auch Bescheidenheit. Glasenberg hat die Entwicklung von Glencore so stark und eigenwillig geprägt, wie dies bei kaum einem anderen Unternehmen von ähnlicher Grösse beobachtbar ist.

Er ist vor allem auch viel intensiver als Unternehmer engagiert als die meisten anderen Konzernchefs. Als Aktionär, als grosser Aktionär erst recht, spürt er das Auf und Ab der Firma direkt am eigenen Vermögen. Gilt das nicht auch

für Manager in anderen Konzernen, die den Unternehmenserfolg durch höhere oder niedrigere Boni zu spüren bekommen? Nicht wirklich, denn das Aktienvermögen steigt und sinkt mit dem Börsenkurs, man kann ins Minus geraten, verlieren. Ein Bonus dagegen kann allenfalls auf null sinken, die Schmerzen der Minuszone werden einem modernen Manager erspart. Im Gegensatz zu den Bonusangestellten ist Glasenberg der Unternehmer.

So etwas wie sein Lebenswerk

Klar, Angestellter ist er auch, aber anders als die normalen Manager für die Firma ein sehr günstiger. Er arbeitet zu einem Fixlohn, ohne Garnitur. Im Entschädigungsbericht von Glencore steht, dass er seit dem Börsengang 2011 jedes Jahr die Summe von 1,5 Millionen Dollar erhalten hat, daneben null variable Gehaltselemente, auch keine Instrumente mit Langfristanreizen, wie dies sonst üblich ist. Das bedeutet, dass Glasenberg zum Lohn, den er in einem mittelgrossen Schweizer Industrieunternehmen hätte, einen tonangebenden Weltmarktriesen führt – und über Jahrzehnte entwickelt hat. Man kann sogar sagen: Im Vergleich mit Chefs von Banken, Versicherern oder auch Industrieunternehmen von Weltformat, die mit Boni jährlich auf zweistellige Millionenentschädigungen kommen,

Wilde Zeit für Rohstoffe

Glencore-Aktienkurs seit dem Börsengang in Pence Sterling pro Aktie



QUELLE: LONDONSTOCKEXCHANGE.COM

Erholung nach Corona.

hat Glasenberg zu einem Magerlohn gearbeitet. Die Dividende erhält er als Aktionär ja ohnehin, ob er nun innerhalb oder ausserhalb der Firma ist. Er hätte ja praktisch gleich viel vom Unternehmen gehabt, wenn er nicht gearbeitet hätte, bekommt man etwa zu hören, aber halt – dann wäre eben die Firma wohl nicht die gleiche wie heute.

Der Vergleich mit einer mittelgrossen Firma passt gut, denn eigentlich hatte Glencore lange Zeit, bis zum Börsengang 2011, grossenteils den Charakter eines KMU, wenn auch eines grossen. So konnten die Chefs, die Partner, die Vorteile des unkomplizierten direkten Umgangs untereinander nutzen, und zwar ohne die Nachteile einer Konzernbürokratie, wie sie heute bei grossen Gebilden mit ausgeklügelten Corporate-Governance-Regeln üblich ist. Da musste kein Kompensationsausschuss raffinierte Entschädigungsmodelle basteln, um hochbezahlte Stars bei Laune zu halten. Da wurde gearbeitet. Glasenberg passte so gut dazu, sagen Leute, die ihn kennen, dass das Unternehmen weitgehend sein Leben sei – und so etwas wie sein Lebenswerk. Die ideale Umgebung für Unternehmer, die schnell entscheiden und handeln.

Ivan Glasenberg begann seine Berufskarriere 1984 bei Glencore beziehungsweise bei der Rohstoffhandelsfirma, die der Amerikaner Marc Rich 1974 in Zug gegründet hatte und die 1994 auf Glencore (Global Energy Commodity Resources) umfirmiert wurde. Glasenberg begann bei Rich in der Abteilung für Kohlehandel und zog dann nach Zug. 1957 in Johannesburg geboren, hatte er Wirtschaft in Südafrika und Kalifornien studiert und sich sportlich in Hochform gebracht. Im Jahr seines Starts bei Rich hatte er als Geher an den Olympischen Spielen in Los Angeles 1984 teilnehmen wollen. Die Leistungsvoraussetzungen hätte er erfüllt, aber Südafrika wurde wegen der Apartheidpolitik von den Spielen ausgeschlossen.

Es war eine Enttäuschung, aber der Anspruch, sich auf Höchstleistungsniveau zu bewegen, asketisch und fit zu bleiben, den Wettbewerb auszuleben, war auch später in seiner Karriere für alle erkennbar und spürbar, die mit ihm zu tun



Am Morgen der Erste in der Firma, am Abend der Letzte, der geht, bis heute: Topmanager Glasenberg.

hatten. Ein gemütliches Treffen zum Golf oder zum Radfahren sei kaum möglich gewesen, heisst es etwa, immer habe der Wettbewerbsgedanke dominiert, das Kräfteressen, das Gewinnen-Wollen. Mit der Umbenennung auf Glencore übernahmen die Manager 1994 die Firma von Marc Rich, führten sie als Partner, und 2002 wurde Glasenberg CEO, der frühere Konzernchef Willy Strothotte war Verwaltungsratspräsident.

Man kaufte zahlreiche Beteiligungen und Firmen, Glencore wurde der bei weitem grösste Konzern der Schweiz und verbreiterte und vertiefte die Ausrichtung der Geschäfte vom Handel in Richtung Rohstoffproduktion und -förderung. Das Ziel war ein integriertes Rohstoffunternehmen, das Produktion und Handel unter Kontrolle hat und optimieren kann. 2010 erschien Glasenberg erstmals in der Liste der 300 Reichsten in der Schweiz mit einem geschätzten Vermögen von 1,5 bis 2 Milliarden Franken. Und 2010 wurde er in der Gemeinde Rüschlikon eingebürgert; zum südafrikanischen und australischen Pass kam der schweizerische hinzu.

Im Mai 2011 führte Glencore einen Börsengang der Superlative durch. Die Aktien, die bei 485 Mitarbeitern lagen, wurden zu rund 20 Prozent an den Markt gebracht, was viele zu Millionären, einige zu Milliardenären machte. Glasenberg hielt als Aktionär mit etwa 15 Prozent die grösste Quote, was ein Vermögen von gut 9 Milliarden Franken bedeutete – und Rüschlikon einen Steuereinnahmenschub brachte, der allerdings grossenteils in den Finanzausgleich abfloss.

Kurz darauf setzte Glencore zur Übernahme des Branchen- und Zuger Kollegen Xstrata an, einer Art Schwestergesellschaft, an der Glencore von früher her gut einen Drittel hielt.

Nach etlichen Anstrengungen gelang der Zusammenschluss, der Glasenberg zum Chef eines breit aufgestellten, integrierten Weltmarktchampions etwa in Kohle, Zink, Kupfer und Handelssparten machte – wie gesagt, zu einem Chef, der es als Grossaktionär nicht nötig hätte, sich in der Firma abzurackern. Aber es ging ihm offenbar ums Arbeiten, nicht ums Geld. Kurz

Aussenstehende fühlen sich an einen Orden erinnert, eine verschworene Gemeinschaft.

nach dem Börsengang 2011 hatte er gesagt, so lange er da arbeite, werde er keine einzige Aktie verkaufen.

Am Morgen der Erste in der Firma, am Abend der Letzte, der geht, bis heute – so wird er beschrieben. Auch wenn er reich geworden sei, habe sich sein enormer Arbeitsrhythmus nicht geändert, das Unternehmen sei zentral, und Ähnliches erwarte er auch von seinen Mitarbeitern. Aussenstehende fühlen sich an einen Orden erinnert, eine verschworene Gemeinschaft. Der Chef hält sie zusammen und zeige, so hört man, wenig Verständnis für Aussteiger, deren Abschied dann kühl ausfalle. Seine Lebensweise hat sich ebenfalls nicht milliardärenhaft verändert. Er fuhr lange sein altes Auto, in Rüschlikon sieht man ihn normal zu Fuss, öfter jedoch seine Frau beim Einkaufen. Und er ist als Steuerzahler dageblieben, zahlt jedes Jahr viel mehr, als er an nicht weit entfernten Orten abliefern würde.

In den fast zwanzig Jahren als Chef von Glencore ist Glasenberg mit seiner Ausdauer und Unbeirrbarkeit allerdings auch auf Widerstände

und an Grenzen gestossen, die er wenig beeinflussen kann. Glencore hat stark vom Aufstieg und Rohstoffhunger Chinas profitiert, aber einen zweiten China-Superzyklus kann er nicht herbeizaubern, auch wenn er – wie Kritiker ihm vorwerfen – auf eine Weise investiert habe, als sei dies möglich.

Ende einer Periode

Als praktisch veranlagter Typ von altem Schrot und Korn mit direkter Sprache hat er zudem Nachhaltigkeitsargumente und neue Compliance-Regeln nicht so rasch angenommen wie andere. Dass Glencore vielen NGO pauschal als Feindbild dient und bei der Konzernverantwortungsinitiative im Schussfeld stand, enttäuscht ihn, es entspricht nicht seinem Verständnis von einem Unternehmen, das durch Handel sowie Energie- und Rohstoffversorgung den Menschen Vorteile bringt. Heute ist Glencore ein führender Produzent und Vermarkter von Kupfer, Kobalt, Nickel, Zink, Blei und Eisenlegierungen, ist im Energiegeschäft gross in Kraftwerkskohle und Erdöl engagiert, kurz: in mehr als neunzig Rohstoffen, und das mit 145 000 Mitarbeitern rund um die Welt.

Im neuesten CEO-Brief an die Aktionäre skizziert er den Übergang von Glencore zu nachhaltigem Wirtschaften zur Reduktion der CO₂-Emissionen um 40 Prozent bis 2035 und möglichst gegen netto null bis 2050. Sein Nachfolger ist der ebenfalls im Kohlegeschäft gross gewordene Gary Nagle. Einige sehen in Nagle eine Art Kopie Glasenbergs, für Kenner der Firma geht mit dem Weggang des Krampfers und Kämpfers aber endgültig eine Periode zu Ende.

Kosovo soll werden wie die Schweiz

Damit der Frieden gewahrt bleibt, bräuchte das Kosovo einen serbischen Kanton. Leider hat es die Schweiz verpasst, eine solche Lösung zu vermitteln.

Andrija Stojkovic

Es ist erfreulich, wie sachlich und offen Alfred Heer als Gründer der Handelskammer Kosovo–Schweiz die Fakten zur allgemeinen Lage im Kosovo beschreibt (*Weltwoche* Nr. 7/21). Er hebt vor allem die Bedeutung der wirtschaftlichen Entwicklung hervor. Mutig ist dabei seine Aussage, dass es dazu eine Friedenslösung braucht.

Damit bestätigt er die Befürchtungen aller Kritiker der einseitigen Unabhängigkeitserklärung von vor dreizehn Jahren, dass dies keine nachhaltige und eine viel zu verfrühte Entscheidung war. Der weiterhin ungeklärte Status schafft mehr Probleme, als er löst. Als Beispiel kann die Uefa-Mitgliedschaft des Kosovo erwähnt werden, die nur dank eines «Meisterwerks abendländischer Rabulistik» (*FAZ*) überhaupt möglich wurde.

Der ungelöste Status ist dafür verantwortlich, dass viele junge Albaner an eine Ausreise aus dem Kosovo nach Westeuropa denken, notfalls auch mit dem visabefreiten serbischen Pass. Die 200 000 vertriebenen Serben von 1999 denken erst recht nicht daran zurückzukehren. Kfor-Truppen müssen über zwanzig Jahre nach Kriegsende immer noch das serbische Kloster Visoki Decani, erbaut um 1330 nach Christus, beschützen. Die Einwohner serbischer Enklaven im Süden des Kosovo werden bedroht.

Clinton-Statue in Pristina

Wie Heer erläutert, haben die USA mit Militärgewalt Fakten geschaffen. So grüsst heute in Pristina eine winkende Statue des amerikanischen Ex-Präsidenten Bill Clinton, als ob man keine eigene Geschichte hätte. Im Kosovo steht eine der grössten Militärbasen der USA in Europa. Beides kann man als Symbole des modernen Kolonialismus sehen und daher das Kosovo als amerikanisches Protektorat bezeichnen, wie Heer schreibt. Doch ohne diesen Kolonialismus wäre es nie zu einer Unabhängigkeitserklärung gekommen. So gesehen sind die antikolonialistischen Wahlparolen von Wahlsieger Albin Kurti widersprüchlich.

Dass die EU «keine Impulse» setzen kann, liegt auf der Hand. Fünf EU-Staaten erkennen

das Kosovo weiterhin als autonome Provinz innerhalb der staatlichen Souveränität Serbiens an. Spanien kann keine einseitige Abspaltung akzeptieren, sonst würden neue Staaten auf der Iberischen Halbinsel entstehen. Die Uno-Resolution 1244 gilt weiterhin, so dass eine Uno-Mitgliedschaft des Kosovo als Staat nur mit Einverständnis Russlands und Chinas möglich ist, was wiederum in naher Zukunft praktisch ausgeschlossen ist. Viele Staaten haben zudem die Anerkennung des Kosovo zurückgezogen,

Serbisch- und albanischstämmige Soldaten der Schweizer Armee würden die Konferenz beschützen.

so dass dessen Unabhängigkeit von weniger als hundert Staaten anerkannt wird.

Ist eine friedliche Einigung im Interesse der Schutzmächte? Wohl kaum, sonst hätten die Amerikaner auf Ibrahim Rugova und seinen nichtmilitärischen Widerstand vor 25 Jahren gesetzt. Dass ein direktes Abkommen zwischen Albanern und Serben möglich war und ist, sieht man am Beispiel des Bildungsabkommens zwischen Rugova und Slobodan Milosevic von 1996.

Vermutlich auf amerikanischen Druck, der aus geopolitischem Kalkül entstand, folgte die Anerkennung der einseitigen Unabhängigkeitserklärung auch seitens der Schweiz – viel zu früh und entgegen den Gepflogenheiten eines neutralen Landes. Die Öffnung der Archive wird uns mehr Klarheit verschaffen, falls die

Unterlagen nicht «verlorengehen» wie gewisse Beweise oder Zeugen zum Organhandel beim Kriegsverbrechertribunal in Den Haag.

Aber es geht nicht um die Anzahl der Anerkennungen und Aberkennungen; Nordzypern wird nur durch die Türkei als Staat anerkannt und ist trotzdem ein Sondergebiet der EU. Es geht um eine Lösung, bei der beide Seiten am Ende friedlich zusammenleben können. Und bei der ein Szenario wie jüngst in Berg-Karabach oder 1995 in der Krajina in Kroatien verhindert wird. Oder anders gefragt: Was braucht es, dass die Fussballmannschaften des Kosovo und Serbiens miteinander beispielsweise in der Schweiz Fussball spielen können?

Schnellstmöglicher Beitritt zur EU

Eine Friedenskonferenz auf dem Bürgenstock wäre ideal gewesen. Die neutrale Schweiz hätte eine Einigung zwischen Belgrad und Pristina vermittelt, bewacht und beschützt unter anderem von serbisch- und albanischstämmigen Soldaten in Schweizer Armeeuniformen. Doch leider hat es die Schweiz verpasst, sich als lösungsorientierte und unabhängige Seite zu präsentieren.

Was wäre eine mögliche nachhaltige und friedliche Lösung? Vermutlich eine föderative, kantonale Struktur des Kosovo nach Schweizer Vorbild. Mit einem serbischen Kanton im Kosovo, der alle Kirchen und Klostersgüter mit einbeziehen würde. Darin könnten die Interessen der serbischen Bevölkerung gewahrt werden. Im Gegenzug dürfte das Kosovo mit Hilfe Serbiens wohl allen internationalen Organisationen beitreten, auch ohne Uno-Mitgliedschaft.

Der nächste Schritt wäre der schnellstmögliche Beitritt des Kosovo und Serbiens zur EU, in der die Grenzen ohnehin keine grosse Rolle mehr spielen. Alfred Heer könnte sich dann viel einfacher für ein starkes Wirtschaftswachstum im Kosovo einsetzen, und der Handelskammer Kosovo–Schweiz würden auch Serben beitreten.



Andrija Stojkovic, 31, hat serbische Wurzeln im Kosovo, ist Offizier der Schweizer Armee und Ingenieur.

Er wünscht sich grössere Träume

Latin-Sänger Loco Escrito gewann zum dritten Mal den Hauptpreis beim Swiss Music Award. Er rettete den tristen Anlass mit einem feurigen Aufruf zu mehr Lebensfreude.

Roman Zeller

Fast unbemerkt gingen am letzten Freitag die Swiss Music Awards über die Bühne. Einziger Aufreger: die Laudatio in der Königskategorie «Best Hit».

Die Rede für den besten Song des Jahres hielt Slam-Poetin Lara Stoll. Was die 33-Jährige sagte, klang wie das kleine, schwarze Euphonium, mit dem sie die «berühmt-berüchtigten Pop-Akkorde» banalisierte: schief und schräg.

Freud- statt fehlerlos vollführte sie das aus ihrer Sicht viel zu einfache Harmonieschema, auf dem «unzählige Hits» basieren: C-Dur, G-Dur, a-Moll, F-Dur. Die Künstlerin, die im letzten Jahr den Salzburger Stier gewann und nun «offiziell witzigste Frau der Schweiz» ist (SRF), erklärte, dass simple Tonfolgen dann erfolgreich sein können, wenn sie jemand «richtig gut verkauft» und mit «tighten, catchy Lyrics» aufpeppt. Und «einem Auto im Musikvideo».

Stolls Spott endete, indem sie hämisch den Daumen hob und ironisch in die Kamera nickte, als warte sie auf den Witz, den sie zu erzählen versuchte. Dann verkündete sie den Gewinner: Loco Escrito.

Anzug und Kartoffelsack

Der Kolumbianer, der im Zürcher Oberland aufwuchs, trug einen engen Anzug, das weisse Hemd weit aufgeknöpft, dazu Silberketten und eine Sonnenbrille. Anstatt zur Dankesrede setzte er zur Replik an.

Der Star des Abends, der zuvor schon in der Kategorie «Best Male Act» ausgezeichnet wurde, wiederholte mehrfach, er habe in Stolls Rede «Pepp» vermisst. Gewünscht hätte er sich «ein bisschen grösseres Träumen». Das brauche es, um Hits zu schreiben.

Loco Escrito, 31-jährig, gewann die Auszeichnung «Best Hit» zum dritten Mal in Folge. Seine Lieder, die auch im Ausland gehört werden, erreichten Gold- und Platinstatus.

Sein erklärtes Ziel ist eine internationale Karriere. Er träumt vom Latin Grammy und den Billboard Music Awards, Auszeichnungen, die noch kein Schweizer Künstler erhielt.

Verständlicherweise stört ihn, dass Schweizer Künstler so «begrenzt» hingestellt werden,



Neunzig Minuten Rhythmus: Loco Escrito.

wie es Lara Stoll tat. Im nächsten Jahr wünsche er sich eine Rede, die «Freude versprühe», wie seine Musik auch. Es sei dies die Essenz seiner Kunst, sagte er, während Stoll trübselig hinter ihm stand. Sie trug einen Kartoffelsack, den sie sich zu einem Kleid gebunden hatte.

Dass Nicolas Herzig, wie Loco Escrito richtig heisst, direkt und unverblümt sagte, was er dachte, überrascht nicht. Seine Mutter, eine Schweizerin, erklärte einmal, ihr Sohn wollte immer ein bisschen mit dem Kopf durch die Wand.

Sein Vater, ein Kolumbianer, gleicht ihm, wenn es um verrückte, um «loco» Lebenserfahrungen geht. Der Name «Loco Escrito» entstand allerdings erst, als Nicolas Herzig 2004 seine Musikkarriere lancierte.

Noch vor seiner Buchhalterlehre liess er in der Hip-Hop-Band Los Diablos del Cielo (LDDC), zu Deutsch: Teufel des Himmels, sein Talent aufblitzen. Die Lieder, in denen er auf Spanisch rappt, schafften es 2010 bis in die Top fünfzig der Schweizer Charts.

Ein Crew-Mitglied nannte ihn «loco», weil er mit seinem «crazy Rap-Flow» herausstach.

«Loco Escrito», also «verrückt geschrieben», sollte er sich ab 2013 nennen, mit Beginn seiner Solokarriere.

Berühmt wurde er 2015 bei der Castingshow «Die grössten Schweizer Talente». Der Auftritt überzeugte die Jury: Moderator Sven Epiney strahlte, Ex-Miss-Schweiz Christa Rigozzi schnippte im Takt, Trainerlegende Gilbert Gress spürte – wie beim Fussball – neunzig Minuten lang Rhythmus, und DJ Bobo rühmte, er sei «kolumbianisiert».

Scheitern ist keine Option

Seit 2017 landet Loco Escrito Hit um Hit und machte Latin-Musik hierzulande populär. Vor allem Frauen gefällt, wie er lebensfroh und gefühlsbetont singt. Seine Lieder sind die Schweizer Antwort auf «Despacito», den Latin-Ohrwurm von 2017.

Wie fast alle Latin-Lieder handeln auch diejenigen von Loco Escrito von Liebe, Beziehungen, Herzschmerz. Auf die Gefühle und die Kernaussage kommt er jeweils im Refrain ab Sekunde dreissig. «Man muss schnell wissen, worum es geht.»

«Alter misst du nicht in Jahren, sondern in Erfahrungen», lautet sein Lebensmotto. Er singt, was er erlebt, um authentisch zu sein. Musikproduzenten beeindruckten dabei der Tiefgang in seinen Texten und die Zweideutigkeit, die in der Schweiz einzigartig sei.

Nicolas Herzig überlässt nichts dem Zufall: Seine Arbeitstage ziehen sich bis in die Nacht hinein, von sich und seinem Team fordert er den ungebändigten Arbeitseifer. Er sagt: «Ich bin unglücklich, wenn wir etwas vernachlässigt haben.» Scheitern ist für ihn keine Option.

Sein Produkt, Loco Escrito, ist sein Baby, dafür mache er alles. Sein Leben ist die Musik und seine Familie. Herzig hat eine vierjährige Tochter, mit der er gleich nach den Swiss Music Awards ins Wallis in die Skiferien fuhr.

Ob er seine beiden Auszeichnungen gefeiert habe, wollte eine Journalistin vor der Abreise noch wissen. Er sagte: «Ich feiere, indem ich weiterarbeite – solche Erfolge machen mir Bock, gleich weiterzumachen.»

Schuldenbremser darf nicht mehr

Der Ökonom Lars Feld muss aus politischen Gründen aus dem Sachverständigenrat austreten. Er ist ein Gegner von lockerer Finanzpolitik und ein Kenner der Schweiz.

Beat Gygi

Deutschland rückt einen kleinen Schritt weiter in Richtung Staatswirtschaft. Ende vergangene Woche hatte der in Freiburg i.Br. tätige Ökonom Lars Feld seinen letzten Arbeitstag als Mitglied – und jüngst Vorsitzender – des deutschen Sachverständigenrats zur Begutachtung der gesamtwirtschaftlichen Entwicklung (SVR). Höchstwahrscheinlich wird erst nach den Bundestagswahlen im Herbst entschieden, wer an seiner Stelle in dieses prestigeträchtige Gremium der fünf «Wirtschaftsweisen» gelangen wird. Aber dass ein Typ wie der liberal orientierte Wirtschaftswissenschaftler und Ordnungsökonom Feld jetzt abtritt, gilt bereits als politische Akzentverschiebung – herbeigeführt durch die deutsche Regierung, die für die Ernennungen zuständig ist.

Das Ganze ist politisch; die linke Seite der Regierung mit Finanzminister Olaf Scholz (SPD) wollte Felds Mandat nach zwei Fünfjahresamtszeiten nicht mehr verlängern und setzte sich damit gegen den bürgerlichen Regierungsteil durch, der an Feld festhalten wollte. Wirtschaftsminister Peter Altmaier (CDU) brachte dies bei Felds Verabschiedung am Freitag denn auch zum Ausdruck und sagte, er bedaure den Verlust für den Sachverständigenrat wie auch für die Finanz- und Wirtschaftspolitik Deutschlands. Man verliere einen ordnungspolitischen Kompass und kritischen Begleiter.

Meistern der Corona-Krise

Feld zählt zu den bekanntesten und profiliertesten Finanzwissenschaftlern im deutschen Sprachraum und ist eine Art Gegenpol zu den zahlreichen Ökonomen, die jetzt zum ungehemmten Schuldenmachen aufrufen, zur lockeren Erhöhung der Staatsausgaben und zu öffentlichen Investitionen auf Pump, weil das bei Nullzinsen ja praktisch kostenlos möglich und zum Überwinden der Corona-Krise geradezu ein Patentrezept sei. Feld warnt vor dem Glauben an trügerische Stimulierungsversprechen, er sieht die ökonomischen und politischen Zusammenhänge nüchterner. Für ihn sind Budgetbegrenzungen nicht einfach elastische Fäden. Als er 2011 in den SVR kam, erhielt er in Zei-



«Ich wäre gerne noch dabeigebblieben»: Wirtschaftsprofessor Feld.

tungen bereits damals den Titel «Schuldenbremser», und seither haben das Thema und Felds Einfluss noch an Bedeutung gewonnen. Wie nimmt er den Regierungsentscheid nun hin? «Eine dritte Amtsperiode im Sachverständigenrat ist die Ausnahme, sicher», sagt der 54-jährige Feld im Gespräch, «zehn Jahre sind lang, die Arbeitsbelastung ist gross, und frisches Blut tut immer gut. Aber ich wäre gerne noch dabeigebblieben, vor allem weil die Finanzpolitik jetzt vor besonderen Herausforderungen steht.» Die Stabilisierung der öffentlichen Finanzen sei seit langem eines der wichtigsten Themen des Sachverständigenrats: «Wir haben durchgängig die Konsolidierungspolitik der Bundesregierung begleitet und geholfen, der Schuldenbremse sozusagen Leben einzuhauchen», sagt er.

Diese Spielregeln seien in der Finanzpolitik mittlerweile gut etabliert, aber jetzt komme die zweite Phase, die Corona-Krise, in der es darum gehe, die Spielräume der Schulden-

bremse geschickt zu nutzen, so dass die Staatsausgaben nicht zu knausrig ausfallen und eine Erholung der Wirtschaft fördern. Später jedoch müsse man dann wieder den Weg zurück zum Schuldenabbau finden – das wäre seine Linie, die er als Berater der Regierung gerne fortgesetzt hätte.

Seine Karriere geht jedoch weit über die eines «Schuldenbremsers» hinaus. 1966 in Saarbrücken geboren, machte er da ein Studium in Volkswirtschaftslehre und anschliessend eine Dissertation an der Universität St. Gallen (1999). Prägend für seine Karriere waren unter anderem die Erfahrungen mit menschlichen Verhaltensweisen, die er in seinem Nebenjob als Pflegehelfer in Psychiatrieabteilungen gesammelt hatte, und dann vor allem auch die Zusammenarbeit mit seinen akademischen Lehrern, den in Finanzwissenschaft und politischer Ökonomie engagierten Wissenschaftlern Werner W. Pommerehne, der früh verstarb, sowie Gebhard Kirchgässner in St. Gallen.

Feld kennt die Schweiz gut, nicht nur, weil er hier wohnte und arbeitete oder rege mit der Gruppe des in Zürich tätigen Ökonomieprofessors Bruno S. Frey verkehrte. Seine Dissertation schrieb er zum Thema «Steuerwettbewerb und seine Auswirkungen auf Allokation und Distribution – Eine empirische Analyse für die Schweiz». Ein anderes Buch

«Wirtschaftlich war es der längste Aufschwung der Nachkriegsgeschichte.»

von 1999, an dem er beteiligt war, heisst «Die direkte Demokratie. Modern, erfolgreich, entwicklungs- und exportfähig». Er habilitierte sich in St. Gallen im Jahr 2002.

Dann zog er ein paarmal um – mit Kindern und einer Ärztin als Ehefrau nicht immer eine einfache Sache. 2002 bis 2006 war er Professor an der Universität Marburg, bis 2010 dann an der Universität Heidelberg, und seither ist er Professor für Wirtschaftspolitik und Ordnungsökonomik an der Albert-Ludwigs-

Universität Freiburg und zugleich Direktor des Walter-Eucken-Instituts – in jenem Haus in Freiburg, in dem auch der Ordnungsökonom Eucken gearbeitet und gewohnt hatte.

Die Schweizer Verbindung bleibt solid. 2017 erhielt Feld von der Universität Luzern den Ehrendoktor. Mit seinem Kollegen Christoph Schaltegger von der Uni Luzern, der in der Schweiz als «Professor Schuldenbremse» gilt, hat er zu Föderalismus, direkter Demokratie, Finanzausgleich und Steuersystem mehrere Publikationen verfasst. Und zum Föderalismus sagte Feld der *Weltwoche* vor gut zwei Jahren: «Wer sich mit Föderalismus befasst, etwa mit der Beziehung zwischen Bund und Ländern, der muss zwingend die Schweiz anschauen. Sonst vernachlässigt er auf unverzeihliche Weise das, was es an Zusammenhängen zu analysieren gilt.»

Welche Erfolge erlebte er in seiner Sachverständigenrats-Zeit eigentlich? «Wirtschaftlich war es der längste Aufschwung der Nachkriegsgeschichte nach dem Wiederaufbau der 1950er Jahre», bemerkt er. «Nicht, dass wir gross etwas dafür getan hätten, aber gerade daraus ergab sich für uns eine spezielle Aufgabe.» Wenn es lange Zeit gut laufe, müsse man besonders aufpassen. «Wir haben permanent gewarnt vor Leichtfertigkeit, für etliche Politiker bis zum Überdross.»



Gut aufgenommen habe die Regierung das Sachverständigen-Gutachten vom Sommer 2019 zur Klimapolitik, in dem eine marktwirtschaftliche CO₂-Politik umrissen wurde. Der Sachverständigenrat erstellt jedes Jahr einen etwa 400 Seiten dicken Bericht und übergibt ihn der Regierung; nicht immer wird er genau gelesen.

Und Misserfolge? «Wir schafften es mehrmals nicht, Schädliches zu verhindern.» So habe man die Regierung nicht davon abbringen können,

mit der neuen Grundrente und vorher mit der Mütterrente sowie dem Rentenalter 63 für langjährig Versicherte die Rentenversicherung derart zu belasten, so dass diese aus den Fugen geraten werde. Ein andermal habe sich der Rat massiv, aber erfolglos gegen die Einführung des Mindestlohns gewehrt. Einem ordoliberalen Ökonomen tue das weh.

Wo die Unterstützung stimmt

Aber der Ordoliberalismus, wie er im Deutschland der Nachkriegszeit gegenwärtig war, ist heute doch ohnehin völlig in der Defensive. «Keineswegs», sagt Feld, «die moderne Form aus der politischen Ökonomie heisst doch, dass Wirtschaftspolitik an bestimmte Regeln gebunden wird.» Und für diese Sicht sehe er in der Politik weiterhin eine erstaunliche Unterstützung. Klar, die politische Ökonomie sei seit der Finanzkrise von 2009 zurückgedrängt worden. «Vorher waren viele der Ansicht, die Finanzmärkte seien einigermaßen effizient und würden vieles regeln», sagt Feld. Dieser Glaube sei dann durch die Staatseingriffe geschwächt worden – und jetzt in der Corona-Krise noch weiter, jedenfalls in Deutschland. Klar, die Bindung an Regeln sei nicht so attraktiv zu verkaufen wie der Interventionismus, aber da nicht nachzulassen, sei Teil seiner Karriere.

FREIHEIT HOCH DOSIERT.

DIE NEUE INDIAN CHIEF.

Freiheit ist mehr, als die offene Strasse und Wind im Gesicht. Frei von Ballast, von allem, was einschränkt und ablenkt vom Wesentlichen: einfach unterwegs zu sein. Vor 100 Jahren hat die Indian Chief mit ihrer Zuverlässigkeit und dem legendären V-Twin im Loopframe den Grundstein für diese uramerikanische Motorradkultur gelegt. Mit den gleichen Eigenschaften führt sie die neue Chief weiter: klassischer Doppelschleifenrahmen, tiefe Sitzposition, mächtiger 116er-Thunderstroke (1890 ccm) mit 88 PS (66 kW) und 162 Nm. Natürlich luftgekühlt. Alte Schule also, trotzdem mit all den Technologien, die man wirklich haben möchte – nur ohne sie zu sehen. Z. B. das 101-Millimeter-Touchscreen-Rundinstrument. Mit Ride-Command, Turn-by-turn-Navigation und Connectivity.

Entdecke sie selbst und baue dir mit dem Konfigurator deine eigene Chief:

INDIANMOTORCYCLE.CH



Fairness für Einsiedeln

Die Fasnacht im Klosterdorf war der Skandal der Saison.

Inzwischen ist klar: Es gab kaum Ansteckungen bei dem närrischen Treiben.

Roman Zeller

Vor zwei Wochen zogen über tausend Menschen durch die Strassen Einsiedelns. Für Alteingesessene ist die Fasnacht *das* Ereignis im Jahr. Viele geben eine Woche Ferien her, um vom schmutzigen Donnerstag bis zum Aschermittwoch die fünfte Jahreszeit zu feiern.

In diesem Jahr beschränkte sich das Spektakel wegen Corona auf den Sühudi-Umzug am Güdelmontag. Dieser Umzug, mit Verkleideten und Maskierten, sei am Morgen «wie immer» gewesen, erinnern sich Fasnächtler; die Pöbeleien am Abend, die der *Blick* zu «Strassenschlachten» hochstilisierte, hingegen «wie noch nie».

Unüblich war auch der Ton der Berichterstattung: Die Rede war von einer «Guerilla-Fasnacht» (*Watson*). Sogar Westschweizer und Tessiner Zeitungen schrieben darüber.

Die Schweizer Mediendatenbank zählt über vierhundert Einträge zu dem Ereignis. Sie ähneln sich in ihrem kritischen bis empörten Ton.

In Luzern, wo das Fest ausblieb, klagte man: «Fasnacht trotz Pandemie – in Schwyz fehlt jegliche Einsicht». In Basel, wo der Morgenstraich wiederholt ins Wasser fiel, sprach man doppeldeutig von den «Narren von Einsiedeln».

Auch in Einsiedeln war Kritik zu hören. Die Polizei büsste rund hundert Personen mit hundert Franken. «Wir sind enttäuscht von unserer Bevölkerung», sagte ihr Sprecher.

Ins gleiche Horn blies die Leiterin des Spitals Einsiedeln. Eine Massenansteckung, wie sie der Kanton Schwyz schon im Herbst erlebt hatte, drohe nun. Die *NZZ am Sonntag* lieferte die passende Schlagzeile dazu: «Der grosse Ausbruch».

«Oberlehrer Pfister»

Die Fasnacht verteidigend, warf sich Alois Gmür in die Schusslinie. Der CVP-Nationalrat betreibt in Einsiedeln eine Bierbrauerei. Vor der *20 Minuten*-Kamera sprach der 66-Jährige über ein Virus, das die Menschen eben auch befallen: das Fasnachtvirus.

Während sich hinter ihm Fasnächtler tummeln, rechtfertigte er den ansteckenden Brauch. In der Innerschweiz könne man die Fasnacht nicht verbieten, «das ist nicht möglich». Und die Schweiz, fügte er an, werde deswegen nicht untergehen – «auch wenn Abstände nicht überall eingehalten werden».

Für Gmür waren die über tausend Menschen und die geringen Abstände ohne Schutzmasken halb so wild. Von einer «erhöhten Ansteckungs-

Wie das Fest ausfällt, weiss keiner. Die althergebrachte Losung lautet: Jeder macht, was er will.

gefahr», die Medienschaffende ausmachten, wollte er nichts wissen: «Draussen sind die Aerosole kein Problem», entgegnete er.

Auf die widerspenstigen Worte folgte der Tadel vom Chef. CVP-Präsident Gerhard Pfister rügte, das Verhalten Gmürs widerspreche dem, was «man der Bevölkerung in Corona-Zeiten leider vorschreiben muss».

Gmürs Konter: «Es ist ja klar, dass Gerhard Pfister nun den Oberlehrer macht.» Die Fasnacht, erklärte er weiter, sei schon immer dazu benutzt worden, aufmüpfig zu sein – gegenüber «denen da oben».

Der Fasnachtsumzug, so erzählen es Einsiedler, findet seit der Pest im 14. Jahrhundert statt. Ganz ohne Organisation habe sich der Brauch über die Jahrhunderte etabliert.



„In diesem Testament wurde alles perfekt geregelt...“

Dem urigen Fasnachtstreiben haftet etwas Aufwässiges an. Wie das Fest ausfällt, weiss keiner. Die althergebrachte Losung lautet: Jeder macht, was er will. Sicher ist einzig, dass dem Volksfest in seiner jahrhundertealten Geschichte noch nie so viel Aufmerksamkeit zuteilwurde wie in diesem Jahr. «Habt ihr noch nicht genug geschrieben?», fragte ein Bewohner aus Einsiedeln, bevor er das Telefon auflegte.

Mittlerweile sind zwei Wochen seit dem Ereignis vergangen. Lagen die Journalisten und Politiker richtig, so hat sich das Coronavirus in dieser Zeit bemerkbar verbreiten müssen. Wie aber ist die Lage?

Neun Infizierte im ganzen Bezirk

Wir erreichen Alois Gmür telefonisch. «Es hat sich überhaupt nichts von dem bewahrheitet, was all die Besserwisser prophezeit hatten», sagt er. In seinem Umfeld kenne er niemanden, der sich angesteckt habe.

Seine Tochter, die sich als Hexe verkleidete, sei kerngesund, ebenso seine Frau. Diese habe dem närrischen Treiben aus ihrem – damals noch geschlossenen – Schmuckladen zugehört.

Tatsächlich waren im Bezirk Einsiedeln am Montag, als die «Guerilla-Fasnacht» stattfand, zwölf Corona-Infizierte registriert. Heute sind es neun (Stand: 1. März).

Hinzu kommt: Die positiven Corona-Tests nahmen im gesamten Kanton Schwyz ab, wie Roland Wespi auf Anfrage schreibt. Der Vorsteher des Amtes für Gesundheit und Soziales des Kantons Schwyz nennt eine Positivitätsrate von unter fünf Prozent. Und er fügt hinzu: «Die Situation in den Spitälern hat sich bezüglich der hohen Belegung verbessert.» Die drei Spitäler im Kanton bestätigen, es sei zu «keiner Steigerung» von Covid-Patienten auf den Intensivstationen gekommen.

Gmür sieht die Einsiedler Fasnacht als Argument dafür, weitere Öffnungen – wie etwa Terrassen – vorzunehmen. Für ihn bestätige sich, dass man sich an der frischen Luft nicht oder nur mit geringfügiger Wahrscheinlichkeit anstecke. Er sagt: «Es wäre schön, wenn das zur Kenntnis genommen würde.»

HERODOT



Joe Biden steht vor einer Unzahl von Herausforderungen. Neben Corona und den daraus folgenden wirtschaftlichen und finanzpolitischen Problemen stellt ihn die Regenbogenkoalition seiner Demokraten aussen- und innenpolitisch vor grosse Dilemmas.

Den Nahen Osten haben die USA in den letzten zwanzig Jahren mit der desaströsen, wenn auch jeweils entgegengesetzten Politik der Regierungen Bush jun., Obama und Trump in ein unbeschreibliches Chaos und Elend gestürzt. Biden scheint mit Augenmass vieles besser machen zu wollen, aber die Herausforderungen sind kolossal. Israel hat sich unter Netanjahu von den Demokraten entfremdet. Traditionell verbündete Regime in Ägypten, der Türkei und Saudi-Arabien sind mit ihrer menschenverachtenden Innen- und (im Falle der beiden letzteren) mit aggressiver Aussenpolitik vielen Demokraten ein Gräuel. Der Kongress zwingt den Präsidenten zum Teil auch gesetzlich zu einer härteren Gangart gegenüber diesen Staaten. So musste er den Bericht der Geheimdienste veröffentlichen, welcher den saudischen Kronprinzen klar für die Ermordung des Journalisten Jamal Kashoggi verantwortlich macht.

Zudem wollen die Demokraten das Atomabkommen mit dem Iran wieder in Kraft setzen, nachdem Trumps Vertragsbruch und Sanktionspolitik sich als kontraproduktiv erwiesen haben. Dies könnte die USA zusätzlich von den erwähnten Alliierten entfremden, namentlich von Israel und Saudi-Arabien. Während Netanjahu gewohnt arrogant trotz, erklären sich die drei muslimischen Staaten zu Reformen bereit, wel-

che die USA gnädig stimmen sollen. Man darf indes bezweifeln, dass diese Reformen nachhaltig sein werden, denn sie würden wohl diese Regime gefährden. Der Iran versucht die USA mit Provokationen unter Zugzwang zu setzen. Die sich abzeichnende Richtung der neuen US-Nahostpolitik scheint vernünftig und auch aus europäischer Sicht begrüssenswert. Man kann nur den Atem anhalten und Bidens erfahrenerem und kompetentem aussenpolitischem Team viel Erfolg wünschen. Aufatmen wird man in Nahost noch länger nicht können.

Innenpolitisch sind die USA gespalten wie seit dem Bürgerkrieg nicht mehr. Biden verdankt seine Wahl derselben Koalition von

Auf der politisch korrekten Seite der Gesellschaft übertrifft man sich mit immer absurderen Forderungen.

Minderheiten und mehrheitlich gebildeten, jungen und weiblichen Weissen, die ihn schon zusammen mit Obama zum Vizepräsidenten gewählt hatte. Jene Wahl Obamas mit einer Minderheit der weissen Stimmen war der Ursprung dieser Spaltung, die sich dann besonders deutlich mit Donald Trump manifestierte. In breiten Kreisen blieb es durchaus salonfähig, Michelle Obama als «Äffin auf Stöckelschuhen» zu bezeichnen. Afroamerikaner wie George Floyd werden von Polizisten wegen eines Bagatelldelikts noch immer mutwillig und oft ungestraft umgebracht. Biden steht entsprechend unter Druck, hier Gegensteuer zu geben. Die Überwindung oft unbewusster Vorurteile erreicht man indes nur, indem man die Leute, die solche hegen, überzeugt und für sich gewinnt, nicht mit dem Brechstein. Auf

der politisch korrekten Seite der Gesellschaft übertrifft man sich stattdessen mit immer absurderen Forderungen, um die Ungleichheiten zwischen Menschen verschiedener Hautfarbe zu überwinden.

Jüngstes Beispiel aus der politisch korrekten Giftküche ist eine Weisung des Erziehungsdepartements des linksliberalen Staates Oregon an der Pazifikküste. Im Bestreben, die «Rassendiskriminierung im Mathematikunterricht» zu überwinden, sollen Lehrer künftig mehr als eine Antwort auf mathematische Fragen als richtig akzeptieren. «Das Konzept rein objektiver Mathematik ist zweifelsohne falsch», heisst es in den Richtlinien für eine Ausrichtung des Mathematikunterrichts auf die Bedürfnisse der mehrsprachigen, schwarzen und «Latino»-Schüler in der 6. bis 8. Klasse. Als Ursache von deren schlechten Mathematikkenntnissen wird weisser Überlegenheitsdünkel (*supremacy*) bei den Mathematiklehrern ausgemacht.

Klarsichtige Afroamerikaner erkennen in derartigen Ansätzen eine Fortsetzung des weissen Überlegenheitsdenkens auf vermeintlich politisch-korrekte Art und eine andere Form der Diskriminierung. Indem Benachteiligten suggeriert wird, sie könnten nur reüssieren, wenn man die Anforderungen für sie absenkt, zementiert man im Grunde ein Minderwertigkeitsgefühl und verbaut den Benachteiligten den sozialen Aufstieg. Ein negatives Beispiel für diese Politik ist unser Kanton Basel-Stadt, der die höchste Maturaquote und die schlechtesten Pisa-Resultate aufweist.

Herodot ist ein der Redaktion bekannter Weltreisender, seit Jahrzehnten wissenschaftlich und politisch tätig, u. a. für die Uno.

Ohne Mut kann es keine Freiheit geben

Ich veröffentlichte 2005 die berüchtigten Mohammed-Karikaturen. Seither lebe ich mit Polizeischutz. Wie steht es heute um die Diskussionskultur in Europa?

Flemming Rose

Vor fünfzehn Jahren stand ich im Mittelpunkt einer globalen Debatte über Meinungsfreiheit und das Recht, satirische Karikaturen von religiösen Figuren und Symbolen zu veröffentlichen. Als Kulturredaktor der dänischen Tageszeitung *Jyllands-Posten* bestellte ich im Herbst 2005 bei Mitgliedern des dänischen Karikaturistenverbands Zeichnungen des Propheten Mohammed – unser Beitrag zu einer Debatte über Selbstzensur in Dänemark und Westeuropa beim Umgang mit dem Islam in Büchern, Museen, Medien, Theatern und so weiter. Auslöser meiner Initiative war die Veröffentlichung eines Kinderbuchs über das Leben des Propheten Mohammed. Mehrere verängstigte Illustratoren hatten es abgelehnt, an dem Buch mitzuarbeiten, und der Illustrator, der sich auf die Sache einliess, verlangte Anonymität, weil er ebenfalls Angst hatte – was eine Form von Selbstzensur ist.

Paradoxe Situation

Fünfundzwanzig aktive Verbandsmitglieder reichten schliesslich zwölf Zeichnungen ein, die am 30. September 2005 in *Jyllands-Posten* veröffentlicht wurden. Vier Monate später, im Januar/Februar 2006, brach eine weltweite Kontroverse aus. In einigen muslimischen Ländern fanden gewaltsame Demonstrationen statt. In Syrien, im Libanon und im Iran wurden dänische Botschaften angegriffen und in Brand gesetzt. In Nigeria kamen fast 150 Menschen ums Leben. Zwei Jahre später wurden in Pakistan bei einem Angriff von al-Qaida auf die dänische Botschaft mehrere Menschen getötet – aus Rache für die Karikaturen. Das alles ist lange her, aber ich und einige andere Leute, die damals mit den Karikaturen zu tun hatten, stehen nach wie vor unter Polizeischutz, obwohl Dänemark eines der friedlichsten Länder der Welt ist.

Die Fragen, die damals so heftige Erschütterungen auslösten, sind nach wie vor aktuell: In welchem Verhältnis stehen Freiheit



Proteststurm: Autor Rose.

und Gleichheit? Was heisst Toleranz? Was ist der Unterschied zwischen Worten und Taten, und warum spielt das eine Rolle? Warum ist es das Individuum, das Menschenrechte genießt, und nicht Kulturen oder Religionen, und warum ist der Einzelne die wichtigste Minderheit, die in jeder Gesellschaft geschützt werden muss?

Was die Meinungsfreiheit angeht, so haben wir es heutzutage mit einem Paradox zu tun: Dank Smartphone und digitaler Technologie können mehr Menschen denn je ihre Stimme erheben und in einem nie dagewesenen Umfang ihre Gedanken und Vorstellungen kommunizieren. Das ist ein grosser Gewinn für die Meinungsfreiheit.

Andererseits wird die Meinungsfreiheit wie nie zuvor eingeschränkt. Think-Tanks und Organisationen, die aufmerksam verfolgen, wie es mit der Meinungsfreiheit in der Welt bestellt

ist, beobachten, dass sich die Lage in den letzten zehn Jahren kontinuierlich verschlechtert hat. Regierungen verhängen immer neue Einschränkungen. Diese Entwicklung ist nicht nur in autoritären Staaten wie China, der Türkei und Russland zu beobachten, sondern auch in traditionell liberalen Demokratien in Nordamerika und Europa.

Verschiedene Massstäbe

Das gilt auch für Privatunternehmen. Internet-Giganten wie Facebook, Instagram, Twitter und Google, die eine neue Öffentlichkeit konstituieren, löschen alljährlich Abermillionen Posts, deren Inhalte angeblich gegen ihre Richtlinien verstossen. Allein Facebook hat im vierten Quartal 2020 knapp 27 Millionen sogenannte *hate speech*-Inhalte gelöscht.

Seit die Signatarstaaten des Internationalen Pakts über bürgerliche und politische Rechte (1966) und des Uno-Abkommens zur Beseitigung jeder Form von Rassendiskriminierung (1969) die entsprechenden Gesetze einführen mussten, hat sich immer wieder gezeigt, wie schwer Hassrede zu definieren ist. Was der eine als *hate speech* empfindet,

ist für andere Lyrik, beziehungsweise der Glaube des einen ist für Angehörige einer anderen Religion Blasphemie. Als Vorsitzende des Uno-Ausschusses für Menschenrechte warnte Eleanor Roosevelt davor, dass das Verbot von *hate speech* ein Geschenk für Diktatoren sein könne. Ihre Befürchtung erwies sich als prophetisch. Autoritäre Regierungen stützen sich gern auf einschlägige Verbote von *hate speech* (und Falschinformation), um auf diese Weise oppositionelle Stimmen zu unterdrücken.

Wenn digitale Plattformen die Meinungsfreiheit einschränken, ist das streng genommen natürlich nicht Zensur, denn als Privatunternehmen können sie, anders als Regierungen, frei entscheiden, welche Kommentare auf ihren Seiten zugelassen sind und welche nicht. Klar ist jedoch, dass dies einen grossen Einfluss darauf

hat, wie es mit der Meinungsfreiheit in der Welt tatsächlich bestellt ist.

Im vergangenen Jahr untersuchte der dänische Think-Tank Justitia die Facebook-Seiten von fünf dänischen Medienhäusern. Von allen gelöschten Kommentaren verstiessen nur 1,1 Prozent gegen geltendes Recht, das heisst, fast 99 Prozent der gelöschten Inhalte waren zulässige Meinungsäusserungen.

Wie gesagt, wir haben es mit einem Paradox zu tun. Die Menschen können sich in nie dagewesener Weise frei äussern, und gleichzeitig wird die Meinungsfreiheit immer weiter eingeschränkt. Bei näherer Betrachtung ist die Sache vielleicht nicht so paradox: Die beiden Trends haben miteinander zu tun, bedingen einander, insofern die zunehmende Einschränkung der Meinungsfreiheit eine Folge der Explosion der Online-Kommentare ist und Regierungen und Eliten damit die Möglichkeit haben, die Kräfte zu kontrollieren, die infolge des Zusammenbruchs der alten Hierarchien freigesetzt wurden.

Das ist eine beispiellose Entwicklung, aber die Erfindung des Buchdrucks im 15. Jahrhundert kann als lehrreiche Analogie dienen. Im 16. und 17. Jahrhundert führte die Verbreitung der Druckerpresse zu einer wahren Flut von Fake

Der Mensch ist nicht von Natur aus tolerant, ganz im Gegenteil.

News, wilden Verschwörungstheorien und Endzeitfantasien. Schriften religiöser Fanatiker wurden ebenso gedruckt wie wissenschaftliche Erkenntnisse. In den ersten hundert Jahren nach Gutenberg wurden dank der Druckerpresse ebenso viele Lügen und falsche Informationen wie aufgeklärte Wahrheiten verbreitet.

Die kirchlichen und weltlichen Autoritäten gerieten in Panik und errichteten eine drakonische Zensur – denken wir nur an den berühmten «Index librorum prohibitorum» der katholischen Kirche. Das hatte katastrophale Auswirkungen. Wer sich nicht der Druckerpresse bediente, geriet ins Hintertreffen. Wie sich mit der Zeit herausstellte, war es viel wichtiger, die Vorteile der neuen Technik zu nutzen, als sich vor den potenziellen Nachteilen zu schützen.

Wäre im 16. Jahrhundert eine Meinungsumfrage durchgeführt worden mit der Frage: «Hat die Druckerpresse eher Gutes oder eher Schlechtes bewirkt?», hätten die meisten Menschen die Druckerpresse höchstwahrscheinlich als Ursache von Krieg, Chaos und Unruhen verdammt. Heute würden wohl die meisten Menschen ausgesprochen positiv reagieren.

Was hat sich seit der Veröffentlichung der Mohammed-Karikaturen geändert, und was habe ich gelernt? Ich bin der Auffassung, dass die Meinungsfreiheit in unserer Kultur zu-

nehmend gefährdet ist. Immer mehr Menschen sehen die Meinungsfreiheit nicht als Fundament der liberalen Demokratie. Ihnen sind andere Werte wichtig – ein Leben in Sicherheit, Gesundheit, Respekt und das Recht, nicht beleidigt zu werden.

Sicherheit als höchstes Gut

Meinungsfreiheit ist naturgemäss immer gefährdet. Meinungsfreiheit ist ein radikales Konzept. Mir war das vor fünfzehn Jahren nicht klar. Ich habe naiverweise geglaubt, dass die Menschen bereit sind, für Meinungsfreiheit einzutreten, auch wenn das mit gewissen Risiken verbunden ist, und dass sie protestieren, wenn mit Drohungen und Gewalt gegen unpopuläre Meinungen vorgegangen wird. Ich habe nicht verstanden, dass Meinungsfreiheit der menschlichen Natur zuwiderläuft, dass wir Meinungen und Stimmen, die uns missfallen, instinktiv zum Schweigen bringen wollen. Der Mensch ist nicht von Natur aus tolerant, ganz im Gegenteil. Toleranz ist die Fähigkeit, mit verabscheuenswürdigem Ideen und Meinungen zu leben, sie nicht zu verbieten oder mit Drohungen, Einschüchterung oder Gewalt zu unterdrücken. Toleranz und Meinungsfreiheit sind also nicht Natur, sondern Kultur und Pflege. Beide müssen sorgfältig kultiviert werden, sonst verkümmern sie.

Ronald Reagan sagte einmal: «Freiheit ist immer nur eine Generation von Auslöschung entfernt. Sie steckt unseren Kindern nicht im Blut. Freiheit muss erkämpft, beschützt und weitergegeben werden, und unsere Kinder müssen das ebenso tun, sonst werden wir eines Tages in hohem Alter unseren Kindern und Enkelkindern erzählen, wie das Leben in den Vereinigten Staaten einst war, als die Menschen frei waren.»

Im Kern der kulturellen Verwerfung, die die Meinungsfreiheit bedroht, steht die Vorstellung vom Menschen als einem vulnerablen und fragilen Geschöpf. Das bedeutet, dass Sicherheit das allerhöchste Gut ist. Es bedeutet auch, dass die Menschen nicht mehr bereit sind, etwas zu riskieren, obwohl sozialer Fortschritt und Innovation nicht ohne Risiken zu haben sind. Das könnte damit zu tun haben, dass wir gesünder und materiell besser ausgestattet sind und länger und friedlicher leben als unsere Vorfahren.

Die absolute Priorisierung von Sicherheit, die in der gegenwärtigen Pandemie zu beobachten ist, kann die Meinungsfreiheit nur schwächen. Der Schlüssel zur Freiheit ist Mut. Ohne Mut kann es keine Freiheit geben.

Der amerikanische Verleger, Diplomat und Gründervater Benjamin Franklin hat einmal gesagt: Wer Freiheit aufgibt, um vorübergehend etwas Sicherheit zu gewinnen, hat weder Freiheit noch Sicherheit verdient. Für viele Europäer dürfte das extrem klingen, aber jedes Mal, wenn wir ein Stückchen Freiheit gegen Sicherheit eintauschen (wie etwa in der gegenwärtigen Situation), können wir sicher sein, dass wir weniger Freiheit haben, aber wir können nicht sicher sein, dass wir mehr Sicherheit haben werden. Daran sollten wir denken, wenn demnächst wieder ein Politiker oder eine andere öffentliche Figur ein Problem als Frage von Leben oder Tod bezeichnet.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Flemming Rose ist ein dänischer Journalist und Autor. Er war Redaktor der Tageszeitung *Jyllands-Posten*. Sein Buch «The Tyranny of Silence. How One Cartoon Ignited a Global Debate on the Future of Free Speech» wurde vom *Economist* zu einem der Bücher des Jahres 2014 gekürt.

FOKUSKMU

Die Sendung für Wirtschaft & Gesellschaft

Lockdown bringt KMU ans Limit

Ab Montag, 8. März, täglich um 17.25 Uhr auf



und ab Montag, 15. März, täglich um 17.25 Uhr auf



www.fokus-kmu.tv



Gesponsert von



Taschenspielertrick bei Intensivbetten

Die nationale Covid-Task-Force geht strategisch vor, um die Zahl der Infektionsopfer in den Intensivbetten möglichst hoch zu halten. Ihre Expertengruppe für klinische Pflege hat angeregt, bei der Meldung von Covid-Patienten an das Informations- und Einsatzsystem (IES) des sanitätsdienstlichen Koordinationsgremiums «klare Regeln zu definieren». Und so hat die Schweizerische Gesellschaft für Intensivmedizin mit dem Kernstab des sanitätsdienstlichen Koordinationsgremiums entschieden, «dass jeder mit Covid-19-Diagnose eintretende Patient während seines gesamten Aufenthalts auf der Intensivstation immer als solcher an das IES gemeldet werden soll, selbst wenn seine Isolation in der Zwischenzeit aufgehoben wird».

Diese Anordnung an die Spitäler lässt aufhorchen. Denn sie will mit anderen Worten besagen: Intensivpatienten, welche die Isolation verlassen dürfen und Corona-frei sind, werden weiterhin als Covid-Patienten in den Intensivbetten geführt. Je nachdem, ob sie auch an Vorerkrankungen leiden, kann die Intensivpflege für sie durchaus noch länger andauern. Was – wie gewünscht – die statistische Dramatik erheblich verschärfen könnte.

Dies hat insofern weitgehende Konsequenzen, als Bund und Kantone ihre milliardenteuren, tief ins Alltags- und Erwerbsleben der Bevölkerung eingreifenden Massnahmen hauptsächlich aufgrund der Covid-Intensiv-Spitalbelegung beschliessen. Doch manche dort ausgewiesene Covid-Infizierte sind in Wirklichkeit nicht mehr in diesem Status.

Das Schreiben vom 12. Februar richtete sich an die Spitäler und an die Gesundheitsdirektionen. Werden hier nicht die statistischen Covid-Spielregeln während der Pandemie geändert, um mehr Covid-Patienten zu produzieren? Nein, entgegnet Armeesprecher Stefan Hofer, es gehe hier einzig darum, «einige Eingabefehler zu korrigieren». Grundsätzlich solle ein Patient mit einer Covid-Diagnose in der Statistik auch als solcher geführt werden – und zwar «ohne Abhängigkeit zur Isolations-/Quarantänedauer».

Doch damit müssen sich die Verantwortlichen von Task-Force, Intensivmedizin und Koordination des Militärsanitätsdienstes den Vorwurf gefallen lassen, mit einem Zahlentrick die Covid-Intensiv-Hospitalisierungen künstlich hoch zu halten.

Christoph Mörgele

Für Seele und Leib

Der vor hundert Jahren geborene und 2017 verstorbene Kurt Marti kann uns gerade jetzt Trost und Richtung geben.

Matthias Gockel

Der Schweizer Protestantismus feiert in diesen Wochen den Berner Pfarrer, Schriftsteller und helvetischen Sozialisten Kurt Marti, der am 31. Januar 1921 geboren wurde. Marti zählt mit Friedrich Dürrenmatt und Max Frisch zu den Grossen der Schweizer Literatur des 20. Jahrhunderts. Das bedeutet: Er eckte an, theologisch, politisch und poetisch. Der Deutschlandfunk sprach wenige Monate nach seinem Tod am 11. Februar 2017 von einem «Querdenker, der viele genervt hat». Am bekanntesten sind Kurt Martis Gedichte. Auch seine kurzen Texte verdienen Beachtung. Einer davon stammt aus dem Jahr 1976 und trägt den Titel «Für eine Welt ohne Angst». Er beginnt mit einem Vers aus dem Johannes-Evangelium: «Und das Wort ward Fleisch und wohnte unter uns, und wir schauten seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit, wie sie der einzige Sohn von seinem Vater hat, voll Gnade und Wahrheit» (Joh 1, 14).

Marti bemerkt, dass dieses Wort oft im Zusammenhang mit Weihnachten zitiert wird, obwohl es sich eigentlich auf den erwachsenen Jesus bezieht, auf den Mann aus Galiläa, eine umstrittene Figur des öffentlichen Lebens, der schliesslich in Jerusalem vor Gericht gestellt, zum Tode verurteilt und hingerichtet wurde. Marti berichtet, er habe lange nachgedacht, wie man die Person Jesu in einem Satz fassen könnte. Schliesslich sei ihm diese Formulierung in

den Sinn gekommen: «Jesus hat gelebt und gewirkt für eine Welt ohne Angst.»

Gibt es eine schönere Formulierung für unsere heutige Zeit? Weltweit befinden sich Menschen seit einem Jahr in einem Zustand von Angst und Verunsicherung. Täglich müssen wir mit einer aufpeitschend-alarmierenden Medienberichterstattung und mit der Last weitreichender Restriktionen fertig werden. Als Beruhigungsspiel wurde von Beginn an die Impfung angeboten und mit geradezu messianischen Erwartungen überfrachtet. Zu welcher merkwürdigen Blüten dies führt, konnte man vor kurzem in einer Basler Kirchenzeitung lesen: «Gemeinsam mit allen Gutwilligen und moderat Denkenden warten und hoffen wir auf das Licht am Ende des Tunnels, das aufgeschienen ist um die Weihnachtszeit: Für die Herzen ist dies die Geburt des Heilands; für die Körper die kommenden Impfmöglichkeiten.»

Mit oder ohne Impfung

Damit wird die Bedeutung der Person Jesu mit der Hoffnung auf eine Welt ohne Angst dem «Herzen», also dem inneren Menschen, zugeordnet – der körperliche Rest, virusanfällig und sterblich, wird der Medizin überlassen. Mit dieser Zweiteilung kommen Religion und Medizin einander nicht ins Gehege. Doch was wird dann aus der neuen Welt, für die Jesus gelebt und gewirkt hat? Ist sie eine Gemeinschaft nur für die «Herzen»? Aber unsere Herzen sind ohne unsere Körper weder vorstellbar noch lebensfähig. Das Wort des Evangeliums (die «gute Nachricht») gilt für Seele und Leib. Es ermutigt uns: Fürchtet euch nicht! Übertragen in die heutige Zeit: Begegnet allen Menschen mit Offenheit, betrachtet sie als Geschöpfe Gottes und nicht als «Gefährder» oder «Gefährdete». (Welches Menschenbild steht hinter solchen Begriffen?) Ignoriert kurzlebige Prognosen und richtet eure Hoffnung auf eine Welt ohne Angst, die alle Menschen umfasst, ob mit oder ohne Impfung – Gott sei Dank!

Matthias Gockel, Ph.D., ist wissenschaftlicher Mitarbeiter in einem Projekt des Schweizerischen Nationalfonds an der Theologischen Fakultät der Universität Basel.



„Wohl noch nie was von einem Winter-einbruch gehört?!...“

Doppelspitze oder: Es geht ums Ganze

Die Antifa schreitet voran, mit ruhig-festem Schritt.



Es war keine Überraschung, dass beim Online-Parteitag der Linken zwei Frauen an die Spitze der Partei gewählt wurden: Janine Wissler, Fraktionsvorsitzende im Hessischen Landtag, und Susanne Hennig-Wellsow, Fraktionsvorsitzende im Landtag von Thüringen. Es gab zwar anstandshalber auch zwei männliche Kandidaten, aber die waren dermassen unwichtig und aussichtslos, dass sie in der Berichterstattung rund um den Parteitag nicht einmal erwähnt wurden. Alles drehte sich um die beiden Frauen, die schon vor ihrer Wahl als «designiert» galten, wobei die eine dem «linken Flügel» zugerechnet wird, die andere dagegen als «Pragmatikerin» gilt. Weswegen auch immer.

Die «linke» Hessin Janine Wissler sagte in ihrer «Bewerbungsrede»: «Von diesem Parteitag sollte ein Signal des Aufbruchs ausgehen, es geht nicht nur um ein grösseres Stück vom Kuchen, es geht um die Bäckerei, es geht ums Ganze.» Ums Ganze geht es auch der «pragmatischen» Thüringerin Susanne Hennig-Wellsow, die sich in ihrer Rede einen vielsagenden freudschen Versprecher leistete: «Ich werbe dafür, dass wir die CDU/CSU aus der Bundesrepublik ..., aus der Bundesregierung vertreiben. Aus dem einfachen Grund, dass es für alle Menschen in diesem Land mit uns viel zu gewinnen gibt ...»

Es muss daran erinnert werden, dass es die Vorsitzende der Linken-Fraktion im Thüringer Landtag war, die dem am 5. Februar 2020 zum Ministerpräsidenten gewählten FDP-Abgeordneten Thomas Kemmerich einen Blumenstrauß vor die Füße warf, weil er sich auch mit den Stimmen der Alternative für Deutschland wählen liess. Nachdem die Bundeskanzlerin

diese Wahl als einen «Fehler» bezeichnet hatte, der «rückgängig gemacht» werden müsse, wurde neu gewählt, mit dem Ergebnis, dass Thüringen von einem in sich und seine Phrasen verliebten Ministerpräsidenten aus den Reihen der Linken regiert wird, der bis heute daran festhält, die DDR sei weder ein Rechtsstaat noch ein Unrechtsstaat gewesen, denn «Unrechtsstaat» sei ein «nicht justiziabler Begriff».

So rächt es sich mit über dreissig Jahren Verspätung, dass nach dem «Beitritt» der DDR zur Bundesrepublik versäumt wurde, die staatstragende Partei der DDR zu einer kriminellen Vereinigung zu erklären, was wiederum dazu führte, dass die SED sich mehrmals häuten, ihr beachtliches Vermögen retten und in die Rolle einer demokratischen Partei schlüpfen konnte, die heute in zehn von sechzehn Landtagen vertreten und in drei Ländern (Berlin, Bremen, Thüringen) an der Regierung beteiligt ist. Ihre Funktionsträger machen kein Geheimnis daraus, dass sie gerne nach der kommenden Bundestagswahl auf der Regierungsbank Platz nehmen möchten, egal, mit oder neben wem. Das Comeback einer Truppe, die vierzig Jahre lang die eigene Bevölkerung drangsaliert hat, ist eine bemerkenswerte Leistung, ein weiterer Beleg dafür, dass die Deutschen ein vergessliches Volk sind.

Man kann die «Wiedergutwerdung» der SED in Gestalt der Linken auch als Folge der Verwahrlosung der politischen Sitten sehen. Versager wie Verkehrsminister Andreas Scheuer, Gesundheitsminister Jens Spahn oder Digitalministerin Dorothee Bär treten nicht zurück. Und wenn ein SPD-Nachwuchspolitiker und Mitglied im erweiterten Landesvorstand der Berliner SPD auf

Twitter darüber fantasiert, wie «hilfreich» es sein könnte, ein «Vermieterschwein» zu erschiessen, und was für eine «klammheimliche Freude» er verspüren würde, «sollte jeff bezos eines tages unerwartet den folgen einer sprengstoffverletzung erliegen», gibt er zwar hinterher seine «Funktionen» innerhalb der Partei auf, muss aber nicht befürchten, aus der Partei ausgeschlossen zu werden – wie es Thilo Sarrazin widerfuhr.

Gewaltexzesse und Aufrufe zur Gewalt werden danach beurteilt, von wem sie ausgehen und gegen wen sie sich richten. Wird ein AfD-Stand auf dem Marktplatz einer Kleinstadt in Baden-Württemberg von «15 bis 20 Menschen» überfallen, welche die Polizei «der Antifa-Szene» zuordnet, wobei ein «AfD-Mitglied zu Boden gerissen und geschlagen wird», muss das Opfer der Aktion «mit einem Rettungswagen ins Krankenhaus gebracht» werden; die öffentliche Empörung über den Vorfall hält sich in engen Grenzen. Die DPA meldet, «fünf Beteiligte im Alter zwischen 18 und 25 Jahren seien vorläufig festgenommen und befragt worden». Dabei bleibt es.

Es hat ja keinen Unschuldigen erwischt. Wer «rechte» Positionen öffentlich vertritt, geht damit ein Risiko ein, für das er haften muss. Die Vertreter der «demokratischen Parteien» raffen sich bestenfalls dazu auf, «Gewalt als solche» zu verurteilen, die «kein Mittel der Auseinandersetzung» sein darf; es geht ihnen jedes Verständnis dafür ab, dass sich die Wut der Antifa-Schlägertrupps gegen sie, die «demokratische Mitte», richten wird, sobald die AfD keine Rolle mehr im politischen Leben spielt. Die Antifa schreitet voran, mit ruhig-festem Schritt.

Hydra der Macht

Nr. 8 – «Wir brauchen sieben neue Bundesräte»
Editorial von Roger Köppel

Was in dieser Corona-Krise weltweit geschieht, ist eine Schande für die Medizin, eine Schande für die Wissenschaft, ist eine Schande für Politik und Medien, es ist eine Schande und ein fürchterlicher Schaden für die ganze Menschheit. Wir sind mitten im global verhängnisvollsten Kunstfehler in der Geschichte der Medizin. Noch nie in der Menschheitsgeschichte hat die Medizin ihren obersten Grundsatz – «primum non nocere» (Zuallererst nicht schaden!) – in so schändlicher Weise verletzt. Covid-19 ist eine Krankheit, gefährlicher als manch andere Krankheit und ungefährlicher als viele, viele andere Krankheiten und Gefahren, die unser Leben bedrohen. Liebe Kolleginnen und Kollegen, Ärzte, die ihr für eure Patienten von der Geburt bis zu ihrem Tod mitten im Leben steht, die ihr doch über Leben, Krankheit und Tod Bescheid wisst, macht endlich diesem ruinösen Irrsinn, macht endlich diesem Test- und Maskerade-, diesem unärztlichen Laboranten- und monomanischen Virologen-Spuk, der sich in Medien und Politik, in die ganze Menschheit gefressen hat, ein Ende! Entreisen wir der Hydra ihre angemasste Macht, jagen wir sie zurück in ihre der realen Welt entrückte Unterwelt, in der sie durch ihr langes Mikroskoprohr nur ihr Ein und Alles, ihr tödliches Corona-Virus sieht. Nur wahre Medizin, nur vernünftige Ärzte können diese globale Tragödie noch beenden. *Dr. Hans Renner, Innsbruck (A)*

Sämtliche Grundrechte sind den Bewohnern der Schweiz wieder zuzugestehen ab Mitte 2021, selbstverständlich auch die freie Berufsausübung. Diese Grundrechte – ich denke, die

«glorreichen Sieben» haben da etwas falsch verstanden – stehen den Bürgern zu und müssen nicht durch Wohlverhalten verdient werden! Sie, Herr Köppel, und Ihre National- und Ständeratskollegen haben bis Ende März Zeit, das Gesetz so – im mindesten, vielleicht haben Sie noch griffige Ergänzungen – zu verabschieden. Ich zähle auf Ihre rhetorische Durchsetzungskraft und Fantasie der Allianzbildung. *Daniel Rüegg, Goldach*

Wir haben zurzeit eine Diktatur, die mit Polizeigewalt durchgesetzt wird. Ähnlich wie in China. Als Schweizer Bürger hätte ich mir so einen Verrat an der Bevölkerung niemals vorstellen können. Vermutlich ist es bereits zu spät, diesen Machtmenschen mit ihrem Irrglauben den Schweizer Weg der persönlichen Freiheiten aufzuzeigen. *Hans Tiefenauer, Grafstal*

Geist des Spiessertums

Nr. 7 – «Links wie nie»
Christoph Mörgeli über das Schweizer Fernsehen

Links, wo sich einst Progressive und Bewegte zusammenfanden, weht heute der verengende Geist eines neuen Spiessertums. *Hans Keller, Wiesendangen*

Verkehrte Welt

Nr. 7 – «Schatzkammer der Menschheit»
Editorial von Roger Köppel

Was für eine Welt: Politiker erklären uns die Medizin, Mediziner verstecken sich hinter Politikern, Anwälte stehen für Gerechtigkeit ein, und Journalisten erklären uns die Bibel. Die letzten zwei Attribute würde ich eigentlich den Christen zuschreiben, deren Auftrag es ist, «das Salz der Erde» und «das Licht der Welt» zu sein.

Egal, es war dennoch das Beste, was ich seit langem über die Bibel gelesen habe.

Monika Weibel, Merzligen

Arme Frustrierte

Nr. 8 – «Mehr Gin als Gym»
Zeki Bulgurcu über geschlossene Fitnesscenter

Das Theater um die «arme Jugend», die frustriert ist, nicht auf Partys gehen und mit dem *Flugi* in der Welt herumjetten kann, geht mir (75) langsam auf den Wecker. Wir Alten ertragen die Situation problemlos. In unserer Jugend waren wir froh, wenn irgendwer in der Nachbarschaft ein Telefon hatte oder warmes Wasser vorhanden war, eine Toilettenspülung oder nur ein Velo. Wenn zwar für einen Wintermantel monatelang gespart werden musste, aber wenigstens ein zweites Paar Schuhe da war. Oder wenn jeder beim Essen eine ganze Wurst bekam. Ferien? Auf dem Bauernhof beim Onkel! Inklusive Mithilfe bei der Arbeit. Und meine Mutter wusste bis in die fünfziger Jahre nichts von Luxus. Das war ein unbekanntes Wort! Was, wenn die Zeiten für die Jungen härter werden? Oh, die armen Frustrierten!

Peter W. Müller, Wettingen

«Nid schlächt»

Nr. 7 – «Wir Schweizer»
Jean-Martin Büttner über die Seele des Landes

Ich möchte jubeln, klatschen, kreischen. Aber als Schweizer vom Stamm der Berner sage ich: «Nid schlächt ...» *Cary Steinmann, Montreux*

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



Peter Gotti (1932–2021)
Philippe Jaccottet (1925–2021)



Unerwarteter Aufstieg: Mafioso Gotti (links).

Der Mafia, zumal ihrer amerikanischen Variante, haftet stets auch eine bestimmte Aura an – von Nervenkitzel, Eleganz und mitunter gar einer gewissen Coolness. John Gotti etwa, der legendäre *capo di tutti capi* des New Yorker Gambino-Clans, stand Pate für gleich mehrere Filme. «Dapper Don», den schicken Don, nannte man ihn wegen seiner teuren Anzüge, und «Teflon-Don», weil lange Zeit kein Vorwurf, keine Klage an ihm haften blieb.

Sein Bruder Peter Gotti hingegen war das genaue Gegenteil. Er kleidete sich eher nachlässig, und weil er von Geburt an auf einem Auge blind war, hielt man ihn auch nicht für besonders hell im Kopf. Sein wenig schmeicheltender Spitzname war «The dumbest Don», der dümmste Don – und nicht erst, seit er sich bei seinem offiziellen Job für die Stadtreinigung den Kopf an einem Müllwagen gestossen hatte. Da habe ja nicht viel kaputtgehen können, witzelte man über ihm.

Vor allem aber fehlte ihm, was für die Arbeit in einem Mafia-Clan entscheidend war: Kälte, Rücksichtslosigkeit und Brutalität. «Er war einfach zu nett», meinte einer seiner alten Mitstreiter. Peter Gotti war der Beweis dafür, dass das Leben eines Mafia-Dons nicht aus Glamour, Glanz und Glücksspiel besteht.

John, der Ältere, übertrug ihm anfangs denn auch nur Handlangerdienste in der Organisation. Er trieb Schutzgelder ein, chauffierte seinen Bruder und die anderen *capi* durch die Stadt

und führte den «Bergin Hunt and Fish Club», einen Treffpunkt der Mafiosi in New York.

Doch als John und andere Führerfiguren des Clans zu langjährigen Freiheitsstrafen verurteilt wurden, schlug die Stunde des schwarzen Schafs der Familie. Gänzlich unerwartet stieg er in der Hierarchie auf und übernahm nach Johns Tod 2002 die Führung der Gambinos.

Lang konnte er sich des neuen Titels freilich nicht erfreuen. Nur wenige Monate später wurde Anklage gegen ihn wegen Geldwäsche, Erpressung und Anstiftung zum Mord erhoben. Weil Peter die Teflon-Beschichtung seines Bruders fehlte, folgte das Urteil auf dem Fuss: knapp dreissig Jahre Haft. Bitter bemerkte er im Gerichtssaal: «Gottis lassen sich leicht schuldig sprechen. Es reicht der Nachname.»

Zu den juristischen Problemen gesellten sich persönliche. Während des Verfahrens wurde ein langjähriges Verhältnis zu einer Freundin publik. Als die Sache an die Öffentlichkeit gelangte, beging die Geliebte Selbstmord, seine Ehefrau reichte die Scheidung ein.

Jahrelang versuchte Peter, aus Gesundheitsgründen vorzeitig aus der Haft entlassen zu werden, da ihn im Alter gleich mehrere Krankheiten plagten. Sein grösster Wunsch war es, nicht wie sein Bruder hinter Gittern zu sterben. Es war ihm nicht vergönnt. Sein Entlassungstermin wäre im Jahr 2032 gewesen.

Wolfgang Koydl

Kurz vor meinem Fortgehen aus Raum und Zeit» beobachtete Philippe Jaccottet in Grignan, Frankreich, ein Rotkehlchen. Er beschrieb die Szene im Garten, «meiner vielleicht einzigen Heimat», in seiner Altersprosa: «Vielleicht habe ich mich nie so wirklich gefühlt in einer so wirklichen Welt wie in jenen Tagen.»

Jetzt hat er sie verlassen. Mit dem in Moudon geborenen Philippe Jaccottet starb der letzte der grossen Poeten, die nach dem Zweiten Weltkrieg die französischsprachige Lyrik erneuerten. In den fünfziger Jahren hatte sich der Waadtländer im Département Drôme niedergelassen. Er übersetzte Homer und vermittelte deutsche Dichter – Rilke, Musil – nach Frankreich.

Jaccottet wurde als erster Schweizer Dichter zu Lebzeiten in die *bibliothèque de la Pléiade*, die französische Klassiker-Buchreihe, aufgenommen. Er hat die begehrtesten Lyrikpreise bekommen. Vielfach ist sein Gesamtwerk geehrt worden. Drei weitere Bändchen von ihm wurden gerade angekündigt.

Die französischen Zeitungen haben seinen Tod auf den Titelseiten gemeldet. Mit Philippe Jaccottet scheint die Gattung zu sterben. Wer wird in Zukunft Gedichte und kurze Prosa lesen? Vielleicht der letzte, jedenfalls ein grosser Poet ist von uns gegangen – in seinem 96. Lebensjahr. Er geht mit den Klassikerweihen des Literaturbetriebs, der ihn längst in die Unsterblichkeit verklärt hat. Zurückgezogen, der unwirklichen Welt entrückt, schrieb und lebte Philippe Jaccottet in seiner eigenen Nachwelt, in die er sich vergangene Woche «aus Raum und Zeit» verabschiedet hat. Wohin auch immer.

Jürg Altwegg



«Raum und Zeit»: Dichter Jaccottet.

Überflüssige Spitäler

Man sollte die Zukunft des Gesundheitswesens nicht auf Corona ausrichten.



Pandemiesorgen lenken jetzt in etlichen Branchen von grundlegenden Problemen ab und verschleppen deren Lösung. Besonders anfällig ist der Gesundheitssektor. Da werden hartnäckige Mängel überdeckt durch Corona-Komplikationen, die kurzfristig die Aufmerksamkeit auf sich ziehen.

Aber die alten Probleme sind nicht verschwunden, sie geben jetzt einfach nicht gerade zu reden. Wer diskutiert heute noch ernsthaft über die Spital-Überkapazitäten, die 2019 ein grosses Thema waren? Fast vergessen ist die Kritik, die damals die Experten umtrieb. «Etwa ein Viertel der Gesundheitsausgaben ist Verschwendung», hiess es, nur sei unklar, wo genau das Geld versickere, welche Leistungen überflüssig seien. Im Gesundheitssektor geht es um einen Jahresumsatz von gut 80 Milliarden Franken, Verschwendung wäre teuer.

Trotz Ablenkung durch die Pandemie hat Annamaria Müller, Verwaltungsratspräsidentin des Freiburger Spitals HFR, an diese Pendenzen erinnert. Sie sagte kürzlich auf dem Portal *Medinside*: «Ein Drittel aller Spitäler in der Schweiz ist überflüssig.» Aber stimmen denn die Warnungen nicht, die man seit letztem Jahr sonst immer hört, wonach die Spitäler am Anschlag seien? Ja, hat die Corona-Krise nicht gerade gezeigt, dass die frühere Sicht falsch ist?

Nein. Müller bekräftigt: Man könne die Zukunft des Gesundheitswesens nicht auf den Corona-Ausnahmestand ausrichten. Es sei zum Beispiel völlig ungewiss, ob bei einer künftigen Pandemie wiederum Lungenprobleme und Beatmungsgeräte im Zentrum stünden oder ob es eventuell um gastrointestinale Be-

schwerden gehen werde. Es kommt hinzu, dass Interessengruppen, die vor gut einem Jahr noch unter Druck standen, ihre Kosten zu senken, jetzt der Kritik zu entweichen versuchen.

Berufsorganisationen und Spitäler gehen etwa bei der Zertifizierung von Intensivbetten so vor, dass der Eindruck von Knappheit entsteht. Die Ärzte und das Pflegepersonal wehren sich mit Verweis auf die Spitzen mit hoher Auslastung gegen Rationalisierungsmassnahmen sowie für bessere Bezahlung. Jeder Berufsstand sucht seine Stellung zu festigen für die Zeit nach Corona, was das Gesundheitswesen wahrscheinlich noch teurer machen wird.

Die wichtigsten Akteure im Gesundheitswesen sind die Kantone, also die Gesundheitsdirektoren. Die Kantone sind heute bei den Spitalern Aufseher, Auftraggeber, oft auch Eigentümer und Betreiber in einem. Solange das nicht geändert wird, solange die Spitäler nicht freier werden, ist auch keine Verbesserung des Preis-Leistungs-Verhältnisses zu erwarten. Aber die Kantone sind jetzt mit ganz anderem beschäftigt – und die Stimmung in der Politik ist zurzeit erst recht so, dass man lieber unrentable Betriebe mit Steuergeld unterstützt, als unpopuläre Änderungen einzuleiten.

Sieht so Inflation aus?

Kommt Inflation, wann kommt sie? Wie sieht sie aus? Das beschäftigt viele, da immer mehr Geld gedruckt wird, das in eine Wirtschaft fliesst, die wegen der Corona-Krise Produktionsausfälle erlitten hat. Mehr Geld trifft auf weniger Güter, was heisst das für die Preise? Viele glauben trotz allem nicht daran,

dass sich in den Märkten des normalen Alltagsgebrauchs gefährliche Preisspiralen nach oben entwickeln werden. Aber aufgepasst, es gibt Signale in diese Richtung.

Im Baumaterialhandel haben Händler soeben Briefe über Preisanpassungen auf den 1. April an die Kunden verschickt. Betroffen sind Sortimente auf breiter Front. Beispiele: Polyurethan-Platten und Kunststoffrohre: plus 12 Prozent; Metallprofile: plus 9 Prozent; Vliese und Gewebe: plus 5 Prozent; eine lange Liste weiterer Artikel: plus 4 Prozent. Und das ist einer von mehreren Preissteigerungsschritten.

Die Begründung des Lieferanten: Wegen der Pandemie gab es Produktionsrückgänge, die nicht so rasch aufgeholt wurden, so dass jetzt ein knappes Angebot auf eine starke Nachfrage trifft. Preisaufschläge werden kurzfristig rollend angepasst, den Kunden wird von langfristigen Verpflichtungen mit festen Preiszusagen abgeraten. Ist das schon eine Spirale?

VW gegen Tesla

Im Aktienkurs des Autobauers Tesla stecken enorme Erwartungen mit Blick auf künftiges Gewinnwachstum: Anleger zahlen mehr als das Hundertfache des erwarteten Gewinns 2021. Da muss Tesla nachher noch viel nachliefern. Bei VW ist es nur das Siebenfache. Aus dieser Sicht traut man VW viel weniger zu als Tesla. Aber wie sieht es aus bei den Investoren von Unternehmensanleihen, Bonds? Für die bis 2025 laufende Tesla-Anleihe verlangen sie 4,4 Prozent Zins. Bei VW nur 0,45 Prozent für die bis 2026 laufenden Papiere. Diese Investoren trauen VW viel mehr als Tesla. Zwei Sichtweisen.

LITERATUR UND KUNST

Daft Punk: Das fast schon opernhafte Finale eines Welterfolgs.
Thomas Würdehoff, Seite 71

Herausgegeben von Daniel Weber



Frisch verliebt.

Salvador Dalí, **Die Beständigkeit der Erinnerung**, 1931 — Wir wissen nicht, ob die Zeit endlich ist. Vor 13,8 Milliarden Jahren soll sie aus einer Singularität heraus explodiert sein und sich zur Herrscherin über alles entfaltet haben. Aber wo war sie zuvor? Dass sie einfach nicht da war, scheint wenig plausibel. Wer oder was sonst hätte der Singularität zu verstehen geben sollen, dass es an der Zeit wäre für ihren Urknall? Zeit war wohl schon immer präsent, und schon immer ist unendlich. Universen kommen und gehen wahrscheinlich, und nur die Zeit ist das einzig wirklich Beständige in den endlosen Weiten des unendlichen Nebels allen Seins. Sicher ist, dass unsere

Zeit endlich ist, wobei niemand wissen kann, ob wir nicht doch dem Rhythmus von Reinkarnationen unterworfen sind oder ob unsere Seelen sich tatsächlich ebenso in Nichts auflösen wie unsere Körper. Oder ob sie nicht doch treiben für immer im unaufhörlichen Strom der Zeit. Wirklich tröstlich ist das nicht, weil wir auf jeden Fall so ausgelöscht werden, dass die Verbindung zu unseren Seelen und eventuellen früheren Dasein ebenfalls das Zeitliche segnet.

So ist der Tod des Menschen das Ende seiner Zeit, die er in seinen ersten Jahren nicht wahrnimmt, die er später beschleunigen möchte, dann einfrieren, später verlängern und deren

Ende er, erst ganz zum Schluss, vielleicht herbeisehnt, weil die Gravitation seiner Vergänglichkeit sein eigenes Raum-Zeit-Kontinuum so gekrümmt hat, dass er nur noch implodieren möchte.

Als Salvador Dalí (1904 bis 1989) sein wohl bekanntestes Bild malte, war er frisch verliebt, in dieser Phase der Aneinanderreihung scheinbar zeitloser Momente, in denen das Werden mit dem Vergehen tanzt und noch nicht kämpft. Dann kommt die Zeit zurück, und das ist immer ein klein wenig sterben. Nur in der Erinnerung wird alles zu einem Stückchen beständiger Zeitlosigkeit, das wir halbwegs über die Zeit retten können. *Michael Bahnerth*

Tiger-Schrei

Honoré de Balzac und die Drastik der realistischen Romane.

Hans Ulrich Gumbrecht

Honoré de Balzac: Verlorene Illusionen.

Hanser. 960 S., Fr. 49.–

Glanz und Elend der Kurtisanen.

Henricus. 244 S., Fr. 26.90

Nach gut tausend Seiten Lektüre entlang von zwei der bekanntesten Balzac-Romane, den «*Illusions perdues*» und den «*Splendeurs et misères des courtisanes*,» die das Schicksal von Lucien de Rubempré erzählen, einem ehrgeizigen jungen Mann aus Angoulême in Südwestfrankreich, erwartet den Leser eine schockierende Szene. An Naivität und Opportunismus bei dem Versuch gescheitert, in Paris zum berühmten Dichter aufzusteigen, war Lucien in die provinzielle Heimat geflüchtet und wollte Hand an sich legen, weil er seine Schwester und ihren Mann mit drei gefälschten Schuldscheinen finanziell ruiniert hatte.

Doch ein spanischer Abt, hinter dem sich der verurteilte Kriminelle Jacques Collin in seiner Rolle als Bankier Vautrin verbirgt, bringt Lucien ins Leben und in die Hauptstadt zurück mit dem Versprechen auf Erfüllung seiner Träume, das an eine Bedingung geknüpft ist: Lucien muss jegliche Anweisungen Collins blind befolgen. Und der neue Anlauf zur Eroberung von Paris verläuft reibungslos nach Plan, bis Lucien verhaftet wird und unter dem Druck von Verhören die Identität des vermeintlichen Abts preisgibt.

Als Collin vom Gefängnisarzt erfährt, dass sein Schutzbefohlener sich in einer Zelle erhängt hat, reagiert er mit der Intensität eines wilden Tiers: «Nie hat ein Tiger, dem die Jungen geraubt wurden, den indischen Dschungel mit einem so furchtbaren Schrei erschreckt wie Jacques Collin, der gleichsam auf Tigeratzen nach vorne sprang, einen Blick so feurig wie ein Gewitterblitz auf den Arzt warf und dann mit den Worten auf sein Feldbett sank: <Oh, mein Sohn!...>»

An keiner anderen Stelle in Balzacs gigantischem Werk kommen die spezifischen Dimensionen und Wirkungen seines Schreibens zu derart drastischer Intensität zusammen:

das weithergeholte Bild von der Tigermutter, mit dem sich Collins Schmerz in unsere Vorstellung einbrennt; die ebenso unvermeidliche wie unbeantwortbare Frage, aus welcher Bewegung von Leidenschaft solch übermenschlicher Schmerz hervorberechen konnte; und vor allem ein Heraufbeschwören fiktionaler Momente, das nicht bei plausiblen Details aus der Wirklichkeit stehenbleibt, sondern sich – wie bei Homer, Dante oder Shakespeare – mittels extremer Effekte der Sprache zu mythologischen Konturen verdichtet. Dies ist der wahre Schmerz, denken wir, wenn wir auf Collins Tigerschrei stossen.

Gnadenlose Intrigen

Immer wieder überschießt die Kraft von Balzacs Imagination so den vorbewussten Impuls aller realistischen Autoren aus dem 19. Jahrhundert, eine damals um sich greifende Skepsis gegenüber jeder objektiven Erfassung der Welt wahrzunehmen und durchzuarbeiten. Dieser maximalen Herausforderung stellte er

Noch als hochbewunderter Autor war er selbst mit nie endenden Konflikten konfrontiert.

das Projekt einer umfassenden Typologie der Menschheit entgegen, die einerseits den nach 1800 entstehenden Systemen der wissenschaftlichen Zoologie entsprechen sollte und der er andererseits den von Dantes Gedicht über die göttliche Schöpfung abgeleiteten Titel «*La Comédie humaine*» gab.

Als «Sekretär der französischen Gesellschaft», wie er sich gerne nannte, schrieb Honoré de Balzac über das letzte Drittel seines 1850 endenden Lebens in etwa hundert Romanen gegen die Wirklichkeits-Zweifel an, indem er alle zeitgenössischen sozialen Gruppen und Situationen, alle Berufe und alle Regionen innerhalb der komplizierten Architektur seiner Kategorien und Konzepte veranschaulichte. Weil er dabei meist an den Rhythmus regelmässiger Textfortsetzungen in Zeit-

schriften gebunden war, muss Balzac zugleich eine hektische Gegendynamik zu seinem übergreifenden Entwurf gespürt haben, die dessen Einlösung undenkbar machte.

Über 3000 Protagonisten entstanden aus dieser Spannung, und bei den eindrucksvollsten unter ihnen schlägt der typologische Ansatz – wie etwa die Szene von Collins Schmerz – in individuelle Profile von Leidenschaft um. Der Vater Goriot etwa, aus dem nach ihm benannten Roman von 1835, verbringt seine späten Lebensjahre als ärmliche Gestalt in einer Pension der Hauptstadt, da er alle Ersparnisse auf die gesellschaftlichen Fantasien seiner Töchter gesetzt hat, die nicht einmal die Zeit finden, sich von ihm auf dem Sterbebett zu verabschieden. Cousine Bette, eine von Balzacs letzten Titelheldinnen, wird als enttäuschte Jungfer vom Neid auf ihre erfolgreichen Verwandten zu gnadenlosen Intrigen getrieben, die deren Existenz zerstören, ohne dass sie je den Grund für ihren Untergang ahnen.

Die literaturgeschichtliche Forschung hat nachgewiesen, dass die meisten dieser Motive und Episoden ihren Ursprung in Balzacs Leben hatten, und macht so ein Nachdenken über die Frage möglich, warum seine eindrucksvollsten Charaktere Opfer der Gesellschaft sind. Noch als hochbewunderter Autor war er selbst in nie endenden Konflikten mit den Bewegungen konfrontiert, aus denen die bürgerlich-kapitalistische Welt entstand – und die er vergeblich zu seinem Vorteil zu nutzen bemüht war.

Aus bescheidenen Verhältnissen stammend, hatte Balzacs Vater im Umbruch der Französischen Revolution soliden Besitzstand erworben und für den Sohn eine Karriere als Jurist vorgesehen; der jedoch setzte auf seine – zunächst ohne Resonanz bleibende – poetische Begabung und wurde mit dem Entzug aller finanziellen Unterstützung bestraft. Als 1830 eine konstitutionelle Monarchie an die Stelle der absoluten Bourbonenherrschaft trat, entschloss sich Balzac, für die abgelebte «legitimistische» Tradition zu kämpfen. Und selbst die erheblichen Einkünfte seiner Erfolgjahre



Übermenschlicher Schmerz: Meisterdichter Balzac.

investierte er in Unternehmen, die ohne Ausnahme auf den Weg des Scheiterns gerieten.

So hielt der Zwang an, dass er, von starkem Kaffee aufgeputscht, über Nacht die je nächste Schreibverpflichtung einlöse. Dass diese Anstrengung ohne Aussicht auf ein Ende früh seine physische Kraft zu brechen begann, belegen die Gesichtszüge auf einer Fotografie des 42-jährigen Balzac. Noch kurz vor dem Lebensende spielte er mit dem Traum, in der heutigen Ukraine eine Waldregion aufzukaufen und in der Holzverarbeitungsindustrie ein reicher Mann zu werden.

Sein literarischer Durchbruch war Balzac 1833, ein Jahr nach der Intuition vom Gesamtkonzept der «Comédie humaine», mit dem Provinzroman von «Eugénie Grandet» gelungen, der zwei entgegengesetzte Pole der Leidenschaft illustriert. Félix Grandet, Eugé-

nies Vater, hat jede Gelegenheit der Jahre seit 1789 genutzt, um die eigenen Einkünfte als Küfermeister und das beträchtliche Erbe seiner Frau zu einem ungeahnten Vermögen anwachsen zu lassen. Hinter dem Erfolg freilich steht eine monomane Fixierung auf Geld in der Form von Metallstücken, die an Molières «Geizigen» erinnert und also zur Vergangenheit gehört.

Zur Sucht gewordene Leidenschaft

Noch im letzten Augenblick seines Lebens führt diese zur Sucht gewordene Leidenschaft Grandet zu einer verstörenden Geste von Profanierung: «Als der Priester der Pfarrei kam, um ihm das Sterbesakrament zu verabreichen, hellten sich seine Augen, die schon seit einigen Stunden ihr Licht verloren zu haben schienen, zu einem letzten Leuchten auf im Ange-

sicht des Kreuzes, der Kerzen und des silbernen Weihwasserkessels, die er in einer letzten Konzentration anstarrte. Als dann der Geistliche das Kruzifix seinen Lippen annäherte, damit er die Christus-Figur küssen konnte, schnellte er nach vorn, um sie zu ergreifen, und diese letzte Anstrengung kostete ihm das Leben.»

Eugénie, Grandets einzige Tochter, ist beim Tod ihres Vaters eine der damals sprichwörtlichen «Frauen von dreissig Jahren», das hiess: eine Frau nach dem Ende der Jugend, und lebt in Erwartung ihres Vetters Charles, der ihr vor langer Zeit bei einem überstürzten Aufbruch nach Indien ewige Liebe geschworen hatte, um einige Goldstücke – Geburtstagsgeschenke des Vaters Grandet an seine Erbin – in die Hand

Balzacs Prosa strahlt die Kraft und auch die Hast eines von der Geschichte Getriebenen ab.

zu bekommen. Tatsächlich erreicht Eugénie bald ein Brief von Charles, der seine bevorstehende Heirat mit einer Frau aus der höheren Gesellschaft von Paris ankündigt und im Postskriptum Anweisungen für die Erstattung des Werts der Goldstücke per Bankanweisung hinzufügt. So endet auch das Leben der Tochter Grandet mit ihrer Leidenschaft – und dem Entschluss, die ihr verbleibenden Jahrzehnte Werken der Wohlfahrt zu widmen, «ohne ihre Seele im Kontakt mit der Welt zu beschmutzen» und in der wachsenden «Strenge eines alternden Fräuleins aus der Provinz».

Georg Lukács, der bedeutendste Literaturkritiker aus der marxistischen Tradition, hat als «Triumph der realistischen Ästhetik» die Erfahrung gefeiert, dass solche Szenen des Traditionalisten Balzac den Aufstieg des Kapitalismus als neuer sozialer Kraft genauer und anschaulicher vergegenwärtigen als die Werke der kompetentesten – und linientreuesten – Historiker.

Wer sich heute genug Covid-Zeit nimmt, um in Balzacs Romane einzutauchen, der wird eine singular lebhaftere Vergegenwärtigung von Vergangenheit erleben, aber auch die Formel von der «realistischen Ästhetik» anders – und besser – entfalten können als Lukács. Denn Balzacs Prosa strahlt Satz für Satz die Kraft, die Drastik und manchmal auch die Hast eines von der Geschichte Getriebenen ab, die Hektik eines Opfers der Geschichte. Mehr noch als ihre Themen und Helden versetzt uns diese Sprache in die Bewegung einer nicht mehr existierenden Welt.

Hans Ulrich Gumbrecht ist Albert-Guérard-Professor emeritus an der Stanford University. Im Herbst 2021 erscheint bei Reclam der von ihm und René Scheu herausgegebene Band «Zukunft des Staates».

Der Klimafreak

Herbert Cerutti

Bill Gates: Wie wir die Klimakatastrophe verhindern. Aus dem Amerikanischen von Karsten Petersen und Hans-Peter Remmler. Piper. 320 S., Fr. 29.90

Tue Gutes und sprich darüber. Das in der PR-Branche beliebte Motto hat sich Bill Gates, dank Microsoft einer der reichsten Männer der Welt, für sein Engagement zur Klimarettung zu eigen gemacht. Mehr als eine Milliarde Dollar investierte er bereits in technologische Start-ups zur Reduktion der Klimaerwärmung, weitere Milliarden sollen folgen. Mit seinem neuen Buch legt er nun dem breiten Publikum gut verständlich seine Sicht des Problems dar.

Gates liefert eine enorme Fülle an Fakten zur Energienutzung. Wie die seitenlange Liste der Verdankungen am Schluss zeigt, beruht die Gesamtschau auf breitem externem Know-how. Um eine Klimakatastrophe zu verhindern, muss laut Gates die Emission von CO₂ und weiterer Treibhausgasen von heute jährlich 51 Milliarden Tonnen bis 2050 auf null gesenkt werden. «Wir müssen etwas Gigantisches erreichen, das wir noch nie zuvor versucht haben, und das auch viel schneller als alles Vergleichbare, was wir jemals geschafft haben», fasst Gates selbstkritisch seine Vision zusammen.

Und die Risiken?

In der Klimadiskussion steht die Stromversorgung durch erneuerbare Energien wie Solarstrom und Windenergie im Vordergrund. Auf die Stromversorgung entfallen jedoch nur 27 Prozent der Treibhausgasen. Für Gates sind erneuerbare Energien zwar ein wertvoller Beitrag, sie können aber das Klimaproblem bei weitem nicht lösen. Während fossile Energieträger auf einer Fläche von einem Quadratmeter bis zu 10 000 Watt produzieren, sind es bei der Solarenergie höchstens 20 und bei Windturbinen 2 Watt. Erschwerend sind zudem die viel höheren Gestehungskosten, was Gates bei all seinen Vergleichen als Ökozuschlag verrechnet. Nur wenn dieser Zuschlag verschwindet (oder sogar negativ wird, wie im Fall der Wärmepumpen), haben alternative Energietechniken global eine Chance.

Entgegen dem Zeitgeist setzt Gates auch auf die Kernkraft, denn sie ist die einzige CO₂-freie Energiequelle, die zuverlässig und rund um die Uhr Strom liefert. Eine Zukunft, in der wir unsere Stromversorgung zu tragbaren Kosten CO₂-frei machen können, ist für Gates ohne Atomkraft schwer vorstellbar. Dabei ist er sich der Risiken, wie sie sich in Tschernobyl und Fukushima drastisch zeigten, sehr wohl bewusst.



Hoffen auf staatliche Weitsicht: Visionär Gates.

Anstatt auf diese Energiequelle zu verzichten (wie es Deutschland und die Schweiz nach Fukushima aus politischem Opportunismus praktizierten), sollten Sicherheit und Effizienz durch zusätzliche Forschung erhöht werden.

Man habe das Auto trotz vieler Verkehrstoten auch nicht verdammt, sondern durch stabilere Materialien, sicherere Konstruktionen und Entwicklungen wie Sicherheitsgurte und Airbag zu einem wesentlich besseren Vehikel gemacht. Schon 2006 gründete Bill Gates TerraPower und investierte mehrere hundert Millionen Dollar in die Entwicklung eines Laufwellenreaktors (*traveling-wave reactor*), der wenig Atommüll produziert, vollautomatisch läuft, unterirdisch gebaut würde und dank spezieller Konstruktion aus physikalischen Gründen prinzipiell sicher wäre. Der Prototyp soll demnächst in den USA gebaut werden.

Rülpfende und furzende Rinder

Die Emission der Treibhausgasen auf null zu bringen, verlangt neben einer alternativen Stromerzeugung auch massive Veränderungen in der Industrieproduktion, in der Landwirt-

schaft, im Transport und Verkehr sowie beim Kühlen und Heizen, denn hier werden die restlichen 73 Prozent der Emissionen produziert. So entsteht bei der Produktion einer Tonne Zement immer auch eine Tonne CO₂. Eine Mil-

Entgegen dem Zeitgeist setzt Gates auch auf die Kernkraft als einzige CO₂-freie Energiequelle.

liarde Rinder liefern durch das Rülpfen und Furzen von Methan 4 Prozent der globalen Emissionen, das billige und energiereiche Benzin ist nur schwer vom Markt zu verdrängen.

Biokraftstoffe haben in den USA heute noch einen Ökozuschlag von über 100 Prozent. Zwar lässt sich der PW durch E-Mobile ersetzen (was eine höhere Stromproduktion braucht), bei Lastwagen und Flugzeugen ist aber ein Batteriebetrieb aus Gewichtsgründen undenkbar. Die besten Batterien speichern heute 35-mal weniger Energie als eine gleich schwere Menge Benzin oder Kerosin. Um die fossilen Energieträger in Industrie und Verkehr vom Markt zu ver-



drängen, sieht Gates nur die Möglichkeit einer Verteuerung durch eine staatliche CO₂-Steuer, was aber bei der Bevölkerung überall auf grossen Widerstand stossen dürfte.

Sollte sein Klimazielen verfehlt werden, sieht Gates katastrophale Folgen: Hitze, Stürme, Dürren, Fluten, Waldbrände und ein steigender Meeresspiegel würden die Existenz von Millionen Menschen bedrohen, was nicht zuletzt zu massiver Migration aus prekären Regionen der Dritten Welt in weniger betroffene Gegenden führen dürfte. Schon Mitte des Jahrhunderts könnte der Klimawandel ebenso tödlich sein wie heute Covid-19.

Eine Frage aber raube ihm den Schlaf, gesteht Bill Gates: Was können wir tun, um den Klimaveränderungen zu begegnen, die sich schon heute abzeichnen? Und vor allem: Wie können wir den Ärmsten der Welt helfen, die am meisten zu verlieren haben, aber am wenigsten am Problem schuld sind? Notwendig sind bereits jetzt Anpassungen. So finanziert die Bill & Melinda Gates Foundation umfangreiche Forschungsarbeiten etwa für Maissorten, die Trockenheit besser ertragen oder «Tauch-

reis», der selbst eine zwei Wochen dauernde Überflutung übersteht.

Anpassen muss sich auch das Wachstumsverhalten der Grossstädte, die heute vielerorts an der Küste oder im Tiefland in Überschwemmungsgebieten liegen. Ein steigender Meeresspiegel dürfte Hunderte von Millionen Menschen aus ihren Häusern vertreiben. Eine bessere Stadtplanung, der Bau von Schutzdämmen oder das Pflanzen von Mangrovenwäldern als Wellenbrechern können die Not etwas lindern.

Um die Herkulesarbeit der CO₂-Reduktion zu stemmen, braucht es laut Gates ein sehr starkes politisches Engagement. Wie bei der Reduktion der Luftverschmutzung müsse auch das Klimaproblem durch neue Vorschriften und Gesetze auf allen amtlichen Stufen angegangen werden. Dass ausgerechnet er nach mehr Staat rufe, findet selbst Gates ironisch. Denn in den Anfangszeiten seiner Microsoft habe die Regierung mit Kartellverfahren und anderen Hürden dem Weg zum Erfolg eher im Weg gestanden.

Mehr als optimistisch

Auch solle der US-Staat seinen Aufwand für Forschung und Entwicklung sauberer Energien in den nächsten zehn Jahren verfünffachen. Heute fliessen jährlich 7 Milliarden Dollar in die öffentliche Forschung – ein Klacks, denn allein für Benzin geben die Amerikaner monatlich mehr als dreimal so viel aus. Dass Gates angesichts der derzeitigen Animositäten in der US-Politik auf staatliche Weitsicht in der noch vagen Klimaproblematik hofft, ist mehr als optimistisch.

Ein Makel an der vorliegenden Klimaschau von Bill Gates sei nicht verschwiegen: Sein Szenario beruht auf der Prämisse, ohne Elimination der Treibhausgase erwärme sich das Klima bis 2050 um bis zu 3 Grad Celsius und bis 2100 um 4 bis 8 Grad. Ein solcher Anstieg berücksichtigt lediglich den Klimateffekt der Treibhausgase. Es gibt jedoch eine umfangreiche Forschung, die zahlreiche zusätzliche klimarelevante Effekte kennt.

So haben kürzlich Fritz Vahrenholt und Sebastian Lüning in «Unerwünschte Wahrheiten – Was Sie über den Klimawandel wissen sollten» (*Weltwoche* Nr. 46/20) ebenso akribisch wie Bill Gates diese andere Sicht dargelegt. Zieht man nämlich auch Klimafaktoren wie Vulkanausbrüche, zyklische Schwankungen der Sonnenaktivität und der Oberflächentemperaturen der Ozeane in Betracht, die ohne menschliches Zutun im Mittelalter eine Wärmeperiode und von 1300 bis 1850 die Kleine Eiszeit bewirkten, erklärt sich bereits etwa die Hälfte der modernen Klimaerwärmung. Vahrenholt und Lüning begrüssen ebenfalls das Ziel einer CO₂-ärmeren Zukunft. Mit einer Halbierung der CO₂-Emissionen bis 2100 erwarten sie jedoch eine Klimaerwärmung von moderaten 1,5 Grad, was doch sehr viel weniger alarmierend als die Apokalypse von Bill Gates erscheint.

Sinatra der Schweizer Literatur

Benjamin Bögli

Joël Dicker: Das Geheimnis von Zimmer 622. Piper. 624 S., Fr. 33.90

Der Prophet im eigenen Land hat's schwer. Und wenn er aus dem Welschland kommt, erst recht. Joël Dicker, unser Mann aus Genf, einer der meistgelesenen Schriftsteller Frankreichs, gibt den Scharfschützen der Literaturkritik seinen neuen Roman nun in deutscher Übersetzung zum Abschluss frei: In diesen Tagen erscheint «Das Geheimnis von Zimmer 622», Dickers sechstes Buch. Im Feuilleton verpuffte die Begeisterung für den Schweizer nach seinem grandiosen Überraschungserfolg «Die Wahrheit über den Fall Harry Quebert» (2012) blitzartig. Als vor drei Jahren sein «Verschwinden der Stephanie Mailer» erschien, rieten einige Deutschschweizer Zeitungen gar ausdrücklich davon ab, das «hölzern» geschriebene, «schwache» Buch zu lesen. Die Verkaufszahlen blieben trotzdem hoch.

Liebe, Verrat, Jugend

Denn Dickers Romane bieten viel. Auch sein neuester ist wieder prallvoll mit schwindelerregenden Wendungen und cleveren Einfällen. Und er ist dick, wie es alle seine Bücher sind. Das braucht hierzulande etwas Mut. Viele seiner Berufskolleginnen und -kollegen bringen gerade so viel zu Papier, dass sie ohne schlechtes Gewissen «Roman» auf den Buchdeckel schreiben können. Also um die 200 Seiten. Bei Dicker hingegen sind es jeweils mindestens 500. Er glaubt an seine Geschichten, weil er etwas zu sagen hat und das Erzählen zelebriert. Er denkt sich intelligent verschachtelte Kriminalfälle aus, in denen Liebe, Verrat, Jugend, Freundschaft und Familie die Hauptrolle spielen.

Es geht also um die grossen Themen. Der existenzialistische *hard-boiled* Bohemien, dessen säuerliches Gemüt das Umfeld gleich mit in die Depression reisst, jene Figur, die die Kritik so liebt, existiert bei Dicker nicht. Sein Treibstoff ist die Story und nicht die Be-



findlichkeit des Protagonisten. Blutleer sind seine Bücher trotzdem nicht. Er konstruiert die Romanwelten so, dass man oft nicht weiss, ob die Dinge, die geschehen, tatsächlich passiert sind oder ob sie bloss Joël Dickers vorstellungskräftigem Oberstübchen entsprungen.

Diesen erzählerischen Trick führt er in «Zimmer 622» auf höchstem Niveau vor. Bei der Hauptfigur handelt es sich nämlich gleich um ihn selber – um einen Schriftsteller namens Joël. Joël schreibt in seinem Roman einen Roman über einen Mord, der sich vor ein paar Jahren in dem Hotel ereignete, wo er sich eigentlich eine Auszeit nehmen will. Dann aber erliegt er beinahe den Reizen einer Frau, und er beginnt mit der Recherche zum «Geheimnis von Zimmer 622». Die unmissverständlichen autobiografischen Elemente geben der Leserschaft das Gefühl, dem Schriftsteller bei seiner Arbeit zuzuschauen. Das macht das Buch intim und das uralte Genre des Kriminalromans modern. Joël schreibt den Fall anschliessend in träumerischer Hingabe nieder und lässt fast buchstäblich die Puppen tanzen.

Allerhand Unsittliches

Zum ersten Mal verlegt Dicker den Schauplatz von Nordamerika in die Schweiz: in seine Heimatstadt Genf und nach Verbier in den Walliser Alpen. «Zimmer 622» spielt im Milieu der Privatbanken. Damit betritt er gewissermassen das Gelände Martin Suters. Wie Suter bewegt sich Dicker in seinen Romanen gern in der glitzernden Welt der High Society, führt seine Leserschaft durch Nobelhotels und erstklassige Restaurants, Bars und Altstadt Häuser, wo allerhand Unsittliches geschieht. Aber leider ist auch

Er glaubt an seine Geschichten, weil er etwas zu sagen hat und das Erzählen zelebriert.

bei Suter meistens nach rund 300 Seiten Schluss. Von Dicker hat man mehr – das Doppelte. Der über siebzigjährige ehemalige Werber aus der Deutschschweiz fühlt den Puls der Gesellschaft zwar noch besser, dafür lotet der vierzigjährige Genfer Jurist seine Geschichten detaillierter aus.

Dicker erzählt zuweilen melancholisch und nostalgisch, aber mit unwiderstehlichem Optimismus. Er hat den Hang zum Kitsch und zur grossen Geste. Wenn Martin Suter der Brian Ferry und Lukas Bärfuss der Kurt Cobain der Schweizer Literatur wäre, dann ist Dicker deren Frank Sinatra. Er versprüht einen universellen Zauber, vermittelt ein Gefühl von grossem Kino. Manchmal trägt er zu dick auf. Die Romantik ist dann ein bisschen zu süss, die Verflechtungen sind eine Spur zu Soap-Operhaft. Dies kann man ihm auch in seinem neuen Buch vorwerfen, zumal Dicker emotional zwar berührt, aber, wenigstens in der deutschen Über-

setzung, kein besonders raffinierter Stilist ist. Die Kunst des Erzählens beherrscht er dafür umso mehr. Wie er es in «Zimmer 622» einmal mehr schafft, den Schleier über seinem Geheimnis langsam zu lüften – und was darunter zum Vorschein kommt –, ist wirklich originell. Dicker gelingt ein Überraschungseffekt von der Marke des Hollywoodhits «The Sixth Sense».

Kampf gegen die Staatshydra

Katharina Fontana

Beat Kappeler: Der Superstaat – Von Bürokratie und Parteizentralen und wie man den schlanken Staat zurückgewinnt.
NZZ Libro. 152 S., Fr. 38.90

Seit einem Jahr gilt praktisch weltweit die Devise: Der Staat soll es richten. Mit massenhaft Geld, das scheinbar auf den Bäumen wächst. Mit Regulierungen, Verboten, Strafen, alles begleitet von Appellen an Solidarität und Gemeinsinn. In der Corona-Krise sehnen sich viele Leute nach der starken Hand des Staates, der sie durch die schlimme Zeit führen soll, und linke Parteien nutzen die Gunst der Stunde geschickt, um die staatliche Sphäre noch mehr auszuweiten. War es das mit der Freiheit? Kann man die staatlichen Fesseln, die schon vor Corona eng waren, je wieder loswerden?

Man kann, davon ist Beat Kappeler überzeugt, wenn man «frech, liberal, libertär, leicht anarchistisch» Widerstand im System leistet. In seinem neuen Buch über den «Superstaat» analysiert Kappeler, der zu den originellsten Ökonomen und Wirtschaftspublizisten der Schweiz zählt, die Probleme fadengerade und schlägt Lösungen vor, wie man den schlanken Staat zurückgewinnen kann. Als einstiger Sekretär des Schweizerischen Gewerkschaftsbundes kennt sich der scharfzüngige Ostschweizer bestens mit etatistischen Milieus aus. Im Laufe der Zeit ist Kappeler, heute 74-jährig, zu einem der bissigsten Kritiker des allmächtigen Staates geworden.

Ins Korsett gezwängt

Doch zuerst der Befund, das Ärgernis: Die europäischen Länder «scheffeln die Macht den Parteizentralen, den Regierungen und EU-Gremien, den Funktionären internationaler Organe, der Bürokratie und den Notenbanken zu. Die Macht wird von oben nach unten gedrückt, anstatt von unten nach oben übertragen». Kappeler erinnert daran, dass Europa dank dem Wettbewerb unterschiedlicher Lösungen reich und innovativ geworden ist. Wohin Gleichmacherei führt, zeige der Euro,



Fadengerade: Ökonom Kappeler.

der höchst heterogene Volkswirtschaften in ein starres Korsett zwänge.

Die unheilvolle Entwicklung hin zu einem zentralisierenden Superstaat wird laut Kappeler namentlich vom machtbewussten Europäischen Gerichtshof vorangetrieben, für den Subsidiarität keinen Wert verkörpere und der den Ausbau der Europäischen Union und den immer engeren Zusammenschluss ungefragt vorantreibe. Was die Wähler wollten, spiele in diesem System keine Rolle. Kappeler legt auch die Schwächen der Medien offen, die für ihn Komplizen des Superstaates sind, bei jedem Problem nach der Obrigkeit rufen und «für den Staat, nicht für den Bürger» denken – unter anderem eine

Konsequenz davon, dass die Journalisten die Interessen kleiner Leute geringschätzten.

In der direktdemokratischen Schweiz sieht die Lage besser aus, das hiesige Parlament ist laut Kappeler ein echter gesetzgebender Rat im Sinne der Gewaltenteilung, und die Bürger können den grossen Lauf der Politik an der Urne mitbestimmen – Dinge, von denen die Bürger anderswo in Westeuropa nur träumen können. Dennoch wuchert die Bürokratie auch hierzulande, der Alltagsverstand der Leute wird domestiziert. Vorangetrieben wird dies laut Kappeler namentlich durch Universitätsabsolventen, die liebend gerne als Staatsdiener im Bildungs-, Sozial- oder Gesundheitsbereich die Arbeit der anderen verkomplizieren.

Wie also kann man Gegensteuer geben? Beat Kappelers Vorschläge sind konkret, einige sind einfach umzusetzen, andere dürften auf heftigste Gegenwehr der Regierenden stossen und wirken illusionär. Hier eine Auswahl: Verzicht

Kappeler legt auch die Schwächen der Medien offen, die für ihn Komplizen des Superstaats sind.

auf Sitzungen, was Zeit und Geld spart und den bürokratischen Alltag ausnüchtert; freie Wahllisten, was die Macht der Parteien schmälert und auch Quereinsteigern Wahlchancen verschafft; Volksabstimmungen, die Regierung und Parlament allein schon dank ihrer präventiven Wirkung vorsichtig werden lassen; ein Vetorecht des Parlaments gegenüber Exekutiv-Erlassen; gleitende Regeln für Renten; Ausstieg aus der Negativzinspolitik und ein klares Bekenntnis der Notenbankchefs, nie wieder Staatsobligationen zu kaufen. Dazu liefert der Autor leicht anrühige Tipps, wie umstrittene Reformen wie jene der Altersvorsorge gelingen: beispielsweise indem man ihre Folgen verschleiern, nur künftige Leistungen kürzt oder versucht, die Empfängergruppen intern zu spalten. Beispielsweise könnte man das Rentenalter nur für jene erhöhen, die noch nicht vierzig Jahre gearbeitet haben, oder man könnte einen tieferen Tariflohn nur für Neueingestellte einführen, in der Hoffnung, dass die neue Regel im Namen der Gleichbehandlung später verallgemeinert wird.

In seinem mit historischen Anekdoten gespickten Buch zeigt Kappeler einmal mehr, dass er den souveränen Überblick über das grosse Ganze hat und ein Mann der klaren Worte ist. So scheut er sich nicht, Parallelen zu ziehen zwischen dem Aufkommen der römischen Kaiserdiktatur und der Europäischen Union, die wie einst der Imperator Augustus zwar für Friede sorgt, aber um den Preis von Unterordnung und Entpolitisierung. Aus Schweizer Sicht kann man das durchaus als Warnung verstehen.

«Ich lese das nicht, ich poste es nur»

Anton Beck

Benedict Wells: *Hard Land*.
Diogenes. 352 S., Fr. 35.90

Nichts gegen Benedict Wells, der deutsche Schriftsteller wirkt sympathisch, nicht vorlaut und auch nicht auffällig, irgendwie wie der nette Junge von nebenan. Das Problem ist nur: So schreibt er auch. Seine Romane sind immer unsicheren Protagonisten gewidmet, die es nach einigen hundert Seiten Coming-of-Age-Storys dann doch nicht in die böse Erwachsenenwelt schaffen.

Damit das nicht zu seicht daherkommt, werden auch schon mal einige Familiendramen aufgegleist, etwa in Wells' bisher bekanntestem Buch, «Vom Ende der Einsamkeit». Trotz aller Tristesse liest sich das flüssig und leicht und bildet damit das perfekte Pendant zur Netflix-Serie – nur in Buchform, was etwas intellektueller wirkt. Es verwundert daher auch nicht, dass Wells' Romane auf Instagram und Co. Hochkonjunktur haben. Selbst Influencer, die nie ein Buch in die Hand nehmen würden, posieren mit Wells' Romanen – nach dem unausgesprochenen Motto «Ich lese das nicht, ich poste es nur, um mir eine belesene Aura zu verleihen».

Seit «Vom Ende der Einsamkeit» beschränkt Wells sich auf die Zutaten Herzschmerz und eine leichtbekömmliche Sprache. Schade, denn mit «Fast genial», einem Roman über eine Samenbank der Nobelpreisträger, zeigt er auch, dass er nach interessanten Geschichten suchen könnte.

Nun ist aber mit «Hard Land» das Reservoir an Posting-Büchern um einen Titel gewachsen. Darin geht es – welche Überraschung – um eine Coming-of-Age-Story, diesmal 1985 in Missouri angesiedelt. Sam, fünfzehn, nimmt einen Ferienjob in einem Kino an, hat Probleme zu Hause, verliebt sich, erlebt den Sommer seines Lebens und viele andere schmalzige Dinge.

Zugegeben: Nicht alles an «Hard Land» ist schlecht, es gibt einige durchaus schön geschilderte Beobachtungen, doch regelmässig drängt sich bei der Lektüre die Frage auf, ob die Welt wirklich nochmals eine Coming-of-Age-Geschichte nach Schema F mit Schilderungen wie «Zauber eines Sommers» oder «Dad war kein Trinker, aber in dieser Nacht roch er nach Alkohol» braucht. Reichen Stephen Chboskys «The Perks of Being a Wallflower» und so ziemlich alles, was Nick Hornby jemals geschrieben hat und schreiben wird, nicht völlig aus? Davon abgesehen existierten ein Ort und eine Zeit, wie sie Wells in «Hard Land» schildert, so wahrscheinlich nie. Falls doch, waren die USA der 1980er Jahre ein von Zuckerwattedunst ummantelter Freizeitpark.

Die Sprache

Halten zu Gnaden

«Gegrüsst seist du, Maria, voll der Gnade . . .» Fromme Menschen katholischen Glaubens pflegen diese modernisierte Version des Ave-Maria zu beten. Früher hiess es noch «voll der Gnaden», wobei nicht zweifelsfrei auszumachen war, ob es sich um einen Genitiv oder um einen Dativ handelte, denn «Gnaden» wurde auch im Singular verwendet. Kaum jemand wird deswegen schlaflose Nächte gehabt haben.

«Gnade» ist also ursprünglich ein religiöser Begriff mit der Bedeutung «Gunstbezeugung», «Wohlwollen» (Gottes), der später auch in die Rechtsprache Eingang fand (Gnade vor Recht ergehen lassen). «Welche Gnade, welches Geschenk, dass ich heute in Yad Vashem zu Ihnen sprechen darf», sagte der deutsche Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier in der israelischen Holocaust-Gedenkstätte.

Zum Substantiv «Gnade» gesellt sich das Verb «gnaden» (gnade dir Gott! = wehe dir). Elke Heidenreich im SRF-«Literaturclub» über das Buch «Mein Vater war ein Mann an Land und im Wasser ein Walfisch» von Michelle Steinbeck: «Wenn das die neue Generation ist, dann gnade uns Gott.» Titelähnliche Anreden wie «gnädiger Herr» entstanden, Bischöfe wurden früher mit «Eure/Euer bischöfliche Gnaden» angeredet.

Der Ausdruck «Halten zu Gnaden» (mit Verlaub, Verzeihung) ist dermassen veraltet, dass er als Archaismus bezeichnet werden kann. Aus dem «Käthchen von Heilbronn oder die Feuerprobe» von Heinrich von Kleist: «Eine Sau mit ihrem Wurf, halten zu Gnaden; es ist ein Schweinstall, von Laten draussen angebaut.» In einem Mackensen-Wörterbuch aus dem Jahr 1971 ist «Halten zu Gnaden» noch aufgeführt. Ganze sieben Mal findet man diesen Ausdruck in der Schweizerischen Mediendatenbank in den vergangenen vier Jahren, davon viermal in der *Weltwoche*. «Ich bin, halten zu Gnaden, ein Amateur oder Dilettant, allerdings im Wortsinn», bekannte Peter Rüedi in einer seiner Wein-Kolumnen. Wer diese Wendung heute noch braucht, wird mit dem Verdacht leben müssen, ein Bildungsbürger und kein junger Hüpfen oder keine junge Hüpfen mehr zu sein.

Max Wey

Aufstieg einer Nation

In wenigen Jahren hat sich Polen zu einem der wichtigsten Standorte für die Entwicklung von Videospiele gemauert. Was steckt dahinter?

Marc Bodmer

«Cyberpunk 2077», die grösste Game-Veröffentlichung des vergangenen Jahres, war begleitet von einem medialen Hype ohnegleichen. Am Verkaufstag gab das polnische Studio «CD Projekt Red» bekannt, dass acht Millionen Stück vorbestellt wurden. Davon entfielen 59 Prozent auf PC-Games. Mit 4,72 Millionen Einheiten wurde «Cyberpunk 2077» zur grössten Game-Veröffentlichung aller Zeiten auf PC.

In dem vor neun Jahren erstmals angekündigten Titel stehen einem drei Wege offen in die futuristische Metropole Night City, die Erinnerungen an Ridley Scotts «Blade Runner» weckt. In diesem Moloch, in dem jeder im Neonschein der Hologramme und Werbedisplays um sein Überleben kämpft, führt man seine Figur V. Diese lässt sich bis zur Penisgrösse individuell erstellen. Auch die Option eines Zwitters steht offen. Darüber hinaus werden Körper mit allerlei Chips, Waffen und dergleichen optimiert. Verhält den Auftrag, einen Bio-Chip zu stehlen, der ewiges Leben verspricht. Ob dieser das Versprechen hält, muss V schon bald am eigenen Leib erfahren...

Bereit für den nächsten Schritt

Kein Spiel zuvor hat solche Freiheiten geboten wie «Cyberpunk 2077». Das Setting ist schlicht atemberaubend, denn Night City ist schön und gefährlich, bevölkert von Gestalten, wie man sie aus den besten Cyberpunk-Romanen von Neal Stephenson und William Gibson kennt. In Dialogsequenzen stehen V meist drei Optionen als Antwort offen. Diese sollte wohlüberlegt sein, denn eine falsche kann eine Kugel in den Kopf bedeuten.

Dem initialen Höhenflug von «Cyberpunk 2077» folgte kurz nach dem Release ein beispielloser Shitstorm. Das futuristische Szenario mit Hollywoodstar Keanu Reeves in einer Nebenrolle erntete auf der PC-Plattform zwar Höchstnoten, war aber auf den Konsolen PlayStation 4 und Xbox One schlicht unspielbar. Da drei Viertel der Verkäufe online erfolgten, sahen sich die Konsolenhersteller Sony und Microsoft zu einer noch nie dagewesenen Aktion ge-

zwungen: Sie boten den enttäuschten Käufern die Wiedererstattung des Kaufpreises an. Die Folge: Der Aktienkurs von CD Projekt Red brach binnen dreier Tage nach der Veröffentlichung von «Cyberpunk 2077» am 10. Dezember um 25 Prozent ein; und um weitere 16 Prozent, nachdem Sony das Spiel Mitte Dezember aus dem PS-Store genommen hatte.

Wer an Produktionsländer für Videospiele denkt, dem dürfte wohl kaum Polen in den Sinn kommen. Doch das osteuropäische Land

«Düsteres ist eine tolle Quelle für schwarzen Humor und für das Erzeugen von Atmosphäre.»

hat einen wahrlich stellaren Aufstieg hinter sich – es verfügt nach Grossbritannien über den grössten Arbeitsmarkt für Game-Entwickler in Europa! Im Sommer 2020 hatte das polnische Studio CD Projekt Red, das auch hinter der äusserst erfolgreichen Videospiele-Serie «The Witcher» steht, mehr Wert an der Börse als das 1986 gegründete französische Game-Unternehmen Ubisoft, das populäre

Titel wie «Assassin's Creed» oder «Rainbow Six Siege» veröffentlicht. Wie lässt sich das polnische Game-Wunder erklären?

Vor dreissig Jahren, als sich Polen vom sowjetischen Joch befreite, wurden Videospiele offiziell nicht verkauft, und der Kauf eines PC war schwierig. Dafür florierte ein Schwarzmarkt mit Raubkopien von Games und Musik-CDs. Trotzdem entschieden sich Marcin Iwinski und Michal Kicinski 1999, die Rechte für das kanadische Rollenspiel «Baldur's Gate» für Polen zu kaufen. Die beiden späteren Gründer von CD Projekt Red (CDPR) stellten bekannte polnische Schauspieler an, um das Spiel in der Landessprache zu veröffentlichen. Dazu wurde noch eine aufwendige Landkarte auf Pergament und eine Audio-CD gepackt, alles Dinge, die Software-Piraten nicht bieten konnten. «Das war ein Riesending», erinnert sich Juliusz Zenkner, Artdirector des polnischen Indie-Studios Robot Gentleman, das hinter den schwarzhumorigen «60 Seconds!»-Hits steht. «In meinem Umfeld spielten alle «Baldur's Gate».»

Bestärkt durch den Erfolg des legalen Verkaufs von «Baldur's Gate», war CDPR 2002 bereit für den nächsten Schritt: die Entwicklung eines eigenen Games. In den folgenden fünf Jahren wuchs das Team auf hundert Personen an, denn schliesslich galt es, ein Stück polnischer Popkultur zu adaptieren: «The Witcher». Das Spiel orientierte sich an der beliebten Fantasy-Romanreihe von Andrzej Sapkowski, die auch als Basis der gleichnamigen Netflix-Erfolgsserie diente. Der erste «Witcher»-Titel war kein Bestseller, schaffte es aber, Polen auf das internationale Game-Parkett zu hieven.

Der gelungenen Premiere folgte die Ernüchterung. Auf Wunsch des Publisher Atari sollte eine «Witcher»-Version für Game-Konsolen programmiert werden – das erste Game war nur für PC erhältlich. Bei diesem Versuch scheiterten die polnischen Pioniere kläglich. Viele Entwickler verliessen das Studio oder wurden entlassen. Manche von ihnen gründeten neue Studios – so konnte selbst dieser düsteren Stunde etwas Positives abgewonnen werden.





Hype ohnegleichen: Computergames «Cyberpunk 2077» (oben) und «The Witcher».

CDPR selber rappelte sich wieder auf und ging mitten in der weltweiten Finanzkrise 2008 an die Warschauer Börse. Drei Jahre später landete das Studio mit «The Witcher 2: Assassins of Kings» einen Superhit. Bei einem Staatsbesuch des damaligen US-Präsidenten Barack Obama in Polen schenkte ihm 2011 der Ministerpräsident Donald Tusk eine Sammleredition von «The Witcher 2».

Doch Polen ist mehr als CD Projekt Red. «Heute haben wir rund 440 Studios, die für einen Gesamtumsatz von fast 480 Millionen Euro sorgen. Seit 2016 ist der Umsatz Jahr für Jahr um fast 30 Prozent gewachsen», erklärt Slawomir Biedermann von der Standortförderung Polens und Co-Autor der Studie «The Game Industry of Poland».

Den gemeinsamen Nenner für den Erfolg der Games sieht Juliusz Zenkner von Robot Gentleman in seiner Heimat: «Ich finde, in unserer Gesellschaft gibt es viel Düsteres. Und Düsteres ist eine tolle Quelle für das Erzählen, für schwarzen Humor und für das Erzeugen von Atmosphäre.» Pawel Miechowski von 11 Bit Studios findet entscheidend, dass Games in der Lage, sind Emotionen zu wecken: «Ein Spiel kann die gleiche Art von kathartischem Erlebnis bieten wie ein Drama, das man im Theater sieht. Dank der Interaktivität sind die Spieler sogar in der Lage, die Geschichte auf ihre Weise zu erleben.»

Das von seinem Team geschaffene «This War of Mine», das den Spieler in die Rolle

eines Zivilisten während eines Krieges versetzt, ist das perfekte Beispiel dafür. Bereits am Tag der Veröffentlichung wurden die Produktionskosten eingespielt.

Suche nach Talenten

Nüchtern kommentiert Juliusz Zenkner den Aufstieg Polens zum Game-Industrie-Standort: «Wenn man ein Spiel wie «The Witcher 3» mit einem Budget von 81 Millionen Dollar in einem anderen europäischen Land produzieren würde, wären die Kosten drei- bis viermal so hoch. Wir haben talentierte und kreative Leute in der Game-Industrie. Sie bleiben im Land, weil sie in Dollars bezahlt werden, aber hier tiefere Unterhaltskosten haben als anderswo.»

«Polnische Game-Entwickler verfügen über den Biss, der vielen in der Schweiz abgeht.»

Auch das Schweizer Game-Studio Blindflug hat einen Ableger in Polen. «Nach der letzten grossen Produktion sind wir technisch an eine Grenze gestossen», sagt der Mitgründer Moritz Zumbühl. Er machte sich auf die Suche nach Talenten im Ausland, denn die lokalen Abgänger der Fachhochschulen und Universitäten werden von grossen Firmen wie Google gepfückt. Da hat ein Game-Studio keine Chance.

Zur Auswahl standen für Zumbühl Rumänien, Spanien und Polen. Was den Ausschlag gab: «Polnische Game-Entwickler verfügen über grosses technisches Know-how, Kreativität und vor allem Biss, der vielen in der Schweiz abgeht.» Und die Lohnkosten? «Klar sind in Poznan die Löhne weniger hoch als hier, aber auch die Lebenskosten sind tiefer», sagt Zumbühl. «Wir sind sehr transparent, was Kosten und Löhne anbelangt. Wir sehen uns seit drei Jahren als schweizerisch-polnisches Studio. Viele talentierte Programmierer, die aus Polen ausgewandert sind, kehren übrigens wieder zurück.»

Sie finden Arbeit bei unterschiedlichsten Studios. Viele Entwickler setzen auf den wachsenden Mobile-Game-Markt und liefern kurzweilige Unterhaltungstitel fürs Handy. Aber auch grosse Kisten werden produziert, etwa die Zombie-Apokalypse «Dying Light» oder «Ghostrunner», ein Cyberpunk-Titel, der noch vor «Cyberpunk 2077» für Aufsehen sorgte.

Und was läuft bei CD Projekt Red? Mitte Januar hat Marcin Iwinski, Mitgründer des Studios, ein fünfminütiges Entschuldigungsvideo veröffentlicht, in dem er üppig Asche auf sein blondes Haupt streut. Sie hatten den Transfer von der PC-Plattform auf die Konsole – insbesondere Game-Systeme der letzten Generation – völlig unterschätzt. Das für Februar versprochene Update ist ausgeblieben. Ob dieses das Game auf Konsole geniessbar machen wird, ist aber zu bezweifeln.



Für dieses Gefühl lebst du: Krokus am Wacken-Festival, 2019.

Rock Von Woodstock nach Wacken

Chris von Rohr

Krokus: Adios Amigos. Live @ Wacken.
CD und DVD. Sony Music

Vom allerersten Open-Air-Festival hörte ich, als ich sechzehn war: Woodstock, 1969. Legendär: die Taube auf der Gitarre, das Peace-Zeichen, verwilderte Frauen, Männer, Kinder, Hunderttausende im Schlamm. Es war der ultimative Wake-up-Call, der absolute Rock-Gottesdienst für viele Tonkünstler und Rebellen. Nichts mehr war danach wie vorher für all die Freiheits-träumer und Musikfreaks. Der Woodstock-Film ist auch heute noch ein Nostalgie-Brikett der Sonderklasse für einsame, kalte Abende.

Nicht nur für uns Rockratten begann damals eine spannende Reise. In manch einen Hobbyveranstalter wurde der Power-Samen gesetzt. Verspätet, wie immer in der Schweiz, kamen auch hier die Mini-Woodstocks. Etwas kleiner, dafür besser organisiert. Aber nicht nur hierzulande. Überall in Europa sprossen diese Musik-Happenings, auch in Schleswig-Holstein, in der Gemeinde Wacken, genauer gesagt.

Die Idee kam Holger Hübner und Thomas Jensen beim Umtrunk in der lokalen Dorf-beiz. Die beiden Hobbymusiker und Rock-

enthusiasten erklärten kurzerhand Wacken zur «Welthauptstadt des Heavy Metal» und veranstalteten 1990 in der örtlichen Kiesgrube ein Open-Air. Es begann bescheiden mit ein paar hundert Besuchern. Es spielten ausschliesslich regionale Bands. Später wurde das Skull-Logo entworfen: Der Kuhschädel verweist auf die Kuhwiese, den neuen Veranstaltungsort.

Langsam fanden auch internationale Gruppen nach Wacken, und die Organisatoren setzten schliesslich eine professionelle Bühne ein. Der Zeltplatz wurde wegen des Platzbedarfs auf die benachbarten Wiesen verlegt. Lange war das Festival ein Minusgeschäft, die Veranstalter mussten Darlehen aufnehmen, um existieren zu können.

*Die Rauchkanonen heulen auf,
und vor dir ein Meer von Menschen,
die gerockt werden wollen.*

Es war ein weiter Weg von der Kuhwiese zum Wahnsinn, von den einst wenigen Besuchern zu den heute über 80 000 Fans aus aller Welt.

Einen ähnlich beschwerlichen und noch längeren Weg hatten Krokus hinter sich, als wir 2019 zum zweiten Mal die Wacken-Bühne betraten. Es war einer dieser Tage, die man nie mehr vergisst. Wir hatten vorher ja schon einige grosse Festivals in aller Welt bespielt – trotzdem weisst du nie, was dich erwartet. Man muss wissen, dass Konzerte im Freien delikate sind, da Wind und Wetter massgeblich mitbestimmen,

ob alles gelingt. Trotzdem spielt jede Band gerne an Festivals, weil der Feel locker und einmalig ist. Du triffst andere Musiker, witzige Drumherum-Leute, bekommst meist guten Food und gute Drinks, und wenn du Glück hast, lächeln dir die Sonne und eine «Hübschlerin» zu.

Wir hatten Glück. Es war unser Tag. Die Anreise verlief reibungslos, das Zurechtfinden auf dem Festivalgelände ebenfalls. Wir hatten vier Container als Garderoben. Dazu perfektes Catering, eine Massagebank und sogar einen Hairdresser, den wir natürlich mieden. Wir sassen in Gartenstühlen unter Sonnenschirmen und fühlten uns mehr als ready. Der einzige Haken: Es gab keinen Soundcheck. Du weisst also nicht, was dich auf der Bühne erwartet. Du brauchst einen sehr erfahrenen Mann, der innert kürzester Zeit eine gute Soundbalance hinzaubert, sonst wird Musizieren zur mühsamen Arbeit, weil du dich und die anderen nicht richtig hörst, wenn du dich auf der Bühne rumbewegst. Ein guter Bühnensound ist die alles entscheidende Basis für das Gelingen eines Konzerts. Dazu braucht es gutes Equipment und fähige Tonmischer. Beides war zum Glück vorhanden.

So liefen wir nach kurzer Container-Aufwärmphase in Richtung Bühne. Es blieben fünf Minuten bis zum Show-Start – die längsten, einsamsten Minuten. Du probierst, mental zu dir zu finden, versuchst, alles andere auszublenden, bist im eigenen Tunnel. Ein letztes Umarmen der Mitmusiker, und auf geht's in den Ring. Die Rauchkanonen heulen auf, und vor dir ein Meer

von Menschen, die gerockt werden wollen. Das ist schon ein Ding! Für diesen Moment, für dieses Gefühl lebst du und nimmst alle Strapazen auf dich. Du darfst dich aber keinesfalls zu fest mit dem Publikum beschäftigen, sondern musst voll bei dir, der Band, dem Song bleiben. «Long Stick Goes Boom», die Mutter aller Krokus-Eröffnungssongs, hilft da immer. Einfach rein in den Beat, den Groove, die Spielfreude auskosten und zusammen in A-Dur schwingen.

Ich kann es verraten: Es wurde eines der besten Krokus-Konzerte ever, weil alle an diesem Tag optimal drauf waren, die Sonne uns hold war und eine top-professionelle Crew mithalf, das Ganze zusammenzuhalten und mit dreissig Kameras und unzähligen Mikrofonen aufzunehmen: eine Band, die Freude an dem hat, was sie tut – eine Band, die es bald nicht mehr geben wird, deren Songs und Geschichten, wie auch Wacken selbst, sicher noch eine Weile bleiben werden. Long live Krock 'n' Roll – long live Wacken!

Klassik

Wiedergeburt der Sirene

Manuel Brug

Sonya Yoncheva, Cappella Mediterranea, Leonardo García Alarcón: Rebirth. Sony Classical

Sonya Yoncheva kann Mutter und Megäre, Machthaberin und Mätresse sein, sie ist gleisend absolutistisch, mit hohen C-Schleudern, aber auch von fraulich durchscheinender Weichheit. Sie lässt den Strom der Töne fließen, gliedert unaufdringlich ihr wohliges Legato, kann sich pianosicher zurücknehmen, liebt, leidet, langt zu. Und ist doch immer wunderbar weibliche, warm klingende Frau.

Geboren wurde sie 1981 im bulgarischen Plowdiw. Die Mutter entschied früh, dass sie und ihr jüngerer Bruder Marin Künstler werden sollten, und steckte alles Geld in Noten und den Unterricht. Im Alter von fünfzehn Jahren entdeckte Sonya ihr grosses musikalisches Potenzial. Nach dem Konzertexamen als Pianistin und Sängerin wechselte sie mit neunzehn Jahren nach Genf, wo sie bis 2009 studierte. Schon vorher hatte Sonya Yoncheva als junges Talent ihre eigene TV-Show moderiert und zusammen mit ihrem Bruder einen Wettbewerb des nationalen Fernsehens gewonnen; so kam es auch zu Auftritten an der Seite von Popmusikern wie Sting und Elvis Costello. Im «Jardin des Voix», der Graduierten-Plattform von William Christie, wurde sie zunächst als Barocksängerin geformt.

Nach dem Gewinn des von Plácido Domingo ausgerichteten Operalia-Wettbewerbs im Jahr 2010 standen ihr allerdings plötzlich die Türen grosser Opernhäuser offen. 2012 hatte Sonya Yoncheva ihren Durchbruch in Frankreich, mit zwei so unterschiedlichen Rollen wie Monteverdis Poppea und Donizettis blutiger Belcanto-Fee Lucia di Lammermoor. Einen grossen Erfolg erlebte sie 2013 an der New Yorker Met, wo sie als Gilda in «Rigoletto» engagiert wurde; im folgenden Jahr debütierte sie dort als Mimi in «La Bohème» und als Violetta in Verdis «La traviata». Mit dieser Rolle gelang ihr der internationale Durchbruch, sie begeisterte in München, Berlin, am Teatro Real in Madrid, an der Mailänder Scala, der Wiener Staatsoper, dem Royal Opera House, Covent Garden, in London und an der Opéra national de Paris.

Bogen ins Pop-Heute

Sie eroberte sich russisches Repertoire wie Tschaikowskys «Iolanta» und «Eugen Onegin», aber auch die schweren Belcanto-Partien Bellinis wie Norma und Imogene in «Il pirata», Cherubinis «Médée», Verdis «Luisa Miller» oder die Tosca. Ihr Rollenhunger ist gross. Kein Wunder, dass die Opernwelt sich nach ihr verzehrt. Zu Weihnachten hat die Bulgarin für den deutschen Bundespräsidenten gesungen, am 27. Februar folgte ein mehrmals verschobenes Internetkonzert: Im Rahmen der gestreamten Solistenreihe der geschlossenen New Yorker Metropolitan Opera trat sie im Bibliothekssaal des schwäbischen Klosters Schussenried auf.

Der Grund für die vorangegangenen Terminwechsel war eine verschleppte Bronchitis, die Yoncheva um ihr Debüt als Wagners Elsa im



Sie kann und darf das: Sopranistin Yoncheva.

neuen «Lohengrin» der Berliner Staatsoper gebracht hat. Und natürlich sind ihr, die sich in kurzer Zeit als internationaler Opernstar etablieren konnte und mit ihrem Mann, dem Dirigenten Domingo Hindoyan, und zwei Kindern bei Montreux und in Berlin lebt, seit März 2020 auch sonst viele Termine abgesagt worden. Einer aber, ein ganz besonderer, fand statt. Letzten Sommer bei den Salzburger Festspielen. Und er war für sie wie eine Wiedergeburt: Deshalb auch trägt ihre jüngste CD mit dem mitten in der Pandemie eingespielten Repertoire den Titel «Rebirth».

Lieder wie Arien der Renaissance und des Frühbarocks, dieser intimen wie auch intensiven Musik, widmet sich das verträumt tiefenentspannte, aber auch temperamentspralle

Sonya Yoncheva singt wie eine schöne Teilnahmslose und berückt trotzdem total.

Album, das eben nicht nur die europäische Renaissance von Spanien bis tief in den Osten in der Musik einigend feiert. Mit wunderfein schmiegsamen Partnern ist sie für sich selbst aus der Isolation ins Studio und bald wieder auf das Podium zurückgekehrt: mit der Cappella Mediterranea unter dem unauffällig intensiven Leonardo García Alarcón. Der Argentinier war schon ihr Lehrer am Genfer Conservatoire.

«Diese Musik ist für mich eine Brücke aus der Geschichte einer fernen Repertoire-Vergangenheit ins Heute. Sie hat etwas Unsterbliches, Zeitloses», sagt Yoncheva. Sie wühlt auf und besänftigt, mit zart funkelnden Melodiejuwelen von Alessandro Stradella, Claudio Monteverdi, Francesco Cavalli und Antonio Caldara, aber auch mit Spanischem (sogar Zeitgenössischem) und Englischem von Orlando Gibbons und John Dowland. Sonya Yoncheva singt wie eine schöne Teilnahmslose und berückt trotzdem total.

«Die Idee dafür war sogar schon elf Jahre alt», erzählt die Sopranistin über die Motivation zu diesem Projekt, «als ich noch mitten in meinen Erfahrungen mit der alten Musik schwelgte. Dann aber ging es los mit meiner Karriere, und ich hatte dauernd andere Dinge zu singen. Aber ich wollte unbedingt zurückkehren. Denn ich verstehe mich als Universalistin, nicht als Spezialistin, die nur das macht, was sie am besten kann.»

Am tollsten tönt sie in einer sich endlos spinnenden bulgarischen Tonlinie. Schliesslich spinnt sie den Bogen ins Pop-Heute, mit dem barock arrangierten Abba-Song «Like an Angel Passing Through My Room». Sie kann und darf das. Denn Sonya Yoncheva verfügt über eine der sinnlichsten Sopranstimmen der Opernwelt. Dunkel und hell versendet sie ihre Sirenentöne. Und fängt so jeden Odysseus ein.



Selbstquälerisch: Serien-Star Bryan Cranston.

Serie Im Fegefeuer der Lügen Wolfram Knorr

Your Honor (USA, 2020, Sky)

Von Peter Moffat. Mit Bryan Cranston, Hunter Doohan, Michael Stuhlbarg, Sofia Black-D'Elia

«Es gibt Wahrheiten, für die es sich zu lügen lohnt.» Er muss es wissen, denn Michael Desiato (Bryan Cranston) ist Richter. Sein siebzehnjähriger Sohn Adam (Hunter Doohan) hat ihm ein furchtbares Geständnis gemacht: Auf einer Gewerbebrache ausserhalb von New Orleans kollidierte er mit einem Motorradfahrer und beging Fahrerflucht. Desiato ist gerechtigkeitsbesessen, ganz besonders Afroamerikanern gegenüber. Besten Kontakt pflegt er deshalb zu einem schwarzen Bürgermeister-Kandidaten, den er um Hilfe bittet.

Denn als der Vater erfährt, dass der tödlich verunfallte Junge ein Filius von Jimmy Baxter (Michael Stuhlbarg), dem ruchlosen Mafia-Boss von New Orleans, ist, lässt der Richter alle Skrupel fahren: Er hat nichts dagegen, dass ein Schwarzer statt seines Jungen wegen der Fahrerflucht mit tödlichen Folgen in den Knast wandert. Aber Baxters Männer finden heraus, dass der schwarze Junge es nicht war, auch eine Detektivin ist skeptisch. Michael Desiato versinkt immer tiefer im Lügenumpf.

Dem Serien-Kenner wird die Ähnlichkeit des Richters mit dem Chemielehrer Walt White aus «Breaking Bad» nicht verborgen bleiben; nicht nur, weil Bryan Cranston beide verkörpert. Es ist

natürlich auch die Story: Ein Familienmensch gerät in Schieflage, und beim Versuch, sie wieder in die Gerade zu bringen, stürzt er immer tiefer. Der schottische Autor und Produzent Peter Moffat («Undercover») holte sich mit «Your Honor», einer Übernahme der israelischen TV-Serie «Kvodo» von Ron Ninio und Shlomo Mashiach, wieder eine ideale Vorlage für Bryan Cranston, der der Identitätsquälerei, die die Gesellschaften beutelt, ein Gesicht gibt.

Die zehnteilige Serie «Your Honor» ist optisch fast rabenschwarz, mit bis zum Aschgrauen ausgetriebenen Farben, dunklen, schweren Räumen – und als Kontrast dazu ein

Ein Gepeinigter zwischen muffigen Gerichtssälen und versifften Bars.

kalt Licht, das jeden zu häuten scheint, der darunter gerät. Und Bryan Cranston steht darunter, in seiner Bemühung um Ehre, Würde und Gerechtigkeit. Ein Richter ohne Fehl und Tadel, der in einem korrupt-rassistischen Justiz- und Polizeisystem seine moralische und rechtsgläubige Integrität wahrt. Wird aber seine (familiäre) Existenz bedroht, bedient er sich aller Register (un)sozialer Praktiken und spielt gezielt die Karte des Weissen aus und die Tücke des extrem spannenden Psychothrillers: Man identifiziert sich mit dem Richter, der zum eigenen Vorteil lügt und betrügt.

In seiner vergrämten Verkniffenheit, mit einem Mund, wie eine ausgeblutete Wunde ins faltige Gesicht gekerbt, ist Cranston höchst aktuell – ein Selbstquäler, der sich ständig in sei-

ner Identität bedroht fühlt. Als Walt White in «Breaking Bad» stellt er Meth nicht nur her, weil er's kann, sondern weil er als Geringverdiener und Krebskranker vor Frau und Kindern sein Selbstwertgefühl zu verlieren meint. Als «Unternehmer» in einem riskanten Business lernt er die Vorzüge «alternativer Fakten» kennen – und seine bürgerliche Moral geht flöten. White versucht, sich das kriminelle Milieu nutzbar zu machen, der Richter Michael Desiato das korrupte und rassistische System. Beide klammern sich an jene Wahrheit, für die es sich lohnt, zu lügen; oder noch Schlimmeres zu tun.

Nach etlichen Nebenrollen fiel Cranston auf als schusseliger Familienvater in der Sitcom «Malcolm in the Middle». Schon damals war er (natürlich mit Humor) ein Quengler in der Mittelstandshölle. Walt White, der brave Ehemann und Vater eines behinderten Sohns, stolpert als Chemielehrer von einem Frust in den nächsten. Richter Desiato ist ähnlich angelegt: ein korrekter Staatsangestellter, der sich den Verlockungen des Systems mit puritanischer Verbohrtheit widersetzt. Doch als ihm von einem Tag auf den anderen der Boden unter den Füßen weggezogen wird, verfällt er der



schamlosen Lügneri. Sein Widersacher Baxter dagegen, rigoros und gradlinig, wirkt fast sympathischer; von Rechtschaffenheits-Heucheleien keine Spur. Baxter ist die Moral-Falle, in die der Zuschauer zu plumpsen droht.

In «Trumbo» (2015), einem Biopic über den Drehbuchautor Dalton Trumbo, ein Opfer der Kommunistenhatz in der McCarthy-Ära, laierte Cranston wie ein selbstquälerischer Zweifler zwischen sich widerstreitenden Ideologien; in der Tragikomödie «Wakefield» (2016) spielte er fahrlässig mit seiner Familie; auch in weiteren Rollen war Cranston fast immer eine Figur, die mit sich nicht im Reinen zu sein scheint. Jetzt ist sein bürgerlicher Albtraum Wirklichkeit geworden: Er ist ein Gepeinigter zwischen muffigen Gerichtssälen, versifften Bars und gottverlassenen Vorstadtkreuzungen, auf dem Weg ins Fegefeuer.

Pop

Imposantes Echo

Thomas Wördehoff

Daft Punk: Epilogue. Videoclip auf Youtube. Random Access Memories. Columbia Records

Das Ende kam nach langer Stille. Plötzlich gab es dieses Video, 7 Minuten und 57 Sekunden lang: «Epilogue». Tatort: Wüstenlandschaft. Die beiden Behelmtten zögern. Doch es gibt kein Zurück. Der eine dreht sich um, und der mit dem Goldhelm entdeckt einen Zeitzünder im Rücken des Kollegen. Er löst ihn aus. Noch eine Minute – der Todgeweihte entfernt sich zügig – und schliesslich: Explosion. 1993–2021. Das fast schon opernhafte Finale eines Welt Erfolgs. Abschied von Daft Punk.

Fast 28 Jahre zuvor hatte der Popkritiker Dave Jennings der Wortkombination zur Unsterblichkeit verholfen. In einem Verriss für den *Melody Maker* schrieb er über die französische Band Darlin', deren Stücke seien lediglich «bescheuertes Punk-Getöse». Noch im gleichen Jahr verwandelten die Geschmähten, Guy-Manuel de Homem-Christo und Thomas Bangalter, die Herabsetzung in ein Adelsprädikat: Ihr neues Projekt Daft Punk wurde zum Qualitätssiegel der Elektromusikszene.

Die beiden Musiktechnologien aus Paris hatten sich schon früh vorgenommen, die Zukunft möglichst anonym zu verbringen. Sie verhüllten ihre Gesichter mit Helmen, die sich wie überdesignte Science-Fiction-Requisiten aus den frühen Achtzigern ausnahmen. Die Verschlüsselung ihrer Identität ermöglichte ein fast dreissig Jahre währendes Phänomen, für das es kaum Vorbilder gab: das entpersönlichte Musikerlebnis. In enger Zusammenarbeit etwa

mit dem japanischen Musikelektronikunternehmen Roland ertüftelte das Duo Sounds von ungestümer, aufputschender Direktheit, deren Klang-Bouquet von Kennern der Szene im Lauf der Jahre (und von nur vier CD-Produktionen) mit der sublimen Sensorik von Sommeliers vermerkt wurde.

Seltsamer Höhepunkt der Daft-Punk-Jahre waren allerdings die Konzerte, die jede Halle in ein dampfend-stampfendes Universum verwandelten. Nein, das waren keine der üblichen Gigs, bei denen man die Band auf der Bühne sehnsuchtsvoll anhimmeln konnte; die Auslöser des raumgreifenden Tumults nestelten reglos an ihren Reglern. Interessant war das nicht, denn das mitreissende Material kam aus den Boxen, die aus allen Richtungen sendeten. Und überhaupt: Ob die Gestalten dort oben unter ihren Hauben tatsächlich die Herren von Daft Punk waren oder nur Angestellte des Duos, spielte schon keine Rolle mehr. Genauso wenig wie die kümmerlichen Melodiefetzen, die in endlos wiederholenden Schleifen auf



Entpersönlicht: Techno-Duo Daft Punk.

die Tanzenden eindonnerten. Wurden diese Soundwellen eigentlich von Menschenhand erzeugt, oder entstanden sie innerhalb Tausender Kabelkilometer von selbst? Irgendwie erinnerte der Vorgang an die kapuzenverhangenen Gesänge der gregorianischen Choräle, bei denen sich am Ende der Nachhall ohne Urheber in der Kuppel einer Kathedrale verabschiedet.

Bereits vor acht Jahren verfassten die beiden ihr Testament, Daft Punk waren am Ziel. «Random Access Memories» war nicht nur der kommerzielle Höhepunkt ihres Projekts («Get Lucky») – das Prinzip, Musik als Steinbruch aus Sounds, Stimmen und Contents zu begreifen, erreichte hier einen Gipfelpunkt. Guy-Manuel de Homem-Christo und Thomas Bangalter feierten den Höhepunkt ihrer Party mit einer Riege von Tüftlern und Visionären (Giorgio Moroder, Pharrell Williams, Chilly Gonzales, Julian Casablancas und Paul Williams). Am Ende steht ein herrlich bruchstückhafter Blick zurück – und ein nicht ganz unsentimentaler. Ein imposantes Echo allemal, von ganz weit oben. Adieu, Daft Punk!

Jazz

Miles away und doch so nah

Peter Rüedi

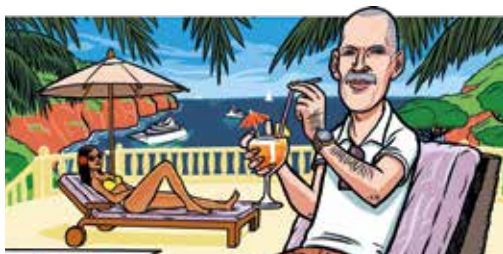
Thomy Jordi (John Voirol, Jean-Pierre von Dach, Peter Wagner, Christian Niederer): 8. Opal Mining Productions OMP 2020-1

«Das Vergangene ist nicht tot; es ist nicht einmal vergangen.» Das berühmte Zitat von William Faulkner drängt sich auf bei Betrachtung der gegenwärtigen Jazzszene. Nicht nur bei den vielen Denkmälern für die Grossen aus dem Heldenzeitalter des Jazz stellt sich immer neu die Frage: Was ist kreative Fort- und Umsetzung von Erfindungen, die in einer anderen Zeit womöglich erst in Umrissen entworfen wurden; was dagegen reaktionäre Rückkehr zu entleerten Formeln von gestern? Es ist letztlich die Frage, ob ein waches Verhältnis zur Tradition für die Auseinandersetzung mit der Gegenwart inspirierend ist oder ob sich die Vergangenheit lähmend auf die in Rückschau benebelten Nachgeborenen legt.

Zum Vergangenen, das untot weiterwirkt, belebend oder bedrohlich, gehört auch der musikalische Protest von gestern, der «Free Jazz» und der «Jazzrock». Der Bassist Thomy Jordi beschwört in einem neuen Album mit dem lapidaren Titel «8» mit einem hochbesetzten Quintett von durchwegs in Rock und/oder Pop erfahrenen Partnern (Jean-Pierre von Dach, Gitarren; Peter Wagner, Keyboards; Christian Niederer, Drums; John Voirol, Reeds) den Jazzrock der frühen Siebziger, die Musik von Joe Zawinuls «Weather Report», Herbie Hancocks «Head Hunters» und, vor all diesen, der Bands des «elektrischen» Miles Davis. Allein, Jordi ist nicht nur ein formidabler Bassist (hier natürlich auf dem E-Bass). Er ist ein grossartiger Komponist. Er denkt nicht daran, Titel von Miles nachzubuchstabieren, er baut vielmehr einen eigenen achtteiligen Stationenweg von musikalischen Gemütszuständen, von «Dawn» (Dämmerung, Geburt) über «Hope», «Fear», «Fury», «Sobering» (Ernüchterung), «The Search», «Identity» bis zu «Inner Peace».

Von dieser programmatischen Seelenwanderung mag man halten, was man will. Der Wechsel im Zyklus der musikalischen Aggregatzustände ist grossartig, der integrierte Sound der Band nicht einmal in den heftigen Ausbrüchen erschlagend oder pleonastisch fett, vielmehr durchsichtig, ökonomisch, luzid – erst recht in den balladesk-nachdenklichen Teilen. Ein höchst kreativer Umgang mit Vergangenheit also. *Stories in an almost classical mode.* (Dazu gehört, dass das Album als LP erscheint. Wer keinen Plattenspieler mehr besitzt: Ein Download-Code wird mitgeliefert.)

LEBEN HEUTE



WUNDERBARE WELT

MvH hilft nicht

Mark van Huissing

Wenn man die *Spiegel*-Bestsellerliste anschaut, erfährt man, was man schon befürchtet hat: Leser und vor allem Leserinnen suchen Hilfe. Im Februar beispielsweise waren die Plätze 1, 2 und 3 bei den Taschenbüchern belegt von *self-help books* («Das Kind in dir muss Heimat finden – Der Schlüssel zur Lösung (fast) aller Probleme» oder «Von jetzt auf Glück – Wiederfinden, was so nah liegt») respektive Ratgebern («Frei und unverbogen – Kinder ohne Druck begleiten»).

Ihr Kolumnist ist immer an Hilfe und Ratschlägen interessiert (plus gönnt anderen Schreibern ihre Honorare). Er neigt bloss zu Zweifeln, ob die Mehrheit der Helferinnen sowie Ratgeber mit ihren Texten irgendjemandem hilft ausser sich selbst.

Anlageberater etwa verdienen Geld in der Regel mit Beratung, nicht mit Anlagen. Und Glück-finden-Buch- oder Erziehungsratgeberautorinnen sind vermutlich nicht glücklicher als das Bevölkerungsmittel beziehungsweise haben keine liebener, klügeren, besseren Kinder. Ich bin der Schreiber des Buchs «How to Be a Star», nebenbei erwähnt, und mein neuestes heisst «Mann, Baby, Mann – Wenn aus Männern Väter werden».

Im Normalfall helfen Selbsthilfebücher, aber auch Lebens- oder Business-Beratungen beziehungsweise Nahrungsergänzungsmittel, die widerstandsfähiger machen / zu vollerm Haar verhelfen / die sexuelle Lust steigern sollen, wenig. In den besten Fällen sind sie zielführend, was super ist (auch wenn's mehr mit dem Placeboeffekt zu tun hat). In den seltenen schlechtesten Fällen richtet die «Lösung» Schaden an, worum ich mich hier nicht kümmern kann.

Weil ich Spaltenzentimeter benötige für eine Ausgangslage, in der ein edlerer Mensch Anteilnahme zeigen würde – nämlich wenn ein Helfer trotz (oder wegen) seiner Einsichten die eigenen Probleme nicht lösen kann. An Jordan Peterson lässt sich zeigen, was ich meine: Ich habe seine «12 Rules for Life» gelesen, wie Millionen andere auf der Welt. Der Professor und Psychologe aus Kanada kann schreiben, keine Frage, und denken ebenfalls, so sieht's aus. Ich mochte etwa seine Recherche über die Soziobiologie des Hummers.

Doch wo blieben die Erkenntnisse, seine zwölf Regeln fürs Leben eben, als er vergangenes Jahr einen *meltdown*, Zusammenbruch, hatte – wie viel half dann «Steh aufrecht und mach die Schultern breit» (wie im Buch am Beispiel des Krustentiers erklärt, falls ein solches Schultern hätte)? Was nützte ihm seine, verkürzt, «Hunde und Kinder, die nicht gehorchen, verdienen Schläge»-Sichtweise, als er sich infolge der Krankheit seiner Frau mit Benzodiazepinen sedierte? Und was trug die Bibel, in der er sonst Antworten findet, zur Lösung bei, als er versuchte, das Feuer mit Benzin zu löschen respektive sich von den Benzos mittels Ketamin zu lösen?

Jetzt ist der «gefährliche Denker» (in sozial-liberalen Zeitungen und Zeitschriften so beschrieben, weil er a) ein mittelalter weisser Mann ist, b) ein Konservativer und c) ein Chauvi vielleicht) wieder fast gesund und auferstanden. Denn eine Art Fortsetzung seiner Regeln kommt raus («12 More Rules»); ein

Ob die Mehrheit der Helferinnen sowie Ratgeber irgendjemandem hilft ausser sich selbst?

Verlagsmanagertrick übrigens, wenn ein Autor Erfolg hatte, aber (noch) nicht das Zeug dazu, einen neuen Bestseller zu schreiben.

Peterson ist nicht der Einzige, der hohe Standards setzt und verbreitet; seine Story hat bloss Aktualität (und vielleicht war sein Rockstar-Auftritt zuvor ein wenig zu pomphaft). Und er ist ein prima Platzhalter für andere Gross-Ego-Alphamännchen- und -weibchen des Hilfe-Genres, die wissen, wie die Welt und das Leben funktionieren (bis sie es vielleicht mal anwenden sollten – und dann nicht wissen, wie's geht); von Paulo-«Krieger des Lichts»-

Coelho über Rolf-«Klardenker und Gutleber»-Dobelli bis Dechen-«Buddha-Sängerin und -Heilerin»-Shak-Dagsay.

Schon klar: Niemand wird gezwungen, solche Bücher zu lesen oder Mantras zu hören beziehungsweise ihren Verbreitern zu glauben (genauso wenig wie dem Autor dieser Spalte). Was ich aber in Erinnerung rufe – vor allem denen, die nicht mit mir einig sind –, ist die Zeile der amerikanischen Alltagsdenker Hank Shocklee, Carlton Ridenhour und Eric Sadler, bekannt als Public Enemy: «Don't believe the hype», trau dem Rummel nicht.



UNTEN DURCH Einbrecher

Linus Reichlin

Gestern füllte ich einen Antrag auf Unterstützung durch die Schweizer Kulturförderstelle aus, weil ich durch Covid als Schriftsteller finanzielle Verluste in Millionenhöhe erlitten habe. Plötzlich wurde mir bewusst, dass es uns Künstlern zwar mies geht, aber immer noch viel besser als den Einbrechern. Die Kulturbranche wird es auch nach Covid noch geben, doch die Einbruchsbranche wird nach der Monate währenden, fast totalen Umsatzeinbusse praktisch ausgerottet sein. Existenzen, die schon von Kindheit an auf wackligen Füßen standen, werden endgültig ins Buch des Scheiterns eingetragen werden.

Denn durch den Lockdown hat sich das Arbeitsumfeld der Einbrecher so dramatisch verändert, dass selbst die cleversten Anpassungsstrategien ins Leere greifen. Früher herrschten im Winter um 16.00 Uhr optimale Bedingungen für den sogenannten Bruch: Es war schon dunkel, aber die Leute waren immer noch bei der Arbeit, fern ihrer Wohnungen. Um diese Zeit wurde früher nicht selten der ganze Wochen-

umsatz generiert. *Tempi passati* oder vielmehr *rubati!* Wo und vor allem wann soll man jetzt noch einbrechen, wenn in jeder verdammten Wohnung sieben Tage die Woche rund um die Uhr eine ganze Familie hockt? Noch dazu eine zu Tode gelangweilte! Die Mutter gafft während des Home-Office die ganze Zeit depressiv aus dem Fenster zur Strasse, der Vater führt im Garten im Tarnanzug Survival-Übungen durch, und die Kinder rauchen genau in den Gebüsch Haschisch, die den Einbrechern normalerweise als Deckung dienen.

Und genau um 16.00 Uhr erleben die in ihren Einfamilienhäusern quarantänisierten Familien ihre Tageshauptkrise. Um diese Zeit versammeln sich die Eltern drin, um zu streiten, und die kleinen Kinder sind am quengeligsten und die grösseren auf dem Höhepunkt ihres THC-Rausches. Die Hunde bellen wie verrückt gegen die Haustür oder rennen draussen im Kreis herum, nahe dem Hundewahnsinn.

Die Meerschweinchen in den Kinderzimmern versuchen, sich an den Gitterstäben ihres Käfigs den Schädel einzuschlagen, weil sie die Daueranwesenheit der entweder quengelnden oder bekifften Kinder nicht mehr ertragen. Wie soll man in einem solchen Chaos als Einbrecher erfolgreich arbeiten?! Es fehlt dazu die nötige Ruhe, sprich: die Abwesenheit aller Scheisshausbewohner! Einbrüche sind nun mal nichts für Selbstdarsteller. Sie sind das Gegenteil von Theateraufführungen: Sie werden nur ohne Zuschauer zum Erfolg.

«Du weisst aber schon», sagte mein Freund Bruno, als ich ihm dies erörterte, «dass mir vor zwei Jahren die Wohnung ausgeräumt wurde!» «Ja», sagte ich, «weil es gute Zeiten waren. Eine florierende Einbruchsbranche ist ein Zeichen dafür, dass alles in Ordnung ist. Und dass wir glücklich sind! Wie gut ging es uns doch damals, als sie dir den Erbschmuck klauten! Doch jetzt erleben wir das genaue Gegenteil: Einbruchsflaute=Lebensflaute.»

«Dann werden ja nach der Massimpfung», sagte Bruno, «die Balkon- und Kellertüren wieder so richtig schön splintern und knacken!» «Ja», sagte ich, «unsere Kellerböden werden übersät sein mit Splintern, und dann werden wir wissen: Wir haben die Seuche überstanden, jetzt geht es wieder aufwärts!» Die deutsche Grossmutter einer ehemaligen Freundin erzählte mir einmal: «Nach Kriegsende lag alles in Trümmern.

Doch eines Tages erschien plötzlich wieder ein Postbote. Da wussten wir: Jetzt geht es wieder aufwärts.» Es sind diese kleinen Hoffnungsschimmer, die uns Künstlern, aber auch den gewöhnlichen, einfachen Menschen in dunkelster Nacht die Kraft geben, langandauernde Weltkriege und Lockdowns zu überstehen. Genau mit diesem Satz beendete ich mein Unterstützungsgesuch und schickte es an die Kulturförderstelle, die meiner Meinung nach in Tränen ausbrechen und mir sofort die Kohle rüberschieben wird.



FAST VERLIEBT Unser neues Corona-Biedermeier Claudia Schumacher

«Das Home-Office hat unser Sexleben gekillt», erzählt eine Freundin im Gruppen-Call. Ihr Mann finde ihre Beine «ein wenig haarig». Sie lacht und wir auch – das tut gut. Denn ich schaue uns an, erkenne uns aber nicht. Meine Freundinnen sind schön, erscheinen aber abgetakelt und mit Extrapfunden auf Zoom. Die Jüngste, die wohl ihre Hochzeit verschieben muss, macht einen *Lätsch*. Und dann ist da die strahlende Blondine, die mit ihrem Freund vor Corona auf jeder Party bis zum Schluss blieb: Sie hat sich ein Corona-Kätzchen zugelegt und das Haus schon lange nicht mehr verlassen. Während das Tier durchs Bild hüpfet und wir unisono «Jööö» machen, denke ich: Wow, sind wir langweilig. Es gibt ein Foto von uns allen in schillernden Kleidern in einer Bar, auf dem sich ein gutaussehender Mann mit einer Jumbo-Flasche Champagner quer über uns legt. War das nicht gerade erst? Das Bild, das wir nun auf Zoom abgeben, hätte ich frühestens in dreissig Jahren erwartet. Wir sind im Corona-Jahr nicht gross gealtert, aber: im Zeitraffer verspiessert.

Ich lebe im Szeneviertel einer Grossstadt, beziehungsweise: Dort lebte ich. Denn ich bin nicht sicher, wie viel davon übrig ist. Der blasse Typ, der bei Nacht die Kultbar an der Ecke betrieb, ist verschwunden. Beziehungsweise: Er ist jetzt braungebrannt und zu jeder Zeit joggend im Park anzutreffen. Meine Freundin, die trinkfeste Stadtchronistin, hat es aufs Land verschlagen, von wo aus sie Fotos von Bäumen postet. Während eine andere Freundin ihre polyamouröse Beziehung pausiert, weil sie mit den Corona-Regeln nicht vereinbar ist, fahre ich mit meinem Liebsten am Valentinstag in eine Kleinstadt am Fluss – und trage mich ernsthaft mit dem Gedanken, raus in die Provinz zu ziehen, wo die Immobilienpreise noch vertretbar sind. Plötzlich erwische ich mich bei schmutzigen Träumen von Gemüsehochbeeten, Himbeeren im Garten und dem Geruch von frischgemähtem Rasen.

«Okay», sagt mein schwuler Freund betont nüchtern, als ich zurück in der Grossstadt bin und ihm die Annonce einer sagenhaft günstigen Provinzvilla zeige. Er schaut sie an wie hautfarbene Miederunterwäsche: Er ist schwer abgeturnt. «Ich könnte nie aufs Land ziehen», sagt er – und es ist lange her, dass ich diesen Satz in der Stadt gehört habe. Alle wollen gerade weg, raus, in die Natur, ins Gesunde. Weg von der Enge und all den vielen Menschen, die potenzielle Infektionsträger sind. «Aber was macht ihr mit euren aus Langeweile geborenen Kindern und gekauften Haustieren auf dem Land, wenn die Theater, die Restaurants und die Kinos wieder öffnen?», fragt er. «Über was willst du schreiben, nach Corona, eingeklemmt zwischen Komposthaufen und Hochbeet in der Pampa?» Er lacht und schüttelt den Kopf. Ein paar Minuten brauche ich, dann wird mir klar: Manchmal tut es gut, ausgelacht zu werden.



Sehen und träumen

Ich habe nie aufgehört, meine Zeit in Cafés zu verbringen.



Insel in der Brandung: «Café-Bar Rosenkranz», Basel.

Ich fand mein Leben in der Welt der Cafés. Sechzehn Jahre alt war ich und gewohnheitsmässiger Schulschwänzer. Ich ging morgens aus dem Haus, wartete, bis die Bibliothek öffnete, holte mir Hesse oder Dostojewski oder Tolstoi, später Hemingway, Fitzgerald und Bukowski, lief in ein Café, setzte mich hin, bestellte eine heisse Schokolade und begann einzutauchen und fortzutreiben in diesem Kosmos der Worte, Sätze und Geschichten, in Kellerlöcher, in weite Landschaften, in Liebe und andere Tragödien, in Schuld und Unschuld, Krieg und Frieden, und ich schrieb alles auf, was mir dabei durch den Kopf ging. Nach einer Stunde begannen die Kellner mit schrägen Blicken auf mich zu schauen, und ich packte meine Welt in meine Tasche und ging ins nächste Café, wo sie sich erneut ausbreitete.

Seine Liebe, sein *oldschool* Mercedes

Ich musste deswegen eine Klasse wiederholen, was mir aber nichts ausmachte, weil ich ein Jahr lang weiter in Cafés sitzen, lesen und schreiben konnte, und die Tatsache, dass ich ein Jahr weniger würde arbeiten müssen, weil ich ein Jahr länger zur Schule gehen würde, war ein fast schon erlösender Gedanke. Seither hab ich nie aufgehört, meine Zeit in Cafés zu verbringen. Es müssen, zusammengezählt, inzwischen Jahre sein, aber es war nie verschwendete Zeit. Es gibt kaum einen besseren Ort, um auf die Welt, das Treiben der Menschen und sich selbst zu schau-

en, als durch das Fenster oder von der Terrasse eines Cafés. Es ist vielleicht der einzige Ort, an dem wir es vermögen, Blaise-Pascal-mässig ruhig in einem Raum zu bleiben, zu versinken in sich selbst, in Gesprächsfetzen aus anderen Welten hängenzubleiben, unerreichbar schöne Frauen zu sehen und zu träumen, die Welt zu lesen oder sie in ein Notizbuch zu schreiben, an einem Tisch zu sitzen, und nebdran erzählt der Weltenlauf all die kleinen und grossen Dramen und Komiken des Seins; es entstehen Freundschaften in Cafés, gelegentlich Weltliteratur, manchmal gar nichts. Oder man sitzt einfach nur da, um seine Einsamkeit zu vergessen. Oder um nicht alleine einsam zu sein.

Ich stehe gerade vor dem «Café Rosenkranz», dieser Insel in der Brandung der Welt, diesem Topos, in dem Paris atmet, die Provence und Berlin, der ein Wesen hat, in dem Seelen Platz haben. Caroline Rasser trank, als man das noch durfte, morgens ihren Kaffee dort, und Hansjörg Schneider las Zeitung und besprach die Welt. Ich selbst schrieb dort oft, wenn mir zu Hause die Decke auf den Kopf fiel oder in meinem Kopf nichts drin war. Marc steht auch draussen, der Besitzer, eine Basler Sonne voller falscher Sanftmut scheint, wir rauchen, und er fühlt sich gleichzeitig nach Exekution und Beerdigung.

Marc geht grad unter im Sog des Shutdowns, der ihn seit sechseinhalb Monaten nach unten zieht ins Nichts. Seine treuesten Begleiter sind noch seine Liebe, sein *oldschool* Mercedes und

die Dämonen der Nacht, die ihn regelmässig um vier Uhr früh heimsuchen. Er, ein ehemaliger Tänzer und Choreograf, sah schon besser aus, muss man sagen. Heute morgen lag ein Brief vom Departement für Wirtschaft und Soziales in der Post. Seinem Gesuch um Hilfe könne entsprochen werden und so weiter. Man überweise ihm Fr. 4053.70. Und irgendwann würde nochmals was in der Grössenordnung kommen. Welch eine Schande.

So ist die Schweiz geworden

Ich dachte lange, die Schweiz sei im Dschungel dieser Welt wie ein angenehmes Café, in dem für jeden ein freier Stuhl parat steht. Man sitzt dort und schaut auf die Welt draussen, wie sie sich abmüht und Dinge viel schlechter kann, im Sommer ist es kühl, im Winter warm, da ist eine seltsame Geborgenheit, die sich aus Höflichkeit speist und dem Funktionieren von vielem, da sind genug Mittel, dass keiner verzweifeln und ins Elend gucken muss. Da ist ein Land, eine Nation, ein Sozialwesen, das hält, was es verspricht. Unglaublich, wie naiv ich war.

Das Café, das die Schweiz in meiner Vorstellung mal war, ist zu einem schäbigen Ort geworden. Wie eines dieser Lokale, die auf Fotos tolle Menüs zeigen und einem dann irgendeinen überteuerten Scheiss ohne Herz und Seele an pflegeleichten Resopaltischen – nein, nicht servieren, man muss es aus Kostengründen auch noch selbst holen. So ist die Schweiz geworden.

Sein Geist folgt dem Körper

Der frühere Opernsänger Bernhard Schafferer, 46, unterrichtet heute Yoga. Er musste Vorurteile überwinden.

Als Morgenritual trinke ich einen halben Liter warmes Wasser, um meinen Körper zu entgiften. Danach lerne ich Französisch. Wer seit zwanzig Jahren in Basel wohnt, sollte das können. An Wochenenden verreise ich gerne. Regelmässig besuche ich meine Eltern in Österreich, wo ich aufgewachsen bin. Ich war musisch begabt, spielte Gitarre und besuchte das Musikgymnasium. Am Mozarteum in Innsbruck studierte ich Musikpädagogik. Ich spielte Querflöte und sang, das ist meine Leidenschaft. Bis ich 35 Jahre alt war, arbeitete ich an einer internationalen Karriere als Sänger. Nach einem Jahr in London kam ich via Den Haag nach Basel. Ich träumte davon, ein Star zu sein, war es dann aber doch nicht. Also entschloss ich mich, etwas anderes zu machen.

Meditieren und Putzen

An der Uni Basel schrieb ich mich für «Nachhaltige Entwicklung» ein und schloss mit dem Master ab. Währenddessen kam ich mit Yoga in Verbindung. Vor gut fünfzehn Jahren besuchte ich bei Regula Guldemann meine erste Power-Yoga-Stunde im Unisport. Ich war hin und weg. Zuvor dachte ich, man sitze nur da und atme ein bisschen – ich schwitzte aber wie nie zuvor. Yoga war das Anstrengendste, was ich je gemacht hatte. Fortan begann ich, regelmässig Yoga zu machen. Und schnell spürte ich positive Auswirkungen: Ich wurde ruhiger, schlief besser und verdaute einfacher.

Ich beschloss dann, nach Bad Meinberg in Deutschland zu gehen, um dort, im grössten Ashram Europas, eine vierwöchige Yoga-Ausbildung zu machen – sehr strukturiert, fast militärisch. Ab sechs Uhr morgens musste ich auf der Matte sitzen. Das Programm dauerte den ganzen Tag und beinhaltete Meditieren bis Putzen. Sonst war alles eingeschränkt: das Essen, kein Kaffee und kein Alkohol und natürlich Nachtruhe. Ich lernte viele Übungen, Philosophie und Anatomie, Sanskritbegriffe und manches mehr, konnte danach aber noch nichts. Yoga unterrichten lernt man, indem man es macht.

Und da geht mein grosser Dank an Regula Guldemann, meine erste Lehrerin, die mich förderte und unterstützte. An der Uni durfte ich sie immer wieder vertreten, bis sie mich in ihrem Studio Niyama einstellte. Seit zehn Jahren unterrichte ich dort Yoga und Pilates.

Daneben arbeite ich bei der Kult Kino AG, bei der ich unter anderem Tickets verkaufe.

Damit begann ich während des Studiums. Ein eigenes Studio möchte ich nicht, es gibt schon beinahe an jeder Ecke eines. Die Umstellung auf Online-Unterricht während Corona fand ich eine tolle Möglichkeit. So konnte ich mit meinen Yogis in Kontakt bleiben. Über meine Website biete ich neu eigene Stunden an, vorwiegend für Frauen. Männer tun Yoga ja pauschal als Frauensport ab. Wer sich dann aber getraut und das erste Mal kommt, sagt meist: «Ui, das ist ja total anstrengend.»



«Hin und weg»: Yogalehrer Schafferer.

Anstatt grosse Muskelgruppen aufzupumpen, steigert Yoga Achtsamkeit und Disziplin, Ausdauer, Flexibilität und Wohlbefinden, und es stärkt das Immunsystem. Yoga heisst Eigenwahrnehmung und Achtsamkeit, die ich frei von Esoterik vermittele. Wir leben in einer christlich dominierten Gesellschaft, unser Hintergrund ist kulturell anders als in Indien, und daher brauche ich auch keine spirituellen Ausdrücke und Floskeln. Ich konzentriere mich auf den physischen Teil und die Atmung. Aus eigener Erfahrung weiss ich: Der Geist folgt dem Körper.

Dass ich mit Yoga-Unterricht meinen Lebensunterhalt teilweise finanzieren kann, ist ein Glück. In meiner Freizeit spiele ich Klavier oder nähe bei einem Freund, der ein Atelier hat.

Aufgezeichnet von Roman Zeller.



THIEL

Aufstand

Eggenschwiler: Es ist unglaublich, was wir Schweizer uns von unseren Politikern bieten lassen. Die Demokratie ist nur noch Fassade. Seit einem Jahr leben wir faktisch unter einer Bundesratherrschaft. Wie ist so etwas möglich geworden? Wie konnte der Bundesrat einfach so die Verfassung ausser Kraft setzen?

Kellerhals: Der Bundesrat stützt seine Herrschaft nicht auf die Verfassung, sondern auf ein Expertengremium.

Eggenschwiler: Ein nicht vom Volk gewählter Bundesrat beruft sich auf ein von der Verfassung nicht vorgesehenes Expertengremium, um eine willkürliche Herrschaft auszuüben. So funktioniert eine Diktatur.

Kellerhals: Diktatoren werden nach ihrer Regentschaft doch meistens als Verbrecher verurteilt. Könnte es sein, dass wir von Verbrechern regiert werden?

Eggenschwiler: Das kommt darauf an, ob der Bundesrat nach seiner Regentschaft verurteilt wird oder nicht.

Kellerhals: Vermutlich nicht. Wir Schweizer machen ja nie einen Aufstand, egal, was unsere Politiker machen. Wenn wir unterdrückt werden, stehen wir nicht auf, sondern denunzieren unsere Nachbarn.

Eggenschwiler: Da bewundere ich die Tschechen, Slowaken und Ungarn. Die sind damals aufgestanden.

Kellerhals: Aber die aufständischen Tschechen, Slowaken und Ungarn sind doch dann in die Schweiz geflohen.

Eggenschwiler: Die sind hier? Warum stehen sie denn jetzt nicht mehr auf?

Kellerhals: Weil sie jetzt Schweizer sind. Schweizer machen keinen Aufstand.

Eggenschwiler: Wie bringt man denn einen Schweizer dazu, einen Aufstand zu machen?

Kellerhals: Indem man ihm die Subventionen streicht.

Eggenschwiler: Dann müssen wir sofort eine Initiative lancieren mit dem Ziel, die Subventionen aufzuheben. Dann gibt es endlich einen Aufstand.

Kellerhals: Ja, aber bloss gegen die Initiative.

Andreas Thiel

Hotelessen aus der Box

Café Gourmet – Hotel Schweizerhof
Bahnhofplatz 7, 8001 Zürich
044 218 88 88

Das Hotel «Schweizerhof» am Bahnhofplatz in Zürich hat uns durch Smood ein recht gediegenes Nachtessen geliefert: Ein schottischer Rauchlachs war untadelig; leider fehlte die dazu versprochene Baguette, so dass wir erst mal ein Toastbrot aus dem Tiefkühler aufarbeiten mussten.

Perfekt im Zusammenspiel

Sonst aber funktionierte alles wie am Schnürchen, und alles kam ausreichend warm auf den Tisch: Eine Rindsconsommé war kräftig und so reichlich, dass mehr als eine Person davon profitierte. Das gegrillte Zanderfilet erstaunte mit seinem Aroma und dem perfekten Garpunkt,



und dazu wurde ein Champagnerrisotto geliefert. Der «Schweizerhof»-Burger gefiel mit seiner Üppigkeit, aber der *bun* war völlig durchweicht; man hätte ihn separat liefern sollen, mit der Aufforderung, ihn im Toaster zu regenerieren.

Züri-Gschnätzlets mit Nudeln schliesslich war so, wie man es sich von einem Haus dieser Qualitätsstufe gewohnt ist: Fleisch, Champignons und Sauce gleich gut gelungen und perfekt im Zusammenspiel.

Da das Hotel «Schweizerhof» ja auch ein Zunftlokal ist, müssen die das ja können! Ein Mousse au Chocolat «Grand Cru», hübsch mit frischen Beeren in Szene gesetzt, bildete den perfekten Abschluss eines guten Essens (rund Fr. 200.– mit Liefergebühren).

Immer noch einen Zacken schmackhafter

Viele dieser *home delivery*-Anbieter machen einen sehr guten Job, aber so langsam wird man es müde, all die Köstlichkeiten aus Bergen von Alu-Papier, Styropor-Boxen und Plastikbechern hervorzuholen. Man sehnt sich nach einem perfekten Service und dem Geschmack der frisch aus der Küche servierten Speisen, der immer noch einen Zacken schmackhafter ist.

Ja, auch unser Gaumen ist Shutdown-müde geworden! Man kann es kaum erwarten, bis die Restaurants wieder öffnen dürfen!

WEIN/PETER RÜEDI

Schöne grüne Donau

Tegernseerhof Wachau: Grüner Veltliner Superin Federspiel 2019. 13%. Brancaia, Zürich. Fr. 15.80. vinothek-brancaia.ch

Tegernseerhof Wachau: Grüner Veltliner Loibenberg Smaragd 2017. 13,5%. Brancaia, Zürich. Fr. 27.80. vinothek-brancaia.ch

Vor langer Zeit, bevor mich Weine und insbesondere welche aus Österreich interessierten, lag für mich ein dunkler Schatten über der Wachau, dem niederösterreichischen Landstrich entlang der Donau zwischen Melk und Krems. In Ödön von Horvaths Stück «Geschichten aus dem Wienerwald» spielen viele Szenen entgegen dem Titel in der Wachau, dem Wohnsitz einer dämonisch bösen Grossmutter; und wie das Stück ein vergiftetes Volksstück ist, ist darin der Schauplatz Wachau eine vergiftete Idylle und die blaue Donau ein Totenfluss.

Die Erinnerung an eines der grossen Theaterstücke des letzten Jahrhunderts ist nicht verblasst. Mit Wachau aber verbinde ich inzwischen ganz anderes. Aus der mit etwas über 1300 Hektar kleinsten Appellation des Landes kommen, abgesehen



von den benachbarten Gebieten Krems- und Kamptal, einige der grössten Weissweine der Welt, sicher die tollsten aus der Sorte Grüner Veltliner. Die hat genetisch mit dem italienischen Veltlin nichts zu schaffen, ist über einen Elternteil vielmehr eine Verwandte der wunderbar wandlungsfähigen Savagnin, aus der im Jura der berühmte Vin jaune und im Wallis der Heida oder Païen entsteht. Noch vor dem Glykolskandal, der 1985 die österreichische Weinwirtschaft erschütterte und als Reaktion darauf eine beispiellose Renaissance des österreichischen Weins auslöste, wurde in Spitz an der Donau die Vereinigung mit der noblen Affiche «Vinea Wachau Nobilis Districtus» gegründet, im Effekt eine DAC, zu deren strikten Regeln sich heute 200 Winzer (darunter alle massgeblichen Namen der Zone)

verpflichten. Vinea Wachau legt unter anderem drei Qualitätsstufen für die Weine fest (gleichviel, ob Grüner Veltliner oder Riesling): Steinfelder als unterste, dann Federspiel, und zuoberst Smaragd.

Womit wir bei den zwei sehr erfreulichen Grünen Veltlinern vom Tegernseerhof wären, einem Betrieb, den die Familie Mittelbach in inzwischen bereits sechster Generation in Dürnstein am östlichen Ausgang der Wachau führt. Die Rebberge erstrecken sich in steilen Terrassen hoch oben am Loibenberg, tiefer in Flussnähe in der Lage Superin. Beide Weine, im Stahltank ausgebaut, sind fabelhaft frische Weisse, beide mit frischen Zitrusnoten, mineralischem Biss und lebhafter Säure; auch der Federspiel mit feiner Würze und einer schönen gelbfruchtigen Aromatik (Äpfel, Birnen), saftig und nachhaltig; der grosse smaragdene Bruder noch etwas vielschichtiger in der Nase, Aprikosen, Mirabellen, am Gaumen bei aller pointierten Lebhaftigkeit etwas breiter. Eine Spur Rauch? Schöne Länge, ein rassiges Vergnügen. Man schleckt sich am Ende das Salz von den Lippen.

Ein E zu viel

Der Kia Ceed mag einen merkwürdigen Namen haben, ist aber dennoch ein hervorragendes Angebot in der Golf-Klasse.



Die einzige Unsicherheit, die ich im Zusammenhang mit diesem Testwagen kürzlich hatte, bezog sich auf die Namensgebung. Ich bin nicht hundertprozentig davon überzeugt, dass «Kia Ceed» wirklich die optimale Benennung für einen ansonsten überaus gutgemachten Kompaktwagen ist.

Die Geschichte des Namens ist allerdings durchaus interessant, denn der Ceed war das erste Kia-Modell, das komplett in Europa für den europäischen Markt entwickelt, designt und produziert wurde, weshalb die Markenstrategen des koreanischen Konzerns versuchten, die European Economic Community, abgekürzt EEC oder CEE, sowie die beiden Buchstaben e und d für «European design» in einen Namen zu verweben. Weil «Ceed» ein e zu viel hatte, wurde der Name ursprünglich «Cee'd» geschrieben und dann auf «Ceed» verkürzt.

Das ist zwar relativ schwer zu verstehen, aber zum Glück macht es einem Kia einfach, die wesentlichen Vorzüge seiner Autos nachzuvollziehen. Beim Ceed handelt es sich um ein ausgezeichnetes Angebot in der sogenannten Golf-Klasse, ein ohne viel Firlefanz versehenes kompaktes Auto, dessen wohltuende Sachlichkeit erfreulich ist.

Der Ceed ist schon in der Grundversion sehr gut ausgestattet, verzichtet wurde aber auf modische Spielereien beim Bediensystem. Die Menüs der digitalen Schnittstelle sind einfach verständlich, was je länger, je mehr zu einem

guten Verkaufsargument wird. Ich fuhr den Ceed im Kombi-Format (Sportswagon) als Plug-in-Hybrid. Das Antriebskonzept setzt sich zusammen aus einem 61-PS-Elektromotor mit 8,9-kWh-Batterie sowie einem 1,6-Liter-Benzinmotor mit 105 PS und rund fünfzig Kilometern realistischer elektrischer Reichweite. Geschaltet wird sanft über ein Doppelkupplungsgetriebe. Wenn man das Auto regelmässig abends lädt und sich am nächsten Morgen mit Besonnenheit ans Steuer setzt, ist ein Durchschnittsverbrauch von unter fünf Litern problemlos möglich, was sowohl ökologisch als auch finanziell ein überzeugendes Konzept darstellt.

Dass mit der Ausstattungslinie «Style» ausserdem mehr oder weniger alles inbegriffen ist, was Autofahren heute schön, angenehm und komfortabel macht, kommt noch dazu – LED-Leuchten sind ebenso selbstverständlich wie alle gängigen Assistenzsysteme, Sensoren oder ein Panorama-Glasdach. Dazu kommt die Garantieleistung von sieben Jahren bis maximal 150 000 Kilometer, was keine andere Marke sonst anbieten kann. Das ist dann wieder leicht zu verstehen.

Kia Ceed 1.6 GDi DCT PHEV Style Pack

Motor/Antrieb: 4-Zylinder-Reihenmotor, E-Motor/
6-Gang-Doppelkupplungsgetriebe, Vorderradantrieb;
Systemleistung: 141 PS/104 kW; Hubraum: 1580 ccm;
max. Drehmoment: 265 Nm; Lithium-Polymer-Batterie:
8,9 kWh; Verbrauch: 1,3 l/100 km; Beschleunigung
(0–100 km/h): 10,8 sec; Höchstgeschwindigkeit:
171 km/h; Preis: Fr. 40 900.–



OBJEKT DER WOCHE

Im Unheimlichen liegt der Reiz

Buffalo Bill's House
Öffnet bald als Bed and Breakfast

Besonders anmächlich ist die Vorstellung zwar nicht, eine Nacht hier zu verbringen, trotzdem wirkt das Haus auf gewisse Leute magisch. Zum Beispiel auf Chris Rowan, der das dreistöckige Gebäude in Perryopolis, Pennsylvania, vor wenigen Wochen für 290 000 Dollar gekauft hat. Der Reiz für ihn liegt in der Geschichte des Hauses. Es war Schauplatz von einigen der beklemmendsten Szenen in einem Hollywoodfilm: Hier wohnte der von der Polizei «Buffalo Bill» genannte Serienmörder im gefeierten Psychothriller «The Silence of the Lambs» (1991). Also dort, wo Clarice Starling (Jodie Foster), vom FBI im Stich gelassen, kreideweiss und fröstelnd, aber unheimlich kühn in den dunklen Keller hinabstieg und vom Killer mit Nachtsichtgerät empfangen wurde.

Dreissig Jahre danach begrüsst Film- und Requisiten-Fan Rowan die Gäste hier nun bald für Touren, Übernachtungen und Hochzeiten. Er hat das Haus an der 8 Circle Street zum interaktiven Museum inklusive Bed and Breakfast ausgebaut (buffalobillshouse.com).

Für den einen oder anderen ist das makabere Anwesen bei der nächsten Amerikareise, die hoffentlich bald wieder möglich sein wird, vielleicht einen Abstecher wert. Es liegt bei Pittsburgh in einer idyllischen Gegend mit viel Wald, ganz in der Nähe eines Flusses. Die ehemaligen Besitzer, die lange dort wohnen, versichern: «In diesem Haus geschieht nichts Böses!»

Benjamin Bögli

Arpeggios und Ostinato-Geigen

Konventionen sickern unbemerkt ins Bewusstsein und lenken die Emotionen in eine bestimmte Richtung. Eine solche Konvention sind die sogenannten Opening Themes von TV-Serien. Vergleichen Sie die Eröffnungsmusik der Polit-Thriller «House of Cards», «Designated Survivor» und «Borgen»: eine pulsierende Dringlichkeit, die sich sogar bei Polit-Magazinen wiederfindet, etwa im «Echo der Zeit». Komponiert wurde das akustische Signet des Flaggschiffs von Radio SRF von Diego Baldenweg mit Nora Baldenweg und Lionel Baldenweg. Sie sind die erfolgreichen Impresari der Schweiz für Filmmusik. Auf Anfrage sezieren sie die musikalische Formel so: Die Brisanz wird spürbar gemacht durch das Tempo und die Arpeggios, also schnelle und wiederkehrende Tonleitern. Flächige Streicher und das Blech betonen die staatstragende Grösse. Die pulsierenden Rhythmen mit wiederholenden, kurzen Ostinato-Geigen klingen wie das Ticken einer Stoppuhr und zeichnen den Wettlauf gegen die Zeit. Einmal gehört, nie mehr vergessen.

David Schärer ist Werber und Mitgründer der Agentur Rod Kommunikation.



Die Intro-Musik von Polit-Serien folgt meist demselben Muster: «Borgen».

FRAGEN SIE DR. M./DER EXPERTE FÜR ALLE LEBENSLAGEN

Mein Vater hat mir als Mädchen immer gesagt, ich solle später keinesfalls einen Muslim zum Mann nehmen, er würde das niemals akzeptieren. Jetzt ist er seit zehn Jahren von meiner Mutter geschieden und hat selber eine jüngere Freundin mit muslimischem Glauben. Ich habe damit extrem Mühe. Wie soll ich mich verhalten? Y. R., Kriens

Mit einem gewissen Lachen habe ich Ihre Lebenssituation zur Kenntnis genommen. Und ich begreife, dass Sie damit Mühe haben, was Ihnen in Bezug auf die Ratschläge Ihres Vaters und seine späteren widersprüchlichen Taten passiert ist.

Ich würde mal die Dinge nehmen, wie sie sind: Wenn Ihr Vater Ihnen als Mädchen gesagt hat, er würde «niemals akzeptieren», wenn Sie einen Muslim zum Mann nähmen, ging er anscheinend davon aus, dass er Ihnen einmal hatte vorschreiben können,



wie Ihr Mann einmal sein sollte. Das gilt schon lange nicht mehr. Aus Erfahrung weiss man, dass man Schwiegersöhne und -töchter nicht auswählen kann. Vielleicht ahnte er, dass eine Ehe zwischen Partnern mit so verschiedenen Hintergründen keine einfache sein würde, und wollte Ihnen daher davon abraten, wenn auch eigenartigerweise in Befehlsform.

Und jetzt, nachdem er zehn Jahre von Ihrer Mutter geschieden ist, hat er selbst eine jüngere Freundin «mit muslimischem Glau-

ben». Sie sehen jetzt – und Ihr Vater wohl auch –, dass Lebensratschläge zwar gut gemeint sind, aber wenn es einen selbst betrifft, diese eben dann auch wieder leicht umgestossen werden.

Sie fragen, wie Sie sich verhalten sollen. Am besten ist es, darüber hinwegzugehen und es mit Humor zu nehmen. Was der Vater Ihnen verboten hat, praktiziert er nun. Es ist eben leichter, den vermeintlich richtigen Weg aufzuzeigen, als diesen Weg selbst zu gehen.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an drm@weltwoche.ch.

Oder schreiben Sie an Redaktion Weltwoche, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Babette Keller Liechti

Sie ist die Königin der Mikrofasern in der Uhrenindustrie. Ihr gesammeltes Wissen bringt die Westschweizer Textil-Unternehmerin jetzt gegen das Coronavirus in Stellung.

Ihr Profil sei «schon ein bisschen speziell», sagt Babette Keller Liechti. Seit sie vor 34 Jahren begonnen habe, die Uhrenindustrie mit Textilien zu beliefern, lege sie grossen Wert darauf, mit Frauen zusammenzuarbeiten. Auch der Faktor Swissness sei ihr wichtig – gearbeitet wird in der Romandie. «Ich mag die Schweiz. Es hat mich nie interessiert, Weltmarktführerin oder so etwas zu werden.»

Trotzdem, in ihrem Bereich ist sie durchaus so etwas wie eine Weltmarktführerin. Sie beliefert 4500 Uhrenhersteller mit Servietten aus einer bestimmten Mikrofaser. Die Tüchlein werden gebraucht, um während der Fertigung die Teilchen zu reinigen und zu manövrieren. Auch fertigen Luxusuhren liegt oft eines ihrer Tüchlein bei. In der Schweizer Uhrenindustrie kennt und liebt man die charaktervolle Unternehmerin.

«Stein der Weisen»

An der Wurzel ihres Erfolgs steht eine Entdeckung vor 34 Jahren. Frisch verheiratet und Mutter geworden, hatte sie den Auftrag, 10 000 Stofftücher für einen Uhrenhersteller zu nähen. Nachts nähte sie die Tüchlein, die damals noch aus Baumwolle bestanden. «Baumwolle ist eine richtige Fussel-Schleuder, nach jeder Serviette musste ich die Maschine reinigen.» Sie fragte sich: «Im Ernst, die Uhrenindustrie arbeitet im höchsten Präzisionsbereich mit so einem staubigen Material?» Und machte sich auf die Suche nach Alternativen. Fündig wurde sie mit einer bestimmten Mikrofaser. «Diese reibt den Schmutz nicht einfach ab, sondern schliesst ihn in den Fasern ein.» Dadurch könne ein Tüchlein hundertmal verwendet werden. Sie schickte ein Muster an einen Hersteller. «Am nächsten Tag hatte ich ein Telefonat: «Babette, du hast den Stein der Weisen gefunden.»»

Als vor gut einem Jahr die Covid-Pandemie aufzog, ging Keller Liechti in die Offensive. Sie las alles über die Krankheit und über

Schutzmasken. «Es war mir sofort klar, dass wir mit unserem Savoir-faire einen Beitrag leisten müssen.» Die allgegenwärtigen Papiermasken aus der Medizin seien für das breite Publikum ungeeignet. «Man sollte sie nur kurze Zeit tragen, denn das Papier weicht sich auf.» Wegen ihrer schlechten Passform müsse man sie dauernd neu justieren. «Dabei besteht jedes Mal Infektionsgefahr.» Ganz zu schwei-



Zuerst die Masken: Geschäftsfrau Keller Liechti.

gen von ihrer Anfälligkeit auf Schimmel- und Bakterienbefall. «In China sind im Dezember 2020 etwa 38 000 neue Hersteller von Papiermasken aufgetreten – einige davon am Rande der Legalität, und bei den Zertifizierungen herrscht ein Wildwuchs.»

Nach Experimenten mit verschiedenen Materialien hatte sie Ende März 2020 einen Prototyp ertüfelt. Sie schrieb die Covid-Task-Force an – in der Hoffnung, dass diese eine

Schweizer Neuentwicklung freundlich begleiten und bei den Zertifizierungen behilflich sein würde. «Leider habe ich aber nie eine Antwort erhalten.» Also machte sie auf eigene Faust und auf eigene Kosten weiter. Der Weg gestaltete sich steiniger als gedacht, da die Filterfähigkeit der Mikrofasern zwar die europäischen, nicht aber die schweizerischen Kriterien erfüllte. Mit einer Technologie aus der

Uhrenindustrie schaffte sie Abhilfe. Indem man die Fasern unter grosser Hitze presst, verkleinern sich die Zwischenräume, und die Filtereigenschaften verbessern sich. Ende Oktober erlangte sie die ersehnte Empa-Zertifizierung. Seither verkauft sie die Hightech-Masken online. Neben Mikrofasern enthalten sie auch Nanofasern aus Silber, die antimikrobiell wirken.

Mehr Mut

«Unternehmerin», sagt Babette Keller Liechti, «kann man schwer werden.» Man sei es einfach. Im Jahr 2009 wurde sie mit dem Veuve Clicquot Business Woman Award ausgezeichnet. Sie selbst, sagt die Mikrofaser-Pionierin, habe in der Schweiz nie eine Diskriminierung aufgrund ihres Geschlechts erfahren. «Schon vor über dreissig Jahren konnte eine Frau das erreichen, was sie wollte.» Vielen Frauen fehle allerdings der Mut, ihre Ambitionen in die Tat umzusetzen. Glücklicherweise ändere sich das gerade. «Ich bin sicher, dass das nächste Jahrzehnt auch in der Luxusindustrie weiblicher sein wird.»

Der Preis von Veuve Clicquot sei für sie wie ein Elektroschock gewesen. «Ich blicke normalerweise in die Zukunft. Bei der Kandidatur war ich gezwungen, mich mit meiner Vergangenheit zu befassen.» Daraufhin schrieb sie ihre Autobiografie, die druckreif beim Verleger liegt. Es fehlt nur noch ihre Unterschrift. «Gerade jetzt habe ich dafür aber keine Zeit. Die Masken haben Priorität.»

Florian Schwab

Vom Unterhalter zum Unternehmer

Einwanderersohn Valentino, einst «Moshammer von Zürich» genannt, hat in den letzten 35 Jahren ein beachtliches Coiffeur- und Lifestyle-Reich aufgebaut. Was plant er Neues?

Mark van Huisseling

Er begrüsst mich wie einen Freund, einen lang verlorenen Freund. Unser letztes Gespräch fand vor siebzehn Jahren statt, seither haben wir uns nur einmal wieder gesehen. Erinnert er sich an mein Gesicht? Kaum. «Ich erinnere mich an dich, vor allem an deinen speziellen Familiennamen», hatte er kürzlich auf meine E-Mail geantwortet, in der ich um ein Treffen bat. Weshalb stand er dann schon bereit, um mich zu empfangen, als ich die Türe öffnete? Easy – wie viele mittelalte, haarlose Männer betreten zur vereinbarten Zeit sein neues Coiffure-Geschäft? Andererseits: Normalerweise muss man sich am Empfang melden und auf den obersten Chef warten. Valentino hingegen, das ist die Botschaft, ist nicht bloss Chef, sondern auch Gastgeber. Und zwar ein leidenschaftlicher, herzlicher. «Schau, eine schöne Frau [eine Mitarbeiterin, die gerade dort steht], eine schöne Bar – wir nehmen dann Espresso und Prosecco, wenn wir das Interview machen, gäll?»

Doch zuerst gibt's eine Tour durch das Lokal, mit Innengestaltungs- und Business-Eckdaten – «11 Meter lange Spiegeltheke, Platz für 14 Kunden – wo gibt's so was?», «4,50 Meter hohe Räume, häsch gseh?», «Hier machen wir Nägel, hier Extensions [Haarverlängerung/-verdichtung]». Anschliessend nehmen wir Platz im «Farbstudio», einer Galerie in einer Ecke, und er antwortet auf meine Frage, wie die Geschäfte laufen: «Ich bin glücklich und selber beeindruckt, dass wir's geschafft haben, Mark, über so viele Jahre. Und letztes Jahr wäre das Top-of-Top-Jahr geworden – ohne Corona. Unglaublich.»

Ab wann es lustig wird

Sein Unternehmen, von ihm vor 35 Jahren gegründet, beschäftigt zurzeit 108 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in 12 Betrieben in Zürich und Rapperswil. In den vergangenen Jahren hat er Niederlassungen geschlossen, «von der Zahl her sind wir kleiner geworden, von den Inhalten her eher am Wachsen», sagt er. Geschäftszahlen gibt Valentino, bürgerlich Claudio Orazio Scattina, 60, nicht bekannt. Er

sagt aber: «Eine halbe Million muss mindestens reinkommen im Monat, damit alles in Ordnung ist. Aber anfangen, lustig zu werden, tut es erst ab diesem Betrag.» Mit sechs Millionen Franken Einnahmen jährlich kann er also Löhne, Mieten und weitere Kosten bezahlen, bedeutet das. Seine Einnahmen dürften in einem guten Jahr vielleicht bei sechseinhalb Millionen liegen, schliesslich scheint er's lustig zu haben. Die Firma darf wohl als grösste Premium-Hairstylisten-Kette der Schweiz beschrieben werden.

Er lieferte nicht nur, was Kunden erwarteten, sondern auch, was Journalisten bestellten.

«Wir sind nicht Coiffeure, wir sind Lifestyle-Maker», sagt er. Sein Unternehmen decke den gesamten Beauty-Bereich ab, sagt er, es werde auch *care*, Pflege, für Nägel und Haut angeboten. Lange Zeit fiel Valentino zudem als Unterhalter auf. Wenn Berühmtheiten aus dem Showgeschäft in die Stadt reisten, wurde er beauftragt, sie zurechtzumachen; den Job erledigte zwar meist eine Mitarbeiterin oder ein Mitarbeiter, doch der Boss erzählte von den Begegnungen. Noch heute erinnert er sich an seine erste richtig bekannte Kundin – Nina Hagen vor einem Auftritt im Schweizer Fernsehen, es war Ende der 1980er Jahre, und er sei nervös gewesen. In den Jahrzehnten danach folgten viele weitere *visiting celebrities*, etwa Gäste des Zurich Film Festival und Hunder-

te Teilnehmerinnen sowie Teilnehmer von Dating- und anderen Shows auf Tele Züri et cetera, die von Valentino Coiffure aufgehübscht wurden. Für den *Blick* war er denn auch der «Experte in Stilfragen», für die *Schweizer Illustrierte* der «Star-Coiffeur» und für die *Sonntagszeitung* der «Moshammer von Zürich».

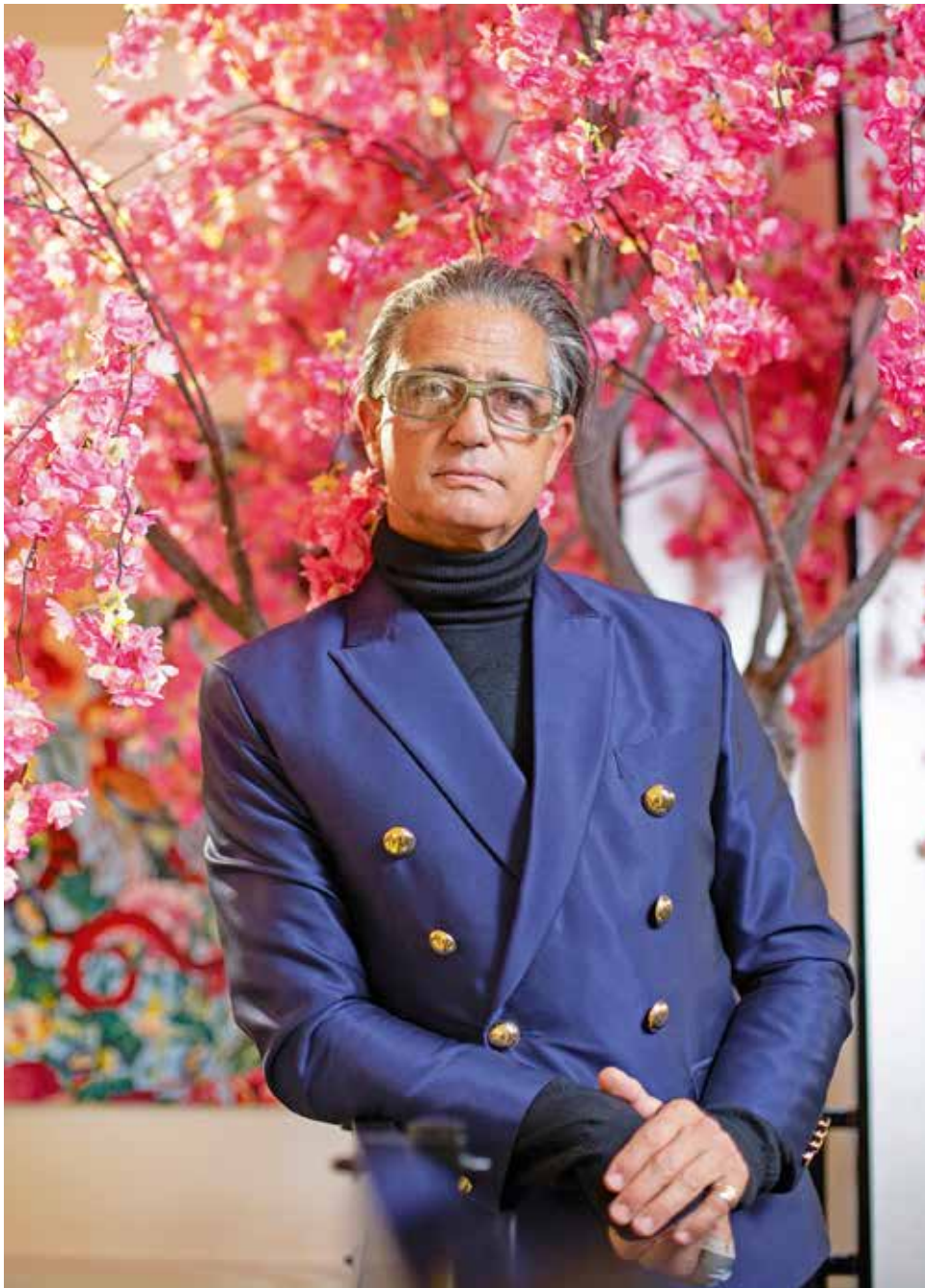
Er lieferte nicht nur, was Kunden erwarteten, sondern auch, was Journalisten bestellten. «Du musst auffallen», war die Überschrift eines Porträts im *Züritipp*, einer Beilage des *Tages-Anzeigers*; den Reporter hatte er teilhaben lassen, wie er am Vormittag in seinem farbig durchgestylten Salon, in dem es wie in allen seinen Geschäften eine Bar gab, Champagner servierte und am Abend eine Party organisierte. Der Coiffeur sei zum Ärgernis ruhebedürftiger Anwohner geworden, stand in der Zeitung, und zum Schrecken der Beamten – einer habe ihm gesagt: «Sie wissen ja gar nicht, wie oft wir wegen Ihnen Telefonanrufe kriegen.» *Se non è vero ...* (ist es gut erfunden). Wie andere Episoden und Einblicke aus seinem Leben; als ich ihn seinerzeit in Erlenbach besuchte, wies er mich während der Führung durchs Haus im Schlafzimmer auf die Handschellen hin, die an einem Bettpfosten hingen (ich hatte aber bereits im Bericht eines anderen Reporters davon gelesen).

Das war damals, und das ist heute. Das erwähnte *Züritipp*-Porträt, der letzte grössere Bericht über ihn, erschien 2013. Seither hat sich die Zeit verändert. Und er sich ebenfalls. Er ist zwar immer noch unterwegs im Arbeitstag wie ein Darsteller in einem Film im Schnellschlauf. Und auch die äusserliche Beschreibung, «braun gebrannter Stimmungsaufheller mit lackiertem schwarzem Rossschwanz» (*Tages-Anzeiger*), trifft noch zu. Doch in seinem Arbeitsleben bekommen andere Gebiete mehr Zeit und Energie als früher, plus sein privates Leben ist ihm heute wichtiger.

Als hätte es das Stichwort mitbekommen – unwahrscheinlich bei dem Geräuschpegel von laufenden Föns –, steigt ein Mädchen zu uns auf die erhöhte Ecke. «Indiana, nimmst du bitte s *Mäskeli* ab?», sagt er und stellt mir seine Tochter vor. Die 16-Jährige tut's und lächelt. Sie lebe hauptsächlich in Palma auf Mallorca, wo er



„Und jetzt halten Sie den Telefonhörer an die wunde Stelle, und ich drücke Ihnen die Salbe durch...“



«Ich war ein Che-Guevara-Typ früher»: Geschäftsmann Valentino.

seit einigen Jahren eine Wohnung habe, erzählt er, am Paseo Maritimo, zuvor im Besitz der Familie Gris, Nachfahren des Malers, *primera división* also, und jetzt Eigentum von Signor Scattina. «Sind zurzeit in Spanien Schulferien», frage ich auf die Tochter bezogen. Nein, aber sie besuche eine Beauty-Schule und zurzeit mache sie ein Praktikum bei ihm, sagt er. «Abgesehen davon ist sie wie ich: Sie schaut lieber aus dem Fenster als zum Lehrer. Aber kann trotzdem schon alles, was es im Geschäft braucht.»

«Indiana», erklärt er – weil die Mutter, seine Partnerin, aus Indien stamme und Anna nach seiner Mutter. «Meine Mama ist . . ., leider . . ., lebt nicht mehr», sagt er. Es verschlägt ihm kurz die Stimme, in den Augenwinkeln bilden sich Tränen, tatsächlich. Das ist nicht aufgesetzt, nicht einstudiert, ich nehme es ihm ab.

Er ist ein harter Hund im Business bestimmt, hat aber auch eine weiche Seite, jedenfalls wenn's um die Familie und Freunde geht, so sieht's aus.

Seine Eltern waren aus Sizilien seinerzeit in den Norden gezogen, nach La Spezia in Ligurien. Und von dort in die Schweiz. Valentino sagte mir, er sei im Zürcher Seefeld aufgewachsen (im *Tages-Anzeiger* stand in Oberengstringen). Schweizer Pass hat und will er keinen – wozu denn? «Ich war ein Che-Guevara-Typ früher», sagt er, und heute sei er wenigstens «ein Südländer», ein solcher braucht nicht den roten Pass mit weissem Kreuz.

Vor über 35 Jahren arbeitete Valentino, damals noch ein Claudio, als Angestellter im Zürcher Salon «En Vogue» von Claudio Tollardo. Nach einem Jahr oder so machte dieser ihn zum

Geschäftspartner. Das habe aber nicht funktioniert, sagt Tollardo, bereits nach sechs Monaten haben sie sich wieder getrennt. «Ich wollte fachlich ganz nach oben, Valentino war das Geschäftliche schon damals wichtiger als das Handwerkliche.» Es scheint, als sei der Entscheid der richtige gewesen für beide: Tollardo ist stolz darauf, dass seine Betriebe – darunter einer in Dubai und einer in Moskau – zu den «Leading Salons of the World», einem Netzwerk «exklusiver Haarkünstler» (Eigenreklame), gehören.

Valentino dagegen sagte mir bereits 2003, er sei zwar das Label seiner Firma nach aussen, aber er brauche sich nicht um neuste Modetrends zu kümmern – dafür habe er Mitarbeiter. Er sei dagegen der, der wisse, «wo es sich lohnt, den Pickel reinzuhauen», wie man Geld verdiene also. «Mein Freund Valentino», sagt Tollardo, «ist vergleichbar mit DJ Antoine – eine grosse Nummer in den Augen der Kunden, aber für die führenden DJs keine Konkurrenz.»

Delegieren und loslassen

Was aber auch er Valentino zugesteht: dass der delegieren und loslassen könne. Er hat sein Geschäft so aufgestellt, dass es ihn darin nicht mehr allzu häufig braucht. Vier seiner Geschäftsführer sind beteiligt an ihren jeweiligen Salons und führen diese unternehmerisch. «Ich bin jetzt befreit», sagt Valentino.

Dieses Gespräch fand kurz vor seinem sechzigsten Geburtstag statt. Bevor er sein Haus in Erlenbach, das er als «eine Art WG» bezeichnet, verliess, um den Rest des Schweizer Winters am Strand der südthailändischen Insel Phuket zu verbringen, wo er ebenfalls eine Wohnung hat. «Es geht mir immer besonders gut, wenn ich dort bin», sagt er. Und es kämen ihm viele Ideen fürs Geschäft – «ich schicke eine E-Mail nach der anderen nach Zürich», sagt er.

What's next, möchte er noch mal was anpacken? Im Grunde schon, sagt er. Und erzählt von einem Plan, der sozusagen fertig ist: Community Housing, Häuser voller kleiner Wohnungen oder Zimmer für bestimmte soziodemografische Gruppen – Studenten, Künstler, Schwule und so weiter – entwickeln, zusammen mit der Stadtverwaltung möglicherweise, die dort günstigen Wohnraum, preiswerte Ateliers, Restaurants und so weiter finden, alles unter einem Dach. Klar, während einer Pandemie kein idealer Entwurf. Doch in ein paar Jahren – ein Hit vielleicht. «Und, wirst du's tun?» – «Ich weiss es noch nicht», antwortet er. Er sehe dabei, neben Chancen, auch ein Problem: Es hiesse dann wieder, «*mä chönnt, mä sött, mä müesst* . . . Aber machen muss es dann der Valentino.» Denn er könne nicht gut nein sagen, sagt er.

Sollte er's machen – ich neige zu Zweifeln –, haben Sie's hier zuerst gelesen. Andernfalls bleibt er der Secondo, der vom Unterhalter zum Unternehmer aufstieg und den Ausstieg geschafft hat wie den Aufstieg.

Die Marie-Antoinette des ZDF

Junge Menschen werden von ihren Idolen für den Sozialismus begeistert.



Viele junge Menschen romantisieren heute wieder sozialistische Ideen, in den USA, aber auch in Deutschland und in der Schweiz. Die Überzeugung, der Sozialismus schaffe eine bessere Welt für alle, aber auch äussere Einflüsse tragen zu dessen Popularität bei. So auch Personen, die eine starke Präsenz in den Medien und Social Media haben: Influencer.

Neulich bin ich über eine Aussage gestolpert, die Jan Böhmermann, einer der bekanntesten Entertainer im deutschsprachigen Raum und Idol einer gigantischen Anzahl junger Menschen, im vergangenen Herbst bei «Titel, Thesen, Temperamente» gemacht hatte: «Durch das Buch [sein eigenes Twitter-Tagebuch] zieht sich eine politische Forderung: Google verstaatlichen, Facebook enteignen und Twitter regulieren», so der Satiriker, dessen Show «ZDF Magazin Royale» im ZDF-Hauptprogramm erscheint. «Das muss alles vergemeinschaftet werden. Das ist systemrelevante Infrastruktur, genauso wie im 19. Jahrhundert Eisenbahnen, wie irgendwann Telefon oder Fernsehen. Das kann man eines Tages wieder privatisieren. Aber zuerst muss das vergemeinschaftet werden. Es geht gar nicht anders. Es ist zu wichtig.» Er sehe die Gefahr, dass Rechte und Rechtsextreme das Internet besser zu nutzen verstünden als «die demokratische Mehrheitsgesellschaft».

Bei Böhmermann, der auf Twitter User blockt, mit deren Meinung er nicht übereinstimmt, heisst das: Leuten, die Dinge sagen, die er für falsch hält, sollten die entsprechenden (privaten) Plattformen entzogen und an den Staat übertragen werden – also sollte ein bisschen die demokratische Mehrheitsgesellschaft enteignet werden.

Enteignungsfantasien lassen ja immer tief in die Seele eines Menschen blicken. Man stelle sich vor: Da sind Unternehmer, die mit Face-

book und Google etwas Grossartiges aufgebaut haben – und dann nimmt man es den Gründern einfach weg. Dem ZDF-Angestellten Böhmermann, der beim teuersten öffentlich-rechtlichen Rundfunk der Welt arbeitet (verschlingt acht Milliarden Euro im Jahr), tut das offenbar nicht weh. Das zeigt, dass dieser Influencer nicht den Hauch von Respekt gegenüber Gründern, Unternehmern und deren Innovationsgeist hat. Und auch nicht versteht, wie solche Mechanismen, wie der Markt und Innovationen funktionieren.

Denn, sind wir ehrlich, würde man diese Unternehmen verstaatlichen, wären sie nach spätestens zwei Jahren unbrauchbar. Gerade bei IT-Projekten hat der Staat ja immer wieder seine ramponierten Fähigkeiten bewiesen. Weil aufgrund seiner hohen Störanfälligkeit ein staatliches Facebook die meiste Zeit nicht rundlaufen würde, hätte es bald nur noch einen Zehntel der Nutzer – dafür können Beamte nach Böhmermann-Art bestimmen, wer dort posten darf und wer nicht. Er selbst würde sich gewiss anbieten, die enteigneten Unternehmen als Minister für soziale Medien oder noch besser als Vorsteher des Ministeriums für Wahrheit zu lenken.

Und auch der Gedanke ist ergiebig: Jetzt generieren Unternehmen wie Facebook Unmengen von Geld. Würde man sie verstaatlichen, würden sie in zwei Jahren Unmengen von Geld benötigen.

Weiter würden durch die untauglichen staatlichen sozialen Netzwerke motivierte, innovative IT-Genies bald neue, bessere Plattformen erschaffen, vielleicht Nosebook und Twotter, und alle würden diese nutzen. Nur wäre das aufs Neue problematisch, weil ja laut Böhmermanns Vorstellungen alle nur beim staat-

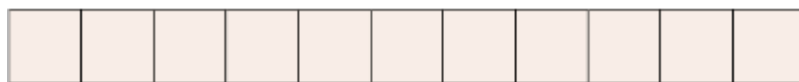
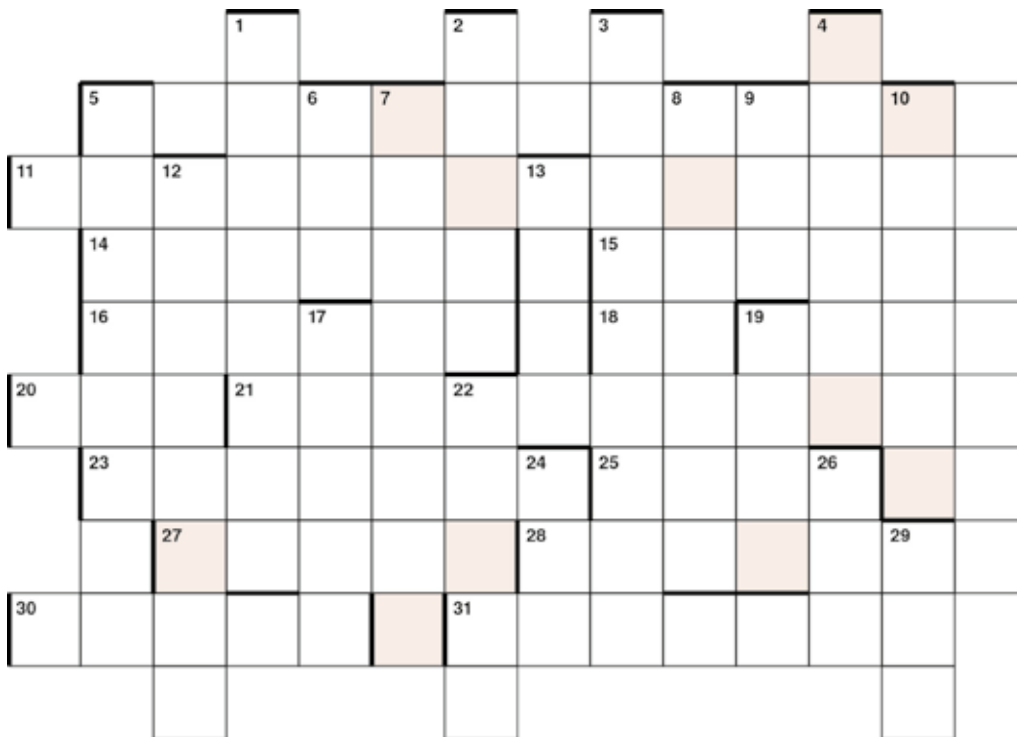
lich regulierten Twotter twottern dürfen. Man müsste diesen Gründern also wiederum ihr gutfunktionierendes Produkt wegnehmen. Am einfachsten verbietet man gleich im Zuge der ersten Enteignungswelle den Aufbau neuer Netzwerke und ruft einen Innovationsstopp aus.

Die Enteignungsideen sind so absurd, nicht einmal Böhmermann kann daran glauben, dass so etwas je funktionieren würde, und ich hoffe, seine Äusserungen sind nur als Provokation gemeint. Wenn nicht, würde ich mir als Programmchef ernsthaft Sorgen machen. Das hiesse nämlich, dass sich die Marie-Antoinette des ZDF überhaupt nicht mehr spürt, sich für unantastbar hält. Vielleicht wäre es besser, Ihre Majestät würde einmal darüber nachdenken anstatt über die Enteignung von privaten Unternehmen.

Verstehen Sie mich nicht falsch, natürlich dürfen Angestellte von öffentlich-rechtlichen Sendern der Welt ihre politische Meinung mitteilen. Dürfen als Influencer ihre mehrheitlich jungen Fans (2,2 Millionen Follower hat er alleine auf Twitter) mit Enteignungsfantasien und sozialistischem Gedankengut vertraut machen. Dürfen mit extremen Ansichten leichtfertig Steuerzahler vor den Kopf stossen, von denen viele ihre Sendungen alles andere als freiwillig mitfinanzieren.

Aber man sollte sich halt dann als öffentlich-rechtliche Sendeanstalt, egal wo, nicht wundern, wenn solche Provokationen nach hinten losgehen. Denn damit tun diese Angestellten mehr für den Missmut der Leute gegen die öffentlich-rechtlichen Sender als alle einseitigen Kommentare und Berichterstattungen der öffentlich-rechtlichen Sender zusammen.

Folgen Sie unserer Autorin auf Twitter@TamaraWernli



Lösungswort — Paff! Bumm! Psch!

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — **5** Hält, wer nicht fällt und verliert, wer übermässig pokuliert. **11** Effektiv ist bei dieser Angelegenheit ein Gespür dafür eine Notwendigkeit. **14** Hierbei müssen Gruselfans nicht allzu lange hirnen: Gehirntoter auf der Suche nach Gehirnen. **15** Früher wurde damit noch der Kirche gedacht, heute wird dabei vor allem Rummel gemacht. **16** Die landen nach einer langen Reise beispielsweise im Fruchtsalat. **18** St. Zehn-hoch-zwei-Kubikdezimeter. **19** In grossen und kleinen Scheiben und Scheinen oder eine der hoppen Zeilen beim hippen Reimen. **20** Die Konfitürezzutat ist kräftig und gesund. **21** Spezialisten im Sich-etwas-Ausmalen nach Zahlen. **23** Das Buschtelefon läuft gemeinhin heiss, solange nicht jeder den neusten weiss. **25** Anglistisch historisch frisch, anglizistisch hauptsächlich vortrefflich. **27** Sie gehört zu den giftigen Kriechern, er zu den hundartigen Viechern. **28** Worin einer sich nach dem Aussersichgehen befindet. **30** Etwa die Einreise in die USA nach der Einreise in die USA. **31** Ein Keilteil eines «Zerkeilteilers».

Senkrecht — **1** Wie die, die aus deutschen Landen stammten, Caesars Teil des Jahres nannten. **2** Die Vorstecher, Durchlocher oder Nachbohrer. **3** Erschreckend konsterniert bis schrecklich traumatisiert. **4** Schicksalhaft ein Leid, beim Beinkleid unten breit. **5** Von der Schwerkraft verursachtes dauerhaftes Schwippen und Schwappen der nassen Massen. **6** Eines Ex-POTUS Bruder, eines Ex-POTUS Sohn. **7** S Boarische Meer natürl. **8** Kein Schein für die Demokratielotterie, sondern ungefähr von ungefähr. **9** Was da hier ist, wo là da ist. **10** C'est de l'hébreu, en anglais. **12** Da steppt nicht nur der Bär, dabei trabt der Fuchs. **13** Macht aus viel noch viel mehr, doch aus wenig weniger. **17** Damit dirigieren Komponisten Dirigenten oder Organisten zum stellenweisen Ziehen aller möglichen Register. **19** Der mutige und stolze Johnny hat ein knallrotes aus Gummi. **22** Auch den Blick eines Jean Tête-en-l'air bannt heutzutage vermutlich der. **24** System, in dem acht mal acht 40 macht. **26** Eine Art von Nicht-Desktop ruht namentlich auf dessen top. **29** Kurz für die filmreife Explosion sowie den zugehörigen Ton.

I=J=Y © Andri Martinelli – Rätsel-factory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 706



Waagrecht — **4** GEISTERFAHRER **11** ZENSURVERBOT **14** TEENIE **15** MOW: engl. mähen (Anspielung auf «Row, Row, Row Your Boat») **16** HOHL **17** (Kuckucks)UHR **18** BRISANT **19** ARMBEUGE **20** SCHAF **22** TIEFER **24** ROSSES: Genitiv von Ross **26** EGLI: Anagramm von «Igel» **27** NEED: engl. Bedürfnis **28** Mein Hut, der hat drei ECKEN (Singspiel) **29** LENNE: Fluss in Nordrhein-Westfalen **30** NERVEN

Senkrecht — **1** GENEHMIGEN **2** PREMIIEREN **3** ARTOTHEKEN: Anagramm von «Ahornkette» **4** GETURTEL **5** Belte und SUNDE sind Meerengen. **6** TRIBUENE **7** EVERGREEN **8** FROST: gemäss alter Bauernregel **9** ABWASSER **10** HOHN **12** SERBELN: kränkeln **13** PHRASEN (dreschen) **21** CSC: Kosekans **23** (Schmutz)FINK **25** ODEM: dichterisch für Atem

Lösungswort — **FERNSEHER**

EMS

WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien

SEIT 1946!

WIR SIND EIN EIGENSTÄNDIGES,
UNABHÄNGIGES & REGIONALES
SCHWEIZER UNTERNEHMEN.



Dä HUG hätt's



DÄ HUG HÄTT'S

**Baumaterial · Bäder · Plättli · Garten
Maschinen · Werkzeuge**

Beratung, Inspiration, Begeisterung

Als Bauherr, Bauunternehmer, Planer oder Architekt beraten wir Sie kompetent und persönlich.
Damit Ihr Bauvorhaben ein voller Erfolg wird.

Besuchen Sie unsere Ausstellungen in Hinwil, Nänikon, Volketswil, Wettingen oder Zürich.



Hauptsitz Hug Baustoffe AG

Grossrietstrasse 12 | CH-8606 Nänikon | +41 44 905 97 00 | info@hug-baustoffe.ch | www.hug-baustoffe.ch